Maria Theresia und ihre Zeit.

Zweiter Theil.

Maria Theresia

und

ihre Zeit.

Historischer Roman

von

Franz Carion.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Muß Unrecht sein, so sei's um eine Krone,
In allem Andern sei man tugendhaft.
Euripides' „Phönizierinnen".

I.

Wo weilt das Glück unwandelbar? Nirgends. Kein Sterblicher kann sich dieses Vorzugs rühmen, daher ist diese Gleichheitsäußerung der unverkennbare Ausdruck jener wunderbaren ewig waltenden Gerechtigkeit, die als Engel der Versöhnung das große All durchschreitet, Freude und Schmerz, Lust und Trauer abwiegend und verklärend zu Tönen der Harmonie zwischen Licht und Schatten. Auch Maria Theresia empfand den Schmerz der Trennung von dem Gegenstande ihrer Liebe, sie wußte der Trauer um den Verlust ihres Gemahls, welcher 1765 zu Innsbruck starb, als er mit ihr und dem Hofe daselbst der Hochzeit seines zweitgeborenen Sohnes und nachmaligen Kaisers Leopold II. beigewohnt und sich bereits zur Abreise von da nach Wien angeschickt hatte, jenen tiefempfundenen Charakter zu geben, welcher einem Frauenherzen wie das ihre allein würdig war.

Wir meinen damit nicht das äußere Zeichen, der von jenem Tage des Verlustes „ihres großen und liebsten Kaisers“, wie sie ihn stets genannt hatte, bis zu ihrem 15 Jahre später folgenden Tode von ihr getragenen schwarzen Trauerkleidung, nicht die gewissenhafte Feier der Erinnerung an ihn an dem jedesmaligen achtzehnten Monatstag und die tiefe Zurückgezogenheit, welche sie in jedem wiederkehrenden August, seinem Sterbemonat, beobachtete, sondern jene wahrhaft große Erhebung ihrer Seele über Alles, was einer kleinlichen Empfindung ähnlich sein konnte.

Ja, ihre Trauer war eine Verklärung ihres eigenen Ichs, sie hatte kein Gedächtniß mehr für den jeweiligen Kummer, den ihr dreißigjähriger Ehegefährte ihr verursacht, die Liebe zu ihm verwehte jede Erinnerung an solche Stunden, sie war groß und edel in ihrem Schmerze, wie nur je ein Weib es sein konnte. Als sie vor ihrer Abreise von Innsbruck, wo sie so Schweres erlebt hatte, sich zum ersten male wieder nach traurig durchweinten Tagen ihrem Hofe zeigte, trat jene unwürdige niedere Denkart der Hofmenschen in aller Blöße ihr vor Augen. Die Cavaliere und die Damen, die vor wenig Tagen sich noch glücklich priesen, der von dem dahingeschiedenen Kaiser besonders begünstigten Fürstin Heinrich Auersperg ihre

Devotion zu bezeigen, reihten sich jetzt auf der einen Seite des großen Saales, der unmittelbar an das Cabinet der Kaiserin stieß, während von ihnen gemieden die junge schöne Fürstin allein in tiefster Trauer mit weinenden Augen auf der andern Seite stand. Maria Theresia fühlte, als sie den Kreis ihres Hofes und die einsam Weinende, von Allen absichtlich Gemiedene, überschaute, die Wandelbarkeit des Glückes in der Letztern verkörpert. Mit Abscheu aber empfand sie auch die sich ihr gewaltsam aufdrängende Ueberzeugung von der Unwürdigkeit der Gesinnungsweise der sich vor jedem vom Glück begünstigten Götzen beugenden und schmeichelnden Hofmenschen. Langsam schritt sie auf die Fürstin zu, reichte ihr die Hand und sprach laut: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe.“

Maria Theresia war nie in ihrem Leben größer und edler als in diesem Augenblick, wo sie einen so herrlichen Sieg über sich feierte, sie stand als Muster der Frauen in der Schönheit der Versöhnung und Milde, strahlend in edelster Weiblichkeit vor Denen, die sich sofort nichts angelegener sein ließen, als der Fürstin aufs neue zu huldigen und ihr die Aechtung vergessen zu machen, welche sie kurz vorher über sie ausgegossen. Der Verlust, der der Kaiserin Herz so

schwer betroffen, änderte indeß nichts in der Weise ihrer Regierung, obwol man anfänglich der Meinung war, daß sie, durch Gram niedergebeugt, die Regierungsgeschäfte in die Hand ihres Sohnes Joseph niederlegen würde, der nun die Würde seines Vaters, die des deutschen Kaisers, bekleidete. Es gab am wiener Hofe zwei Parteien, welche nichts unversucht ließen, um die ihnen bekannten und gefürchteten Bestrebungen Joseph's, des nunmehrigen Mitregenten seiner Mutter, zu paralysiren. Das war die Geistlichkeit und die Bureaukratie. Vorzüglich die erstere Partei wußte das Herz Maria Theresia's, welches so ganz in ihrer Hand lag, dahin zu stimmen, daß sie die Zügel der Regierung nicht aus der Hand ließ. Indem diese Partei, wenigstens auf Zeit, die Plane Joseph's lähmte, dessen eben nicht sehr freundliche Gesinnung gegen Rom und überhaupt den Klerus ihr allzu genau bekannt war, hatte sie noch das Vergnügen, diesem Gegner einen empfindlichen Schmerz zu bereiten, indem sie ihn in dieselbe theilnahmlose Stellung der Abhängigkeit neben der Kaiserin drängte, welche sein verstorbener Vater ohne Murren eingenommen hatte. Dieses Manöver glückte so vollkommen, daß Joseph's Wille, solange seine erhabene Mutter lebte, nur auf einen ganz kleinen Wirkungs-

kreis beschränkt wurde. So war es denn gelungen, das edle Flügelroß seines Geistes zu fesseln, daß es langsam Schritt um Schritt neben dem Ackergaule der Alltäglichkeit einhergehen mußte. Auch ihm hatte das Geschick eine schwere Prüfung aufgebürdet, der Tod ihm seine beiden Gemahlinnen geraubt, und fast wäre die Kaiserin ein Opfer ihrer großen Zärtlichkeit für die letztere derselben, die bairische Prinzessin Josephe, geworden, da sie an deren Sterbelager das Blatterngift einathmete und nur durch van Swieten's große Kunst dem Leben erhalten wurde. Aber der berühmte Arzt hatte nicht verhindern können, daß die Blattern das Antlitz der erhabenen Frau arg entstellten. Sie war nicht mehr die schöne, doch die herzensgute Kaiserin.

Das Jahr 1767 erwies sich gegen sein Ende feindlich gegen die Kaiserin, indem es ihr eine zweite Trauer und diese mit schwerem Selbstvorwurfe ins Herz warf. Sie hatte nämlich ihrer Tochter, der Erzherzogin Josephe, als unerlaßliche Pflicht vor deren Abreise zur Vermählung mit dem Könige von Sicilien, Ferdinand IV., den Besuch der Gruft ihrer Vorfahren auferlegt, um daselbst zum letzten male in Oesterreich ihre Andacht zu verrichten. Umsonst flehte die junge schöne Erzherzogin, von Ahnungsschauern

erfüllt, das Mutterherz der Kaiserin an, ihr diesen Besuch zu erlassen, und zurückkehrend aus der Gruft, die noch trotz aller getroffenen Veranstaltung von dem starken Geruch des Leichnams der vier Monate vorher an den Blattern gestorbenen Gemahlin Joseph's duftete, verfiel auch sie durch dieselbe Krankheit dem Tode. Aufs tiefste erschüttert von diesem Verluste und gequält durch Selbstvorwurf schien auch der Rest der Heiterkeit, den die Kaiserin sich noch bewahrt hatte, von ihr gewichen zu sein, sie zog sich von allen erheiternden Lebensgenüssen zurück, zeigte sich selten dem Volke, wie man überhaupt sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht mehr im Burgtheater gesehen hatte.

Doch eines Februarabends des Jahres **1768** rauschten Parterre und Logen von den enthusiasmirtesten Freudenrufen. Ein Kurier hatte der in ihrem Cabinet arbeitenden Kaiserin die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz II. (Sohn Leopold's II.) gebracht, und außer sich vor Freude über dies Ereigniß, das gleich einem blendenden Lichtstrahle die Kummernacht ihres Herzens verscheuchte, stürzte sie im Nachtkleid durch die Vorzimmer und Gänge ins Burgtheater und rief hier, sich weit hinaus über die Logenbrüstung lehnend, in ihrer Mutterfreude: „Der

Poldel hat an Buaben (einen Buben, Sohn) und gerad' zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant."

Somit war die Kaiserin durch die Freude gleichsam wieder dem Leben und seinen Genüssen gewonnen, der Hof athmete auf im neuen Jubel. Die frohe Nachricht von der Geburt eines Enkels — Joseph's einziges Kind war eine Tochter — hatte der Kaiserin den Gedanken eingeflößt, die Osterfeiertage bei ihrer an den Statthalter von Ungarn, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, vermählten Lieblingstochter Maria Christine in Presburg zuzubringen. Ein Theil ihres Hofstaats begleitete sie dahin. Der hohe Adel Ungarns versäumte niemals bei diesen Besuchen seiner Königin sich zahlreich einzufinden, Presburg wimmelte dann von den Repräsentanten ungarischen Reichthums. Die Kaiserin liebte alles Das, was ihre hohe Würde in den Augen des Volks erheben konnte, und deshalb sah sie die stolzen Magnaten nebst deren Familien gern in ihrer Nähe und wußte dem Prunke zu entsprechen, mit welchem die Söhne und Töchter des Magyarenlandes aufzutreten pflegten. Sie erschien daher öffentlich nie anders als von ihrer Arcierengarde begleitet, ein Trupp von 50 Mann, deren rothe Röcke mit schwarzen Sammet-

aufschlägen, strohgelben Westen und darüber Flügelröcke von schwarzem Tuch mit gelbseidenen Borten den Aufzug sehr stattlich erscheinen ließen, zumal diese Hartschiere alle ausgewählte Pferde ritten. Das presburger Volk hatte die vollkommenste Ursache, zu wünschen, daß die Kaiserin jeden Tag durch die Straßen fahren möge, denn mit vollen Händen warf sie bald links, bald rechts kremnitzer Dukaten aus und wer von diesem goldenen Regen kein Tröpflein erhaschen konnte, hatte wenigstens das Vergnügen, seine Augen an der entfalteten Pracht bei den Ausflügen der Monarchin zu weiden, denn voran dem kaiserlichen Gespann und unmittelbar hinter demselben paradirte die ungarische Nobelgarde in ihrer Nationaltracht, roth mit silbernen Schnüren und feinem grauen Pelzwerk, grünseidene Gürtel mit silbernen Knöpfen, Säbel und Patrontaschen, Carabinerriem und Pferdezeug grün mit Silber, Säbel und Carabiner mit Silber beschlagen, dazu Tigerhäute über die Uniform, an silbernen Ketten hängend, und an den Mützen weiße Reiherbüsche, die mit der Farbe ihrer prächtigen Rosse harmonirten. Rechnet man noch die Vorreiter und Läufer hinzu, welche zu dem kaiserlichen Gespann unmittelbar gehörten, so bedarf es keines bedeutenden Phantasieaufschwungs, um den Aufzug

der Kaiserin als ein schönes Schauspiel erscheinen zu lassen.

In den Nachmittagsstunden des Sonntags Judica im erwähnten Jahre hielten die kaiserlichen Equipagen und ihr sämmtlicher Zubehör im geräumigen Hofe des Schlosses zu Presburg, denn die Kaiserin wollte nach geendigter Audienz die Domkirche und das Stift der Congregation de Notre-Dames besuchen. Das Antichambre war voll von Hofherren und Magnaten. Graf Erdödy befand sich unter ihnen, er hatte sich bei der Kaiserin zur Audienz einschreiben lassen, und es war vorauszusehen, daß er einer der Ersten sein werde, welche vorgerufen werden würden. Indeß diese Erwartung täuschte, im Gegentheil blieb er als der Letzte von denen zur Audienz Bestimmten übrig. Das war ein sehr übles Zeichen für zu hoffenden günstigen Empfang. Das Gesicht des stolzen Magnaten wechselte alle mal die Farbe, wenn ein Anderer vor ihm die Gnade hatte einzutreten, er konnte kaum die Empfindlichkeit verbergen, welche er über diese sichtbare Zurücksetzung empfand, umsomehr als er bemerkte, daß sich das Freundlichkeitsbarometer in den Gesichtern der Hofcavaliere genau nach diesem Zeichen des kaiserlichen Misfallens richtete. Endlich rief der Hoffourier am Eingange zu den Appartements

der Kaiserin auch seinen Namen. Zornig mit klingenden Schritten und klirrendem Säbel eilte Erdödy an dem Rufenden vorüber, der hinter ihm die Thür schließend nicht umhinkonnte, ihm höflichst die Weisung zu ertheilen, seine Eile ein wenig zu mäßigen, der Kaiserin Majestät liebe solche Hast bei Audienzen nicht.

„Warum hat man mich als den Letzten auf die Liste der Audienzsuchenden gesetzt?“ fragte Erdödy zornig.

„Allerhöchsteigener Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin, Herr Graf.“

Der Magnat kniff die Lippen aufeinander und düsteres Roth überglitt sein Gesicht. Daß er auf keinen freundlichen Empfang von Seiten der Kaiserin rechnen konnte, war nun gewiß. Die Kaiserin ganz in Schwarz gekleidet, was für die bedeutende Corpulenz seit dem Tode ihres Gemahls ihrem Aeußern den Ausdruck der Schwerfälligkeit gab und stark gegen ihr früher elastisches Wesen contrastirte, saß in einem Sessel am Fenster und hielt den Blick nach außen gerichtet. Nach einer ziemlich langen Weile wendete sie den Kopf nach ihm und sprach mit merkbarer Indignation: „Ach, welches Glück! der Herr Graf Erdödy erzeigen mir die Ehre Dero Besuches.

Das habe ich mir wol sehr hoch anzurechnen, nicht wahr?"

„Kaiserliche Majestät . . ."

„Will Er sich vor mir etwa entschuldigen!" rief die erhabene Frau zornig. „Ich glaube keinem Seiner Worte. Er ist ein . . . nun, nun, ich will hoffen, daß Er noch nicht so sehr sich verworfen hat, um jetzt die tiefste Scham vor mir zu empfinden. Wie geht es Seiner Gemahlin? Antwort!"

Wie früher düsteres Roth war jetzt eine tiefe Blässe vorherrschend. „Sie ist sehr krank, Ihro Majestät", stammelte er.

„Kein Wunder, daß sie krank ist", entgegnete die Kaiserin. „Sein Betragen ist auch derart, daß eine Frau deshalb vor Gram sterben könnte." Eine Pause folgte. Der Magnat stand wie auf glühenden Kohlen, ein Fieber schien ihn zu durchschütteln, besonders da der Erhabenen Blick mit dem Ausdruck des Abscheus auf ihm ruhte. „Als ich Ihm Fräulein von Barlaimont zur Gemahlin gab, glaubte ich sie glücklich zu machen und hoffte auch von Seiner Seite Ansprüche auf Dank zu haben. Wie sehr habe ich mich in dieser Erwartung betrogen. Konstanze ist eine unglückliche Frau geworden und Er . . . ich will Ihn nur gleich beim rechten Namen

nennen . . . Er ist der Mörder ihres ganzen Lebensglücks.“

„Ich bitte kaiserliche Majestät unterthänigst auch mich zu hören, Allerhöchst Ihr Verdammungsurtheil nicht mir zum Nachtheil auf Reden und Gerüchte von Leuten zu gründen, denen es vielleicht Vergnügen macht, mich wie einen Teufel anzustreichen“, rief Erdödy, und im Tone seiner Stimme verrieth sich die große zornige Aufregung seines Innern, seine Gesichtsmuskeln fibrirten unter dem Einflusse dieser ihn ganz beherrschenden Empfindung.

„Mäßige Er sich“, befahl die Kaiserin . . . „vergesse Er nicht, vor wem Er steht. Behüt' mich doch der gnädige Gott vor einem zweiten Fehlgriffe derArt, wie ich bei der Verheirathung des Fräuleins mit Ihm gemacht habe! Wenn Er schon mir gegenüber, Seiner Kaiserin, kaum Maß und Ziel zu halten weiß, und wie es scheint loswettern und mit Seinem Säbel dreinschlagen möchte, wie muß Er sich erst gegen Seine Frau geberden, wo Er den Herrn spielen kann.“ Nach einer kurzen Pause redete sie weiter: „Uebrigens bringe Er nun vor, was Er zu sagen hat. Es soll nicht heißen, ich hätte mein Ohr der Vertheidigung eines bei mir schlecht Angeschriebenen verschlossen. Wenn in Seiner Ehe noch was zu

bessern wäre, ich möcht's versuchen, denn ich glaube dazu ein Recht zu haben, weil ich deren Stifterin bin."

„Es wird nichts zu bessern sein, kaiserliche Majestät", entgegnete Erdödy ohne Umschweife ... „zwischen mir und meiner Gemahlin steht etwas, das ich nicht kenne, für das ich keinen Namen habe. Alle, die mich kennen, müssen mir die günstigste Zeugenschaft ablegen, daß ich der zärtlichste Gemahl war, als ich meine Gemahlin in mein Vaterland brachte; aber der heißeste Tropfen erstarrt zu Eis, wenn die Kälte des Nordpols ihn unausgesetzt berührt. So war es zwischen uns Beiden, ich mochte ersinnen, was ich wollte, nichts trieb bei ihr ein anderes Gefühl zur Blüte, als eben nur das der stillen Ergebung. Eine Hoffnung hatte ich noch, sie anders, zum Ausdruck der Liebe zu mir erhoben werden zu sehen, auch diese Hoffnung, die Geburt eines Kindes, ließ mich das Glück ihrer Gegenliebe nicht finden. Das Kind liebte sie, ja, aber mich nicht ... mich nicht. Ihr Wesen mir gegenüber blieb dieselbe farblose Ergebung und ich ... wer kann mich verdammen, daß ich die Freuden des Lebens anderwärts suchte, da ich sie nicht in meinem Hause fand. Wenn es Männer gibt, die in Demuth ein gehofftes und nicht in Er-

füllung gegangenes Glück beklagen, so müssen sie andern Naturells sein als ich. Mein Blut ist heiß und Unterthänigkeit ist meine schwächste Tugend. Ihro kaiserlichen Majestät bekenne ich das offen."

„Zur Offenheit, mit der Er so sehr prahlt, gehört aber auch das Geständniß, daß Er zuweilen sehr unangenehme Auftritte zwischen Seiner Gemahlin und Ihm herbeigeführt hat", bemerkte die Kaiserin ironisch und fuhr dann fort zu sprechen: „Besonders wenn Er in wilder Gesellschaft sich einen Rausch angetrunken, wies Er sich gegen seine arme Frau sehr liebenswürdig. Erinnert Er sich vielleicht des heiligen Marientages, wo Er auch in diesem Zustande zu Hause gekommen und an das Bett Seines Kindes taumelte, Seine Gemahlin aber, die Ihn bat, es nicht im Schlummer zu stören, so hart von sich stieß, daß sie, die auf solche Zärtlichkeitsausbrüche nicht gefaßt war, an die Wand taumelte und dort zu Boden fiel?"

Diese Kenntniß der Kaiserin von Dem, was in seinem Hause vorgegangen, versetzte den Magnaten in ein starres Erstaunen, das sich endlich in den Ausruf löste: „Welcher Höllengeist hat das Ihro kaiserlichen Majestät verrathen?!"

„Vermeine Er ja nicht, Ungarn liege außer der Welt und von dort könne keine Kunde nach Wien

kommen. Er sieht, ich habe für Das, was ich erfahren, ein besseres Gedächtniß, als Er für Das, was Er verübt. Weiter jetzt."

Erdödy's Trotz hatte einen derben Stoß erlitten, im Tone seiner Stimme war diese Veränderung fühlbar. Er würde sich gern der Erzählung hinsichtlich des weitern Verlaufs seines ehelichen Unglücksverhältnisses entzogen haben, indeß die Kaiserin drang darauf. Er konnte also nicht anders als ihr die Wahrheit zu bekennen, die Kluft zwischen Konstanze und ihm sei seit jenem Marientage so groß geworden, daß sie ihn gemieden habe, wo sie nur im Stande gewesen, und da auch vor einem Vierteljahre ihr Kind gestorben, so sei sie in einen Zustand von Tiefsinn gefallen, zu dessen Hebung sein Hausarzt ihm angerathen habe, sie in die Einsamkeit des Waldschlosses Szomolan zu bringen, wo sie sich jetzt befinde.

„Sein Hausarzt ist gewiß ein sehr kluger Mann, aber der meinige, van Swieten, wird sicher um einen Gedanken klüger sein, darum werde ich ihn beordern, den Gesundheitszustand der so sorgsam beseitigten Gräfin zu untersuchen", entgegnete die Kaiserin scharf. Erdödy wollte sprechen, die erhabene Frau gebot ihm Schweigen und setzte hinzu: „Glaube Er ja nicht, daß ich mich mit Seiner Aussage begnüge.

Da ich die Urheberin Seiner Heirath mit Konstanze von Barlaimont bin, habe ich auch ein Recht für Die zu sorgen, die Er so prächtig in einem einsamen Waldschlosse aufgehoben hat. Genug, Er kann gehen." Die Entlassung ohne Handkuß war das unzweifelhafteste Zeichen der Ungnade der Kaiserin. Die im Vorzimmer wartenden Hofdiener flüsterten, als der Graf die Revue an ihnen vorüberpassirt war, untereinander: „Der sah sakrisch schlimm aus, als wär' ihm ein Donnerwetter auf den Kopf gekommen. O, die kaiserliche Majestät versteht's, den großen Herren die Köpfe zu waschen." Van Swieten wurde noch vor der Ausfahrt der Kaiserin befohlen, die ihm die Weisung gab, morgen sich sogleich nach Szomolan zu verfügen. „Glaube Er mir, van Swieten, ich habe schon manchmal den sündigen Gedanken gehabt, daß Konstanze besser aufgehoben sei, wenn sie an den Folgen der Transfusion, wie Er die Ueberleitung des Bluts nennt, gestorben wäre. Sie ist unglücklich und es ist meine Pflicht, für sie zu sorgen."

Der Statthalterin kaiserliche Hoheit trat, als die Monarchin hatte ansagen lassen, sie sei zum Ausfahren bereit, von einigen Damen begleitet ins Zimmer ihrer erhabenen Mutter. Nach den gegenseitigen Begrüßungsworten wendete sich die Kaiserin zur Gräfin

Trautson, und sie ein wenig bei Seite führend, sagte sie leise: „Meine liebe Trautson, ich danke Ihr, daß Sie mich von dem Unglück der Gräfin Erdödy so gewissenhaft berichtet hat. Der Erdödy ist ein schlechter Patron, dem ich meine Meinung derb gesagt habe. Van Swieten wird morgen auf meinen Befehl nach Szomolan, um über die Krankheit der Gräfin mir gehörig zu rapportiren. Es wäre mir recht erwünscht, wenn auch Sie sich dahin begäbe. Die Gräfin ist ja Ihre Freundin und Frauen sprechen sich gegenseitig viel offener aus, als wenn der Arzt mit ihnen Nachforschungen über ihre Leiden hält. Sie, meine gute Trautson, kann sich also dabei sehr nützlich machen, und ich bin überzeugt, daß Sie es auch gern thut."

„Ihro Majestät kleinster Wunsch ist für mich Befehl, den ich stets mit Freuden erfülle", antwortete Gräfin Angelica Trautson sich tief verbeugend.

Die Kaiserin war sehr gnädig, und die Gräfin freundlich auf die Wange klopfend, sagte sie: „Sie ist mir alle mal, wenn ich Sie sehe, ein lebendiges Beispiel, wie sehr man sich hüten muß, von Vorurtheilen sich einnehmen zu lassen. Ehemals konnte ich Sie nicht leiden, hatte etwas gegen Sie aufgefaßt, und

jetzt ist Sie mir eine recht liebe Person. Nun, nun, es wird schon noch einmal ein Tag kommen, wo Sie von mir eine Gnade beansprucht, und dann wird Sie erkennen, daß Ihre Kaiserin auch zugleich eine Ihr wohlgeneigte gnädige Freundin ist."

Begleitet von ihrem kleinen Dienst, der sich in den Vorzimmern gesammelt hatte, schritt die Kaiserin, auf den Arm ihrer Tochter, der Statthalterin, gestützt, hinab zu der ihrer harrenden Staatscarrosse, und wenig Minuten später brauste der stattliche Zug vondannen. Es war der Kaiserin Gewohnheit, mit Sturmesschnelle zu fahren, sodaß die neben dem Wagen reitenden Hartschiere immer im raschesten Trabe bleiben mußten, sollte nicht das kaiserliche Gespann ihrer Begleitung enteilen. Für die längs des Wegs, den der kaiserliche Zug nahm, stehenden Zuschauer war daher das schnelle Vorbeibrausen desselben wie ein Traum, der flüchtig vor dem Geiste hinschwebt und spurlos verschwindet. Die wieder aus dem Gewehr getretene Schloßwache hatte sich noch nicht einmal wieder in ihr Wachtlocal begeben, als schon die Nachricht kam, der Wagen, in welchem die Kaiserin saß, sei, an einem Steine anprallend, umgeschlagen. Gleich hinterher kam die Bestätigung dieser Hiobspost, indem sogleich die kaiserlichen Haiducken zum

Abholen einer Sänfte für die durch den Wagenumsturz übel zugerichtete Kaiserin befohlen und die Leibärzte in schleunigste Kenntniß von dem die Monarchin betroffenen Unfalle gesetzt wurden, um ohne Zeitverlust derselben ihre Hülfeleistungen bieten zu können. Theils war das sturmschnelle Fahren, theils die Schlechtigkeit des Wegs die Ursache des Unfalls gewesen. Die erhabene Frau war mit dem Gesicht in die Glasscheiben der Wagenfenster gefallen, und, als man sie aus der bis an ihr Zimmer getragenen Sänfte hob, in einer tiefen Ohnmacht. Anfänglich hatte es den Anschein, als wären ihre Augen unrettbar verloren, indeß bald wies es sich aus, daß nur die äußern Theile derselben beschädigt waren und die Verwundungen des Gesichts, sobald die Heilung der Augen außer Frage stand, blos insofern Bedeutung habe, als deren Kennzeichen oder Spuren vielleicht bleibend sein würden.

Unter solchen Umständen war an eine Vollziehung ihres Befehls an van Swieten, sich nach Szomolan zu begeben, natürlich nicht zu denken. Seine Thätigkeit gehörte jetzt seinem Amte, der Kaiserin Hülfe zu leisten. Als ein Zeichen, daß die erhabene Frau trotz ihrer eigenen Schmerzen nicht die Gräfin Erdödy vergessen habe, galt ihre nach einigen Tagen an van

Swieten gerichtete Frage, ob er Jemand nach Szomolan geschickt? worauf der Gefragte erwiderte, wie die Sorge um sie ihn so sehr in Athem erhalten, um ihn an etwas Anderes nicht denken zu lassen. „Er ist ein braver Mann, van Swieten, daß meine Heilung Ihn an gar nichts Anderes denken läßt, aber ich bitte Ihn jetzt, schicke Er wenigstens Jemand, der Ihm rapportiren kann, wie es mit der Gräfin steht. Sie liegt mir sehr am Herzen.“

„Kaiserliche Majestät, sollte auch mein College diese Mission vollziehen, so sehe ich doch keinen besondern Nutzen für die Gräfin darin, es wäre vielmehr nur eine Hemmung meiner Anordnungen, da mir durch Zuziehung eines mit mir in gleicher Stellung stehenden Arztes die freie Hand in Bezug auf die Mittel gegen die Krankheit wenigstens gelähmt würde, denn ich könnte keine Verfügung treffen, ohne der Schicklichkeit meine Reverenz zu machen und erst den Rath, die Ansicht meines Collegen entgegenzunehmen. Ich habe derlei Fessel mir nur dann im Interesse des Kranken und der Wissenschaft auferlegt, wenn ein besonderer Vortheil für Beide daraus zu entspringen schien.“

„Ich verlange ja nicht, daß Ihm ein Assistent oder Beirath gesetzt werde, behüt' mich Gott.“

„So werde ich meinen Famulus, Dr. Little, nach Szomolan senden.“

Die Kaiserin beobachtete Schweigen, was als Zeichen betrachtet werden mußte, daß ihr dieser Vorschlag nicht sehr genehm war. — „Majestät“, hob van Swieten an . . . „es wäre sehr traurig, wenn in Ihrem Herzen ein Vorurtheil gegen diesen jungen Mann, den ich mit Stolz meinen Famulus nenne, platzgegriffen hätte.“

„Wie kann Er mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich kein Vertrauen zu einem Menschen hege, der so großes Aergerniß gegeben, wie dieser Sein Famulus? Denkt Er, ich sei eine Frau, welche ihre einmal gefaßten Grundsätze je verleugnen könnte? Hat Er vergessen, daß ich die saubere Sippschaft der Feigenbrüdergesellschaft in ihrem Versammlungsort zu Nußdorf (bei Wien) festnehmen und die beiden dabei befindlichen Rutenberg, des danziger Bürgermeisters Söhne, trotz aller Gnadengesuche ihres Vaters, an den Pranger stellen ließ? *) Nein, nein, ich verachte jeden unsittlichen Menschen.“

Eine Pause folgte, während welcher die Kaiserin mit Erstaunen bemerkte, daß über das sonst so ernste

*) Im Jahre 1752.

Antlitz van Swieten's der Hauch eines Lächelns lief. „Findet Er Das, was ich da gesagt habe, für so sehr spaßhaft, daß es Ihm ein Lächeln abnöthigt?“ fragte sie pikirt. „Ich will nicht hoffen, van Swieten, daß das üble Beispiel, welches «die Frau» in Petersburg gibt, in Ihm, den ich so hochachte, einen Verehrer gefunden hat und Er deshalb den Ausdruck meiner den ihren gerade entgegenstehenden Grundsätzen belächelt? Behüte mich Gott und alle seine Heiligen, daß von mir aus solches sittenverderbendes Exempel wie von «der Frau» ausginge! ich könnt's nicht vor Gott, vor meinem lieben Oesterreich, vor der ganzen Welt verantworten.“ Hatte das Lächeln des großen Arztes sie und zwar sehr unangenehm überrascht, so sah sie sich jetzt umsomehr in Spannung versetzt, als van Swieten das Knie beugend ihre Hand ergriff und küßte. „Was fällt Ihm denn ein?“ fragte sie erstaunt . . . „das ist ja gar nicht Seine Manier und habe es auch nie von Ihm verlangt. Ich verstehe Ihn heute nicht.“

„Lassen Ihro kaiserliche Majestät allergnädigst mich den Ausdruck des Dankes Ihres Volks für die schönen Grundsätze aussprechen, die Sie durch Ihr eigenes erhabenes Beispiel der Sittenreinheit zur Wahrheit und zu Oesterreichs Segen bethätigen“,

sprach van Swieten feierlich, dann redete er weiter: „Jahre sind verflossen seit dem durch Dr. Little herbeigeführten sogenannten Eclat und heute erst, da die Gelegenheit mich dazu veranlaßt, sollen Ihro Majestät erfahren, daß Dr. Little frei von der Schuld ist, die in den Augen Ihrer Majestät auf ihm lastet.“

„Mein Gott, wäre es denn möglich, daß dabei eine Täuschung untergeflossen sein könnte!“ rief die Kaiserin.

„Es ist so“, bejahte der Leibarzt und erzählte, daß Egon in seiner Gegenwart am Sterbebette Pater Hambacher's, nachdem er diesem freiwillig den Eid geleistet, lebenslang unverheirathet zu bleiben, das Geständniß abgelegt, mit welcher Inbrunst er Fräulein Konstanze, nunmehrige Gräfin Erdödy, geliebt habe. Da ihm nach glücklich vollbrachter Transfusion die Gelegenheit entzogen gewesen, sie zu sehen, zu sprechen, sei er auf den Gedanken verfallen, bei der dem Namenstage des Grafen Trautson zu Ehren veranstalteten Festfeier die Möglichkeit eines Wiedersehens mit ihr herbeizuführen. Er habe deshalb brieflich an Fräulein von Hallstein sich gewendet und sie beschworen, eine solche Zusammenkunft zwischen ihrer Freundin Konstanze und ihm zu veranlassen. In der Hoffnung auf Cäcilie's Unterstützung seines heißen

Wunsches habe er an dem in seinem Billet bezeichneten Platze im gräflich Lofy'schen Garten mehre Stunden lang geharrt, endlich sei Cäcilie allein gekommen, und ihre Bitten, einer Neigung zu entsagen, die nie Erfüllung finden, im Gegentheil nur Konstanze's künftiges Glück stören könnte, hätten ihn dahin gebracht, daß er ihr zugeschworen, seine Leidenschaft für das Fräulein von Barlaimont in seiner Seele zu unterdrücken. Zufrieden mit diesem Gelöbniß habe sich Cäcilie entfernt, aber nach wenigen Secunden sei sie schon wieder ganz sinnlos vom Schreck zu ihm zurückgekehrt, gleich darauf aber auch die Gesellschaft vor dem Eingang des Rondels erschienen. Diese Ueberraschung sei so entsetzlich gewesen, daß er selbst die Besinnung verloren, bis ihn das Gelächter, die Aeußerungen des Spotts der Gesellschaft zu sich gerufen und er sich mitten durch sie einen Ausweg gebahnt habe und aus dem Garten entflohen sei.

Van Swieten hatte schon lange seine Erzählung beendet, als die Kaiserin immer noch im tiefen Schweigen die Hände über der Bettdecke ihres Lagers, auf welchem sie aufrechtsaß, gefaltet hielt. Endlich sagte sie: „Van Swieten, Er hat mir da eine Natter ans Herz gesetzt, die ich sobald nicht los-

werden werde. Guter Gott, wie sind wir Menschen doch Sklaven des Scheins! Wir Alle glaubten damals, daß zwischen Egon und dem Fräulein von Hallstein ein abscheuliches Verhältniß stattfinde. Wie ungerecht war ich gegen diese unglückliche Person! Das ist ein schlimmer Selbstvorwurf ... wie kann ich das wieder gutmachen?"

Dieser Selbstvorwurf der erhabenen Frau bezog sich auf eine Scene, welche wenige Tage nach jenem für Egon und Cäcilie im gräflich Losy'schen Garten so traurigen Ereignisse stattgefunden hatte. Durch geschäftige Zungen, und deren gab es sehr viele in Maria Theresia's Nähe, war ihr der Vorgang gleich am nächsten Morgen mitgetheilt worden. So glänzende Lichtseiten auch die Kaiserin hinsichtlich ihrer schönen Eigenschaften des Gemüths und Herzens besaß, so mangelten ihr doch auch nicht jene kleinen vorzugsweise weiblichen Schwächen, die oft die Ursache zur Ungerechtigkeit in Bezug auf übles Urtheil gegen Abwesende werden. Sie gestattete zuweilen Personen den Zutritt bei sich, die, um ihre Gunst zu erwerben, eine Menge Neuigkeiten ihr zu Ohr brachten, bei denen die Pointe nicht selten in der Verleumdung Anderer bestand. Die Heftigkeit der Kaiserin war sehr leicht durch jede ihr kundwerdende unehren-

hafte Handlung hervorgerufen, ihr anhaltender Zorn jedoch brach sich stets Bahn, sobald ihr weibliches Gefühl zur Entrüstung getrieben wurde; sie schritt dann mit unerbittlicher Strenge ein, und Diejenigen, welche ihr Zorn erreichte, hatten keine Aussicht mehr, bei ihr je zu Gnaden aufgenommen zu werden. Weniger über Egon als über Cäcilie's vermeinte Schamlosigkeit empört befahl sie, Beide ihr vorzuführen. Dem Gebote Folge leistend, erschien Gräfin Losy mit Cäcilie im Vorzimmer, desgleichen Pater Hambacher mit Egon.

Des Letztern Herz wurde tief erschüttert, als er mit dem Pater ins Vorzimmer der Kaiserin eingetreten, die Gräfin Losy und neben ihr Cäcilie daselbst erblickte. Die Gräfin hatte in einem Lehnsessel Platz genommen, Cäcilie stand unweit von ihr. Ha, wie zitterte diese kleine verwachsene Gestalt! Schauer um Schauer schien sie zu durchfrösteln, sie wagte nicht aufzublicken, ihre Augen wurzelten am Boden, ihr Gesicht ohnehin unschön, war von einer erdfahlen Blässe überzogen. Der Pater redete mit der Gräfin, welche fern jeder Rücksichtnahme für die fast vor Angst vergehende misgestaltete Verwandte laut äußerte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich wegen dieser aus Barmherzigkeit in unser Haus aufgenommenen

Creatur jemals der kaiserlichen Majestät Zorn erleben müßte.“ — Egon bebte vor Grimm über die Lieblosigkeit der gnädigen Dame und würde sich vielleicht durch das Gefühl der Indignation haben verleiten lassen, eine Entgegnung auszusprechen, für die das Vorzimmer der Kaiserin ein sehr unpassend gewählter Ort gewesen sein würde, wenn nicht im selben Augenblick die Kaiserin, von ihrer Kammerfrau von Hieronymus begleitet, aus ihren Gemächern herausgetreten wäre.

Man sah ihr das Erstaunen an, in welches sie von dem Anblicke der kleinen verwachsenen Gestalt Cäcilie's versetzt wurde; die Frage an die Gräfin Losy: „Ist diese abominable Person dieselbe, welche sich soweit vergessen konnte, ein öffentliches Aergerniß zu geben?“ bezeugte, wie sehr sie sich von dem Anschauen Cäcilie's frappirt fühlte. Gräfin Losy fand in dieser Frage einen Anknüpfungspunkt, ihre Entrüstung auszusprechen über eine Creatur, die sie unglücklicherweise ihre Verwandte nennen müsse, und bat die erhabene Frau, nicht auch auf sie ihren gerechten Zorn zu werfen.

„Wie kann Sie nur das glauben, Frau Gräfin?“ rief die Kaiserin . . . „hat Sie mich je so ungerecht gefunden, das Böse einem Andern als dem Thäter

aufzubürden? Wenn man diese ... diese elende Person sieht, sollte man es nicht für glaubbar halten, daß sie an etwas Anderes denken könnte, als Gott zu bitten, der Leute Herzen zu rühren, damit sie mit ihrem Elende Mitleiden haben." Und nun folgte aus dem Munde der erhabenen Frau der Erguß eines Zorns über die Aermste, in dem sich Verachtung, Abscheu, Spott und Drohungen mischten. Das starke Gefühl für weibliche Sittlichkeit ließ der Kaiserin die Worte nicht abwägen und daher wurde ihr Zornsermon, je mehr sie in Eifer gerieth, zum doppelschneidigen Schwerte in Cäcilie's Herzen. In solchen Augenblicken, wo die Kaiserin ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit den Zügel ließ, kannte sie keine Schonung der Person. Unter dem Gewicht der von höchster Entrüstung zeugenden Vorwürfe der Kaiserin sank Cäcilie in die Knie, laut schluchzend. „Wäre Sie nicht werth, daß ich Sie der Partie jener abscheulichen Dirnen zuwiese, welche ich wegen ihres schandbaren Lebenswandels in das Banat und nach Slawonien bringen lasse?" rief die Monarchin.

„Erbarmen! Erbarmen!" jammerte die Unglückliche und wollte, mit dem Oberkörper ganz zu Boden sich werfend, der Kaiserin Füße umklammern, wie es schien.

„Rühre Sie mich nicht an!“ entgegnete die erhabene Frau zurücktretend ... „ich habe keine Gemeinschaft mit solchem ehr- und zuchtvergessenden Aussatz des weiblichen Geschlechts. Ihr Elend schützt Sie vor schwerer Ahndung von meiner Seite, aber komme Sie mir nie wieder unter die Augen. Sie hat von mir aus auf keine Gnade, keine Unterstützung zu rechnen.“

Wenn die Heftigkeit des Zorns, den die Kaiserin ohne Rückhalt über Cäcilie ergoß und diese fast gänzlich vernichtete, auf Egon den Eindruck des Erstarrens, jenes traumähnlichen Zustandes machte, in dem man Das bezweifelt, was sich von außen den Sinnen aufdrängt, so rief jetzt der Anblick des Jammers, der Verzweiflung Cäcilie's bei dem Jüngling eine große Gefühlsaufregung hervor.

„In Ihm habe ich mich bitter getäuscht“, redete die erhabene Frau sich zu ihm wendend ... „ich habe Ihm solche Gemeinheit nicht zugetraut. Pfui über Ihn! Verzeihungswürdig fände ich es noch, wenn Er als Luftikus einen Gegenstand, der für Ihn eher passend gewesen wäre, zu so unerlaubtem Verhältniß sich erwählt hätte, aber daß Ihn derlei elendes augenwidriges Geschöpf anziehen konnte, das ist... ich will mich nicht weiter darüber auslassen, Er hat sich selber gebrandmarkt.“

Diese Worte der Kaiserin, welche auf Cäcilie die größte denkbarste Schmach häuften, ließen Egon Alles vergessen, was ihn zum Schweigen bestimmte. Mit einer Heftigkeit, die den Pater erschreckte, rief er: „Kaiserliche Majestät verdammen ungehört.“

„Er könnte sich noch rechtfertigen? ei, da thue Er's ja gleich, ich bin sehr neugierig darauf“, entgegnete die Monarchin.

Indem Egon die von ihm selbst gefoderte Rechtfertigung beginnen wollte, fiel sein Blick auf die noch am Boden kniende Cäcilie, der die Angst, durch ihn das Geheimniß Konstanze's verrathen zu sehen, den Muth gab, ihn durch ein Zeichen zum Schweigen anzuflehen. Niemand achtete auf sie, die Augen der Kaiserin, der Gräfin und des Paters waren auf ihn allein gerichtet. Cäcilie hob das niedergesenkte thränenfeuchte Gesicht nach ihm auf, ihre Hände falteten sich zur Bitte, welche durch den Ausdruck ihrer Augen für ihn zur verständlichen Mahnung wurde, dann legte sie den Finger auf den Mund. Er wußte, was sie andeuten wollte, und erkannte, wie ohne diese rechtzeitige Mahnung die Entrüstung, in der er sich befand, seinem Herzen das Geheimniß entrissen haben würde. Gleichzeitig mit dieser Erkenntniß kam auch die des großen Edelmuths der so tief Gedemüthigten,

in ihrer Ehre gleichsam in den Staub Getretenen. Wie edel mußte das Herz eines so entsetzlich moralisch gefolterten Wesens sein, welches in solcher Situation noch der Freundschaft das Opfer des Schweigens zu bringen fähig war!

„Nun?“ fragte die Kaiserin pikirt . . . „ist Er auf einmal stumm geworden? ich gebe Ihm ja Gelegenheit zur Rechtfertigung, warum benutzt Er sie nicht?“

„Weil ich nicht glaube, daß Ihro Majestät diese etwas gelten lassen werden“, antwortete Egon, sich gewaltsam fassend.

„Das wird sich erst zeigen. Jetzt verlange ich sie von Ihm.“

Egon fühlte in diesem Augenblick einen Aufschwung sich seiner bemeistern, welcher theils aus der Empörung seines Herzens über die rücksichtlose Demüthigung, welche die arme Cäcilie erfahren hatte, theils aus der unwillkürlichen Empfindung der Hochachtung und Bewunderung vor dem größten Opfer, das nur eine edle Seele zu bringen fähig war, hervorging. Er glühte auf in einem ihn über die ganze Situation erhebenden Gefühle.

„Wälzen Ihro kaiserliche Majestät alle Schuld auf mich“, sprach er . . . „nur ich allein bin Der-

jenige, der Ihro Majestät Zorn verdient, wenn überhaupt ein Grund zu solchem vorliegt, da es kein Verbrechen ist, Jemand um seiner selbst willen hochzuachten, zu demselben sich gezogen zu fühlen. Zwischen dieser Aermsten und mir hat kein unehrenhaftes Gefühl, kein Gedanke, vor dem sie oder ich erröthen müßte, platzgegriffen, keine Sinnenlockung war es, welche sie in meinen Augen werth machte, der edle Fonds ihrer Seele allein flößte mir Zuneigung und Vertrauen ein. Ihro kaiserliche Majestät werden es nicht abenteuerlich finden, daß Jemand, der den menschlichen Körper unter dem Messer des Anatomen studirt, eine Vorliebe für Das empfindet, was er bei diesem Studium nicht entdeckt: den Geist, die Seele.. Es ist vielleicht ein Unglück, zu der Erkenntniß zu gelangen, daß der Körper ohne Seele nichts ist und aller Herrlichkeit bar, die ihn im Leben schmückte; aber gewiß ist es auch ein Glück, zu wissen, daß es Geist und Seele gibt, welche für höheres Dasein bestimmt sind. Gott hat dieser so schwer von Ihro Majestät Gedemüthigten die körperliche Schönheit versagt, aber er entschädigte sie dafür mit dem unvergänglichen Gute eines denkenden Geistes, einer fühlenden Seele. Durch meine Besuche bei Fräulein Konstanze lernte ich diesen großen Vorzug des Fräulein

von Hallstein kennen, ich übersah die traurige Form. An jenem Abende zog mich der festliche Schmuck des gräflich Losy'schen Gartens an einzutreten. Niemand hinderte mich daran, da ich den Dienern bekannt war. Ich traf Fräulein von Hallstein, und um sie nicht dem Spotte der Gesellschaft, in der reicherleuchteten Gartenpartie mit mir gesehen zu werden, auszusetzen, schlug ich ihr einen Gang nach dem kleinen Quell vor, an dem ich sie früher ein paar mal mit Fräulein Konstanze getroffen hatte. Darin besteht mein Verbrechen, kaiserliche Majestät. Welcher böse Geist es sich zum Vergnügen machte, uns als Zielscheibe des Hohns, des Gelächters darzustellen, weiß ich nicht. Nach einer kurzen Unterhaltung mit mir eilte Fräulein von Hallstein, von unerklärbarer Augst getrieben, fort, aber nach wenig Secunden kehrte sie in Todesangst zurück, denn man kam, kein Ausweg stand offen, sie der Entdeckung, sich mit mir in dem einsamen Rondel zu befinden, zu entziehen. Fast ihrer Sinne nicht mächtig, umklammerte sie mich, bei mir Schutz vor dem ihrer harrenden Hohn suchend. So fand man uns, denn auch ich unterlag dem Schreck dieser boshaften Ueberraschung."

„Er hat ja eine außerordentliche Anlage zur platonischen Liebe", bemerkte die Kaiserin nach einer

Weile . . . „nun, laß Er sich's eine Warnung sein, dergleichen geistvolle Exercitien für die Zukunft zu unterlassen. Es könnte doch einmal der Fall eintreten, daß Er einen Gegenstand für Seine platonische Zuneigung fände, welcher, auch im Aeußern so schön als am Geiste, es dann Andern unglaubbar erscheinen ließe, daß Er nur einen so sonderbaren Gusto auf das Geistige hat." In diesen Worten der erhabenen Frau trat der Zweifel der Wahrheit Dessen, was Egon gesprochen, zu stark hervor, um von dem Vorgange, welcher die Ursache war, daß Er und Cäcilie sich hier vor der zürnenden Kaiserin befanden, den Stempel der Schuld zu nehmen. Egon, ungewöhnt der Unwahrheit, hatte, eine solche als Ehrenrettung Cäcilie's aussprechen zu müssen, das tiefe Roth der Scham nicht verbergeu können, und in diesem Zeichen erblickte die Kaiserin das Schuldbewußtsein, welches sich durch Lüge zu verhüllen glaubte. Sie verachtete jede Lüge, und wer einmal in solchen Miscredit gekommen war, für den gab es nur in sehr seltenen Fällen eine Aenderung ihres Mistrauens. Einige Worte noch an die Gräfin richtend, endete die Kaiserin diese unangenehme Scene und begab sich in ihre Wohngemächer zurück. Pater Hambacher schien es für nöthig zu finden, der Gräfin etwas

deren Herz zur Milde gegen Cäcilie Bewegendes zu sagen, was aber von wenig Einfluß auf die stolze Dame blieb, denn sie äußerte laut: „Ich dulde dies Geschöpf nicht länger in meinem Hause, ich habe an dem erlebten Affront übergenug.“ Egon war zu Cäcilie getreten und hob sie aus der knienden Stellung vom Boden empor. „Ich danke Ihm . . . sie ist gerettet“, flüsterte die Aermste.

Seit jener Stunde waren fast fünf Jahre vergangen; wohl hatte die Kaiserin von van Swieten das Lob Egon's öfter gehört, doch nie eine Theilnahme mehr für ihn geäußert, jetzt erst, als der von ihr so hochgeachtete Leibarzt das Geheimniß enthüllte, welches Egon und Cäcilie, damals alle Schmach ertragend, so undurchdringlich bewahrt hatten, wandte sich ihre Abneigung gegen Dr. Little in eine Achtung seiner Tugend um, sie bedauerte ihre Härte gegen ihn und Cäcilie aufs tiefste, als eine von ihr begangene Ungerechtigkeit, welche, sobald ihr Gelegenheit dazu werde, sie gutmachen müsse. Es ward van Swieten leicht, ihre Genehmigung zur Mission Egon's nach Szomolan zu erlangen, obwol die Kaiserin die Furcht aussprach, daß die Neigung des jungen Mannes zur Gräfin Konstanze dadurch erneut werden könnte.

„Fürchten Ihro Majestät das nicht,“ entgegnete jener . . . „Dr. Little ist in den Jahren daher ein Anderer geworden, auch die Gräfin wird nicht mehr dieselbe sein. Ich bürge für Egon's Ehrenhaftigkeit in jeder nur denkbaren Beziehung. Wenn Gräfin Erdödy noch zu retten ist, so dürfte es durch seinen Eifer allein möglich sein.“

„Nun, so schicke Er ihn. Ach, mein lieber van Swieten, uns Erdengöttern fehlt nichts als Allwissenheit, und da wir diese nicht haben, sind wir so sterblich wie jeder Andere, der weniger Verantwortlichkeit zu tragen hat als wir. Sieht Er, in der Demuth dieser Erkenntniß gründet sich auch die uns vom Heiland gelehrte Bitte: «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.» Die ist für Fürsten und Völker, für Reiche und Arme gleich von Bedeutung.“

II.

Der Wald von Szomolan erstreckt sich über ein ziemlich bedeutendes Gebiet jener Ländereien, welche zu dem reichen Besitzthum der Grafen Erdödy gehören. Er lehnt sich an die niedern Seitenausläufer der Karpaten an, welche gleich einzelnen erstarrten Wellen von dem riesigen Hauptzuge dieses europäischen Urgebirges noch im presburger Comitat sanfte Höhungen bilden. In jener Zeit, in welcher die Ereignisse vorliegender Geschichtserzählung handeln, waren Ungarns Wälder in übelm Rufe, theils wegen der Schlechtigkeit, theils auch wegen der Unsicherheit der durch sie führenden Straßen. Es war schwer einen Räuber von einem rechtlichen Mann zu unterscheiden, denn die in den Wäldern Verkehrenden sahen einander in der Regel so gleich, daß die beste Menschenkenntniß nicht ausreichte, auf den ersten Blick zu errathen, was man von einer Begegnung mit

ihnen zu erwarten hatte. Obwol der Wald von Szomolan keine Ausnahme von diesem allgemeinen Rufe machte, so war er doch im Ganzen weniger gefahrvoll; vielleicht beruhte dies in der Nähe der Hauptstadt Presburg und in der strengen Aufsicht, welche die Grafen Erdödy in ihrem Territorium halten ließen. Die erwähnten sanften Höhungen, die der Wald bestand und die sich nordwärts immer höher hoben, boten zuweilen dem Wanderer köstliche Fernsichten in das tiefere Land, da die letzten beiden Grafen Erdödy Freunde der Natur gewesen waren und sogenannte Schneußen hatten aushauen lassen.

Fern von der Hauptstraße durch den Wald, nach Morgen gerichtet, erhob sich in einem tiefen und breiten Einschnitt im Waldraum ein Schloß, das unter dem Namen „das Waldschloß von Szomolan" bekannt war. Ehedem ein Jagdhaus für die waidlustigen Erdödy, hatte es sich seit Maria Theresia's Regierung in die compactere Gestalt eines Schlosses verwandelt.

Die Familie des Grafen Erdödy blühte in mehren Linien im Lande. Der Besitzer oder vielmehr Umwandler des szomolaner Waldschlosses, des Grafen Sigismund Vater, hatte der Kaiserin wichtige Dienste in dem gleich nach ihrem Regierungsantritt ausge-

brochenen Kriege geleistet, und als ihn später Krankheit befiel und die Lebensgenüsse keinen Reiz mehr für ihn hatten, lebte er als ein sehr hinfälliger Grand Seigneur in seinem Waldschlosse. Nach geschehener Vermählung seines Sohnes und Erben mit Konstanze von Barlaimont war das Waldschloß von Szomolan der Schauplatz einer kleinen lustigen Hofhaltung geworden, aber nur ein Jahr lang dauerte dieser heitere Anstrich, dann verließ es Graf Sigismund mit seiner Gemahlin, und tiefe Waldesruhe war fortan der Charakter des Schloßes, welches nur von einem Castellan und der nöthigen Dienerschaft bewohnt blieb. Der Gräfin Gemüth war nicht für die wilden rauschenden Lebensfreuden, denen ihr Gemahl sich ergeben zeigte. Sie entzog sich ihnen, wo sie es konnte, und diese Bemerkung verdüsterte Graf Sigismund ungemein. Indeß die Wahrnehmung, daß sie gegen Ende des Jahres in dem Zustande jenes heiligen Mysteriums sich befand, welches oft den wunderbarsten Einfluß auf die Stimmung der Frauen übt und dessen endliche Lösung ihn zum glücklichen Vater machen werde, bestimmte ihn zur Veränderung des Aufenthalts, indem er eine andere seiner Besitzungen dazu wählte. Doch indem die Gräfin ihm später eine Tochter gebar, war sein Glück nur von

sehr kurzer Dauer, sie selbst neigte sich einer Schwermuth zu, welche immer stärker hervortrat. Nur in Gegenwart ihres Kindes glänzte die Freude in ihrem Antlitz, alle Liebe, alles Glück fand sie in demselben, sie bewachte es mit einer Sorgfalt, welche zuletzt den Anflug von Ueberspannung annahm. Graf Sigismund war sehr wenig davon erfreut und auf Anrathen seines Arztes, eines Italieners, übersiedelte er nach Presburg mit ihr. Die Erwartung, daß hier in den glänzenden heitern Kreisen ihre schwermüthige Stimmung sich verlieren würde, war eine große Täuschung, sie blieb dieselbe. Das heftige Gemüth des Grafen fühlte sich zu sehr an Glück verarmt, er ergriff mit wilder Begierde jede Gelegenheit, sich dafür zu entschädigen, und bald hatte er das Renommée eines Wüstlings erworben. Schlimme Scenen zwischen ihm und seiner Gemahlin erfolgten, man redete sogar von thätlichen Mishandlungen, in denen er sich gegen sie vergessen. Zu alledem kam noch, daß ganz gegen seine Erwartung die Kaiserin ihr Versprechen, ihm Ehrenämter zu übertragen, noch nicht gelöst hatte. Seine Eitelkeit würde dadurch befriedigt worden sein und ihn für seine Gemahlin milder gestimmt haben. In Stunden des wilden Grolls achtete er sich nur für einen von der Kai-

serin zur Verheirathung Konstanze's zufällig gebrauchten nöthigen Gegenstand; dieser Gedanke empörte ihn aufs äußerste, und der seine Seele durchtobende Grimm, sich so sehr getäuscht zu wissen, richtete sich gegen Konstanze, die unschuldige Ursache. Seine Ehe mit ihr ward unter diesen Umständen eine sehr traurige. Um der Gräfin Unglück aufs höchste zu steigern, entriß ihr der unerbittliche Tod ihr Kind, und mit diesem Verlust stürmte alles Wehe, unter dem ein Herz brechen kann, auf sie ein. Ihr Kind war noch der einzige Anker gewesen, der sie ans Leben fesselte, und indem ihr diese letzte Stütze verloren ging, sank auch bei ihrem Gemahl jede Rücksicht für sie zu Nichts herab. Er wünschte Trennung von ihr und würde ihren Tod willkommengeheißen haben, doch sie starb nicht an dem schweren Schlage, ihr Kind verloren zu haben, ihr Gemüthszustand versank nur in jenes traurige Stadium des Tiefsinns, der von jeglicher Lebensfreude Abschied genommen und dem Alles farblos erscheint. Aber der Graf wollte sich wenigstens von jeder Sorge um sie befreien und fand den Rath seines Arztes, sie in die Einsamkeit des Waldschlosses von Szomolan zu schicken, für gut. Konstanze lebte seit ein paar Monaten daselbst. Die Einförmigkeit, die der Winter über den Wald von

Szomolan brachte, war durchaus nicht geeignet, irgendeiner Möglichkeit, den Tiefsinn der Gräfin zu heben, Vorschub zu leisten, eher war zu erwarten, daß die Stille des unbewohnten Schlosses zerstörend auf sie einwirken werde. Des Grafen Arzt, Dr. de Luigi, schien darauf gerechnet zu haben, aber der Erfolg war nicht der erwartete. So oft er nach Szomolon fuhr, um gleichsam dem abnehmenden Leben an den Puls zu fühlen, fand er die Gräfin unverändert, sie schien eine eiserne Lebenskraft zu besitzen. Der Frühling erst warf sie aufs Krankenlager nieder, infolge einer Erkältung bei einem Spaziergange, wie es hieß. Ihr Gemahl war noch nicht ein einziges mal, seitdem sie in Szomolan weilte, zu Besuch daselbst gewesen, er hatte die lustige Faschingszeit und die darauffolgenden Fastenwochen fern von Presburg zugebracht. Als er dahin zurückkam, befand sich die Kaiserin daselbst. Er suchte um eine Audienz nach, deren Resultat ihn nicht wenig erschreckte, da die erhabene Frau den Entschluß, ihren Leibarzt zur Untersuchung der Krankheit Konstanze's nach Szomolan zu senden, ausgesprochen hatte.

Einen Tag vor Palmsonntag fuhr ein leichtes Zweigespann den Waldweg nach dem Schlosse hin.

Die Nachmittagsstunden waren schön. Die Sonnenlichter wiegten sich auf den Aesten der Bäume, die tiefe Ruhe, nur gelegentlich von den Rufen der Vögel unterbrochen, ward durch kein anders Geräusch gestört. Dr. Little und sein Toni, der Letztere auf dem Bocke neben dem Kutscher sitzend, waren die Fahrenden, hinter ihnen trabte ein Reiter her. Der Toni hatte sich schon öfterer nach seinem Herrn umgesehen, der, die Arme über die Brust verschränkt und den Kopf niedergesenkt, sich dem Nachdenken hingab. Der Toni hatte etwas auf dem Herzen, und als zufällig Dr. Little durch einen Stoß des Wagens in dem unebenen Wege aufsah, konnte es der Erstere nicht aushalten länger zu schweigen, wo ihm die Seele vor Jubel aufblühte, und sagte: „Herr Doctor, das ist'n Bisserl Luft hier, grad' wie in unsern steirischen Bergen. Und schau'ns nur dahinaus, da in der Fern gibt's auch Berge. Ich hätt's nicht geglaubt, daß man anderswo auch so 'n Glück haben könnt' wie bei uns. O, ich werd' völlig frisch in Wald und Bergen und möcht' gleich einen Jodler in den Wald hineinschallen lassen, daß es eine Lust sein sollt'.“

„Thue es, ich weigere dir's nicht“, antwortete der Doctor, denn er kannte die Sangluft Toni's zu gut und wußte, daß jede Beziehung zur Heimat

dem ehrlichen Kerl das Herz offen und weit machte. Toni ließ sich das nicht zwei mal sagen, sondern sang lustig vom Bocke herunter:

Vom Wald bin i fiara,
Wo d'Sunn so schen schaint,
Und mai Schatz is ma liaba
Als all maini Freund.

Das Echo schallte von den altbemoosten Stämmen wol wunderbar wieder, als sänge dem Toni ein Chorus nach, aber in des Doctors Herzen weckte das ihm wohlbekannte Lied keinen fröhlichen Widerhall. In seine Jugendblüte war ein harter Frost gefallen und hatte eine große Veränderung in und an ihm bewirkt. Jetzt wo er erst fünfundzwanzig Jahre seines Lebens zählte, lag schon ein tiefer Ernst auf seinem ganzen Wesen. Seine Erscheinung war eine vollkommen männliche geworden; der eben erwähnte Ernst lieh ihm eine Gemessenheit in seinem Benehmen, welche in der Regel nur das Eigenthum älterer Männer zu sein pflegte; glücklicherweise aber hatte dieser Ernst nicht so tief eingegriffen, um die ursprüngliche Milde, die seinem Antlitz als Jüngling jenen gemüthlichen herzlich-offenen Ausdruck lieh, ganz verdrängen zu können. Diese glückliche Mischung beider Eigenschaften war für seinen Beruf als Arzt besonders günstig, indem sie Vertrauen erweckend für

ihn sprach. Seine Laufbahn als Arzt war eine glückliche, sein Blick ein scharfer; Eifer für seinen Beruf hatte ihn schnell beliebt gemacht.

Die Nachwirkung jener Stunde, wo er und Cäcilie vor der zürnenden Kaiserin gestanden, war eine tiefe, unverlöschliche für ihn geblieben. Seine Ehrfurcht vor der erhabenen Frau hatte sich in eine so nachhaltende Abneigung gegen sie verwandelt, daß er nie von ihr reden und sprechen hören konnte, ohne ein Gefühl von Widerwillen in sich zu empfinden. Hoch und erhaben stand gegen sie Cäcilie's Andenken in seiner Seele fest, sie hatte eine Prüfung bestanden, welche sie mit Einem Worte enden und den Wahn der Kaiserin zerstören konnte, und es doch nicht that, sich für ihre Freundin zum Opfer bringend.

In jenen Tagen hatte sich Pater Hambacher ihm als ein wahrer Freund gezeigt. Der Pater besaß, wenn er es für geeignet fand sie auszuüben, jene herzgewinnende Milde, welche stets ihres Erfolgs sicher ist. Von ihm, der sich ihm bisher nur als streng erwiesen, hatte Egon keine Berechtigung auf ein mildes Urtheil zu haben geglaubt, und gerade daß er es empfing, fesselte ihn unwillkürlich an ihn. So gestaltete sich zwischen ihnen ein Verhältniß wie zwischen Vater und Sohn, bald konnte der Jesuit mit

vollem Rechte behaupten, das Herz des Jünglings sei ganz in seiner Hand. Die große Umwandlung, welche durch das im gräflich Losy'schen Garten erlebte Ereigniß in Egon's Seele vorgegangen, war der beste Boden für Pater Hambacher's Bestrebungen, ihn für seine Pläne zu gewinnen. Diese Pläne wurzelten im Interesse des Ordens der Gesellschaft Jesu.

Für diesen Verein von Männern, die nur Ein Interesse verfolgten, das, den Staat von der Kirche abhängig zu machen, war die Zeit eine fühlbar schlimme geworden. Eine starke Opposition, welche von unten herauf bis in die Ministerien reichte, hatte ihnen allmälig den sonst so sichern Boden unter den Füßen unterwühlt, und nur eben die Kaiserin war noch die Schützerin der Gesellschaft, die Ferdinand I. nach Oesterreich gerufen. In den 1760er Jahren wurden in Oesterreich die Verbote, kirchliches Unwesen betreffend, ziemlich zahlreich, die Strömung der Opposition gegen die kirchliche Uebermacht wuchs mit den Jahren zur Flut — und es zeigte sich, daß die Zeit der Jesuiten vorüber sei, denn sie begriffen die Gefahren des 18. Jahrhunderts nicht, sie waren in ihrer Entwickelung am Ende des 17. Säculums stehen, in Inhalt und Form ihrer Lehre stereotyp geblieben und faßten alles Staats- und Volksleben

nur nach vergangenen Zeiten auf. So vergriffen sie sich in den Schutz- und Angriffswaffen gegen die Opposition, glaubten den noch immer gefangengehaltenen Sturm nur von persönlichen Motiven herleiten zu müssen, und gebrauchten kleinliche Mittel für große Zwecke. Jene Opposition bestand nicht allein aus Laien, vielmehr waren es der österreichische Weltklerus, die alten berühmten österreichischen Stifter, die den in ihren Bestrebungen ins Stadium der Stagnation gerathenen Jesuiten den Todesstreich brachten. Von den andern Orden ging die Reaction gegen sie aus, indem Jene Schulen erschufen, deren Ruhm bald die der Jesuiten verdunkelte. Ihre Mitglieder waren nicht heimisch, nicht stabil genug in Oesterreich, ihre Zwecke waren zu allgemein. Die Universitäten unter ihrer Leitung leisteten wenig, ihre Professoren waren nur Anfänger, Medicin und Rechtslehre gehörten gar nicht in ihr Bereich, und solche Mängel waren zu offenbar, um übersehen zu werden.

Eine Verblendung eigener Art war es, daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu diese Mängel wohl erkannten, aber trotzdem nichts oder nur sehr wenig dagegen thaten, im Gegentheil zu Mitteln griffen, die ihnen täglich mehr Feinde erweckten. Unter diese Mittel gehörte obenan der Widerstand gegen die

Staatsgewalt, sie hielten sich für mächtiger als sie waren. Pater Hambacher war vielleicht weniger von diesem Wahne befangen, denn er suchte Alles aufzubieten, um der gegen den Orden sich erhobenen Opposition entgegenzuarbeiten, und in diesem Bestreben erschien es ihm als besonders nöthig, auch jene beiden Lehrfächer an der Universität, Jus und Medicin, mit Mitgliedern seines Ordens zu besetzen. In Egon erblickte er ein würdiges Werkzeug für die Verwirklichung dieser Idee. Eben daß van Swieten, der berühmteste Arzt seiner Zeit, welcher mit Leib und Seele der oppositionellen Richtung gegen den Orden angehörte, den Jüngling als ein für die ärztliche Wissenschaft besonders aufflammendes Licht bezeichnete und ihn seines Unterrichts würdigte, sprach für des Paters Plan, indem es ja keine gültigere Empfehlung geben konnte als eben diese Lehre, diese Protection des kaiserlichen Leibarztes. Es kam nur darauf an, Egon für den Orden zu gewinnen, und Hambacher wählte den sichersten Weg dazu, den der Milde, welche auf des Jünglings in seiner ursprünglichen Heiterkeit so rauh gestörtes Gemüth den wohlthuendsten Einfluß übte. Wenn es eine Zeit im Menschenleben gibt, die besonders geeignet ist, die Keime großer Ideen festwurzeln zu lassen in Geist

und Herz, so ist es die des Jünglingsalters; die frischen Farben der Jugend, welche gleichsam eine Glorie über den Geist breiten, umhüllen die von außen kommenden Eindrücke und lassen sie leichter zum Eigenthum des jungen thatkräftigen Individuums werden, die Neigung zur Romantik, welche dem Einen mehr als dem Andern angeboren ist, entfaltet die Schwingen der Phantasie, und so schießt der als Samenkörnlein dem Jüngling zugeführte Gedanke bald als fester Stamm einer Hauptidee desselben auf. Nichts wirkt reizvoller als der dem Jünglingsgeiste eingeflößte Gedanke, Mitglied einer großen weit verbreiteten Gesellschaft zu werden, es liegt eine mächtige farbenreiche romantische Lockung in ihm, welche sich durch alle Zeiten und vorzüglich im 18. Jahrhundert in Bezug auf die abenteuerlichsten Verbindungen bewährt hat. Pater Hambacher entwarf mit allen Zeichen der Begeisterung die Schilderung von der Größe des Jesuitenordens, es gab dieser Schilderung nach kein Land der Erde, wo nicht derselbe seine Wirksamkeit äußerte, die erleuchtetsten Männer aller Zonen nannte er seine Mitglieder, in allen Ständen hatte er Angehörige, und sein Streben war ein erhabenes ohne Gleichen. Egon erfaßte den Gedanken mit Leidenschaft, dieses die Erde umfassenden

Ordens Mitglied zu werden, besonders da ihm Hambacher bewies, daß die Moral des Ordens eine auf Erkenntniß menschlicher Neigungen und Schwächen erbaute und daher auch die mildeste sei, welche je gelehrt und geübt werden könne. An Beispielen dies zu beweisen konnte es dem Pater nicht fehlen. Hatten nicht die Jesuiten in Wien jungen Leuten und verschiedenen andern Personen erlaubt, das ärgerliche von den französischen Bischöfen verworfene, vom Heiligen Stuhle verbotene Buch des Père Berruyer zu lesen, brachten nicht die Jesuiten-Professoren in Innsbruck und Olmütz verbotene Bücher zur Vorlesung? und derlei Beweise und Milde von Nachsicht gab es Hunderte, alle verfänglichen jesuitischen Lehrsätze ließen sich als Maß der Erkenntniß menschlicher Neigungen zergliedern, aus denen selbst, wenn sie noch so verderbt schienen, doch auch etwas Gutes hervorgehen könne. Keine Lehre bot ihren Anhängern mehr Freiheit des Willens als die jesuitische; für Alles hatte sie Vergebung und war deshalb nach Hambacher's Darstellung ein Ausfluß hoher menschlicher Weisheit, die in der Form der römischen Kirche einen Vereinspunkt sich begründet habe.

Ehe noch der Pater seine Bemühungen, Egon zu dieser Anschauung zu bringen, von Erfolg gekrönt

sehen konnte, nahte ihm der Tod; aber er hatte auf seinem Sterbebette die Freude, den Jüngling den Entschluß aussprechen zu hören, sein Lebenlang ein freiwilliges Cölibat zu halten, und wenige Monate nach Hambacher's Tode gehörte er der Gesellschaft Jesu wirklich als weltliches Mitglied an. Niemand ahnte von diesem Geheimnisse etwas, welches über den sonst so lebensfreudigen Egon einen Schleier des Ernstes warf, der selbst den Menschenkenner van Swieten täuschte. Pater Hambacher hatte, die Zukunft Egon's im Auge, dem Ordenshause in Wien ein Testament hinterlassen, welches die genauesten Vorschriften enthielt, wie dieser Zögling, von dem er sich soviel versprach, zu leiten sei. Demzufolge erblickte Egon nur die Lichtseiten der Gesellschaft Jesu, er empfand das erhebende Gefühl, mit Männern in Verbindung zu stehen, die ihn schätzten und liebten. Es lag etwas Wohlthuendes in dem Gedanken, aller Orten Freunde zu finden. Ehe er von Presburg sich nach Szomolan begab, hatte er von dem nunmehrigen Beichtvater der Kaiserin, dem Jesuitenpater Ignaz Campmillr, die Weisung erhalten, dem Pfarrer des Städtchens Szomolan als einen Ordensbruder heimzusuchen, was natürlich erst im Verlaufe seines Aufenthalts im Schlosse geschehen konnte.

Der Waldweg erweiterte sich allmälig, je näher sie dem Schlosse kamen; nach einer halbstündigen Fahrt stand das letztere endlich vor ihren Blicken. Es war ein ziemlich umfangreiches Gebäude mit zwei Flügeln, welche die beiden Seiten eines Hofraums bildeten, dessen Hintergrund das Hauptgebäude ausmachte und welcher vorn durch ein querlaufendes Gitter mit weitem Thorflügel geschlossen wurde. Der Eindruck, den dies in einem außerordentlich weit ausgehauenen Halbrund der hohen Waldbäume, meist alte Eichen, stehende Schloß bewirkte, war kein ungünstiger, obwol es nicht Anspruch auf architektonische Schönheit machen konnte, vielmehr trug es den Charakter des Compacten; aber es harmonirte bezüglich dieser Eigenschaft mit den gewaltigen Eichenstämmen, von denen es in gehöriger Entfernung gleichsam in einem seine Frische jährlich erneuernden Rahmen eingefaßt wurde. Der Raum um das Schloß bis zu dem umgebenden Waldrondel wurde durch parkähnliche Anlagen ausgefüllt, welche alle jene Schnörkeleien aufzeigten, wie man sie damals für besonders schön befand. Statuen und kleine Tempelchen, Nischen und Obeliske von saftigem Grün einzelner Gebüsche umschlungen und halbverdeckt, boten dem den breiten Weg zwischen den Anlagen hindurch Fahren-

den die Täuschung, einem Herrensitze zu nahen, wo man die Annehmlichkeiten des Lebens über Alles zu schätzen wisse.

Als das Zweigespann im Hofe hielt und der Castellan, erstaunt über den Besuch, von dem ihm keine Meldung vorher geworden sei, mit vielen Kratzfüßen versicherte, daß er nach Kräften beeifert sein werde, Alles in größter Schnelligkeit zur würdigsten Aufnahme des kaiserlichen Herrn Doctors vorzubereiten, schaute Egon zufällig an den Fenstern des Schlosses hinauf. Seine Miene zeigte das höchste Erstaunen, als er, wenn auch nur auf einen Augenblick, ein unschönes Frauengesicht an einem der Fenster erblickte, in dem er das Cäcilie's zu erkennen glaubte. Der Kastellan hatte sein Erstaunen und dessen Ursache bemerkt und sagte mit einem Anklang von Hohn: „Ew. gelehrte Gnaden werden freilich die schmucken Damen vom Hofe der kaiserlichen Majestät vermissen, wir haben nichts Dergleichen hier. Die gnädige Frau Gräfin hat außer zwei Kammerfrauen nur diese Dame bei sich, welche ebenso ausgezeichnet häßlich ist, wie Andere schön. Das ist so eine gnädige Laune von der Frau Gräfin.“

„Zeige Er mir ein Zimmer an und dann melde

Er mich bei der Frau Gräfin", befahl Egon, jede weitere Bemerkung dieses Beamten abschneidend.

Toni und einer der Schloßwärter trugen den Koffer des Doctors in das demselben vom Castellan angewiesene Zimmer nach, während ein anderer Schloßdiener beim Abschirren des Gespanns thätig war. Für Egon hatte der Castellan etwas so Widerwärtiges im Benehmen, daß er es sogar vermied, ihn nach dem Krankheitszustand der Gräfin zu fragen; er gebot ihm nur, einem der Schloßleute die Weisung zu geben, seines Befehls gewärtig zu sein." — „Wollen Ew. gelehrte Gnaden, der kaiserliche Herr Doctor, nicht vielleicht erst die Zurückkunft des Hausarztes des Herrn Grafen aus der Stadt abwarten, ehe Sie bei der Frau Gräfin sich melden zu lassen befehlen?" fragte der Castellan, bevor er das Zimmer verließ . . . „es ist nur eine Art Meinung von mir, die nichts gelten soll, ich dachte mir, daß vielleicht eine Besprechung zwischen Ew. gelehrte Gnaden und dem Herrn Dr. de Luigi, der die Frau Gräfin schon lange behandelt und so wenig Hoffnung für ihr Aufkommen hat, daß er, jede Stunde deren Hintritt erwartend, bereits einen Courier an den Herrn Grafen abgeschickt und nun selbst nach der Stadt geeilt ist, um den hochwürdigen Herrn Pfarrer zu sei-

nen heiligen Amtsverrichtungen zu holen und im voraus alles Nöthige für den Sterbefall der Frau Gräfin zu bestellen, von Nutzen sein dürfte?"

Egon war nicht wenig von dieser Mittheilung überrascht, nach kurzem Nachdenken sagte er jedoch: „Melde Er mich nur bei der Frau Gräfin, ich finde es nicht nöthig, erst die Rückkunft des gräflichen Hausarztes abzuwarten."

Mit tiefer Reverenz verließ ihn der Castellan.

Während Toni den Koffer öffnete, um die Kleidungsstücke seines Herrn, die dieser gegen die Reisekleider wechseln wollte, herauszulegen, ging derselbe nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die ihm von dem Castellan gewordene Mittheilung den Stempel des Seltsamen trug, ohne daß er doch sagen konnte, es läge etwas Pflichtwidriges in der Handlungsweise des gräflichen Hausarztes, wenn dieser nämlich sich über die Nothwendigkeit seiner Abwesenheit in Stunden, wo die Auflösung der Gräfin so nahe bevorstand, ausweisen könne. Wie sich auch Egon bemühte, kein voreiliges Verdammungsurtheil über den ihm unbekannten Berufsgenossen auszusprechen, so drängte sich ihm doch die Eile, mit welcher Alles in sicherster Erwartung auf den Tod der Gräfin in Bereitschaft gesetzt zu

werden schien, als eine Unheimlichkeit auf. — Der Toni hatte mit den Kleidern auch die dem Doctor von dem Leibarzt van Swieten zum Mitnehmen empfohlenen Medicinen herausgestellt und erinnerte nun seinen Herrn an den Wechsel der Garderobe. „Diese Arzneimittel bringe in den Schrank dort, Toni, den Schlüssel werde ich zu mir stecken", sagte Egon, und die Medicinen durchschauend, deutete er auf ein Glas, das die Signatur „Extr. Nuc. vom. spirit." trug, mit den Worten: „Deine Unachtsamkeit hat dieses spirituöse Brechnuß-Extract eine unnöthige Wanderung hierher machen lassen, ich bedarf dessen nicht. Setze es beiseite."

Toni entschuldigte sich, daß er beim Einpacken vermeint habe, das Extract, welches mit auf dem Tische gestanden, gehöre zu den mitzunehmenden Medicinen, glücklicherweise sei es kein großes Versehen und Schaden. Nachdem der Doctor umgekleidet war, begab er sich zur Gräfin; ein von dem Castellan an seinem Zimmer aufgestellter Diener führte ihn dahin. Tiefe Stille herrschte in den Gängen des Schlosses, Egon empfand einen Schauer unter dem Widerhall seiner und seines Führers Schritte, sie klangen so hohl, als wäre das Schloß eine Todtengruft. Eine der Kammerfrauen der Gräfin meldete sein

Kommen. Auf der Schwelle des Krankenzimmers trat ihm Cäcilie entgegen. Sie war es also gewesen, die er am Fenster beim Eintritt ins Schloß gesehen hatte. Beide blieben sprachlos einige Secunden einander gegenüberstehen, Jedes von dem Gefühle beherrscht, das den Andern ergriffen hatte. „Treten Sie ein, Herr Doctor", flüsterte Cäcilie mit bebender Stimme . . . „es ist eine Versöhnung, daß der Herr Graf noch Sie zu seiner Gemahlin Beistand hierherschickt, da die Kunst seines Hausarztes nichts gegen deren traurigen Zustand vermag."

„Die Kaiserin schickt mich", antwortete Dr. Little ebenso leise.

„Die Kaiserin, nicht der Graf? ach, ich fürchte, sie wird nicht die Genugthuung haben, sich sagen zu können, daß Die vom Tode gerettet worden sei, welche ihr kaiserlicher Wille in eine so traurige Fessel schmiedete. Doch treten Sie näher."

Cäcilie deutete auf das Himmelbett, dessen damastene Gardinen, zurückgeschlagen, die mit einer leichten seidenen Decke verhüllte Gräfin ihn gewahren ließen. Die Gräfin hatte die Augen geschlossen, eine tödtliche Abspannung war in ihrem bleichen eingefallenen Gesicht ausgedrückt. Welche furchtbare Veränderung war mit ihr vorgegangen! In diesem so

sichtbar dem Tode verfallenen Leben lag der verwehte Traum seines Glücks, seiner Jugend vor ihm, das Auge wurde ihm feucht bei diesem sich ihm aufdrängenden Gedanken. Er beugte sich nieder, lauschte ihren Athemzügen, sie waren schwer, mühsam. Dann rief er sie beim Namen. Das war kein freudiges Aufschlagen der Augen, der scheinbar von seines Leibes Banden allmälig sich befreiende Geist kehrte nur langsam, ungern in den Kerker zurück, aber sie schien ihn zu erkennen, ihr Blick ruhte lange auf ihm. Egon war nicht fähig zu sprechen, so fühlte er sich von diesem Blicke ergriffen. Als er sich mit Gewalt gefaßt hatte, sagte er ihr, daß die Kaiserin ihn zu ihrer Hülfe schicke.

Die Kranke äußerte keine Freude über dies Zeichen von Theilnahme. Es schien ihr schwer zu werden, Gedanken festzuhalten; darum verstrich eine lange Weile, ehe sie eine Antwort gab. Diese bezog sich aber gar nicht auf die Kaiserin. „Meine kleine Rafaela war bei mir . . . schneeweiß . . . und so lieb wie im Leben . . . wenn sie meine Führerin würde . . . ach, diese Gnade hätte ich nach so vielen Leiden verdient.“

Für Egon war diese Aeußerung unverständlich, er wendete sich mit der Bitte um Erklärung an

Cäcilie, von welcher er erfuhr, daß Rafaela der Gräfin Töchterchen gewesen. Der Tod des heißgeliebten Kindes habe sie so tief erschüttert, daß nur der Gedanke an die Wiedervereinigung mit demselben ihr einziger bisher geblieben. „Dr. de Luigi sagt, sie werde verlöschen wie ein Licht, ihre Lebenskräfte wären ganz aufgezehrt. Er ist jetzt nach der Stadt, um unter seiner Aufsicht vom Apotheker eine Medicin bereiten zu lassen, die er noch versuchen will“, setzte Cäcilie hinzu.

Egon saß lange am Bette der Gräfin, in das Anschauen ihres Gesichts vertieft, er prüfte den Gang ihres Pulses, er war kaum fühlbar. Durch jeweiliges Räuspern vermochte er sie zum Aufschlagen der Augen. Der Blick erschien ihm trotz der allgemeinen Schwäche immer noch lebenskräftig, das Verschwommensein desselben, wie es bei fast allen an Erschöpfung der Kräfte vergehenden Personen hervortritt, war noch nicht zu bemerken. Darauf setzte er Hoffnung. Cäcilie mußte ihm von den etwa bemerkten Wirkungen der vom gräflichen Hausarzte angewendeten Mittel berichten, sie konnte keine andere Auskunft geben, als daß sie keinen Eindruck davon auf die Kranke bemerkt habe, die Schwäche sei jedoch mit jedem Tage sichtbarer geworden. „Er hat also keine

die Lebenskräfte anregenden Medicamente versucht und mir bliebe sonach dieser Versuch übrig", erklärte Jener nach einigem Sinnen. „Bei einem solchen Zustande, wo die Hoffnung den Halt so sehr verloren hat, daß sie nur noch auf einer Nadelspitze schwankt, ist jeder Versuch erlaubt, ich werde denselben verantworten." Dann fragte er die Gräfin: „Erkennen Sie mich, gnädige Frau?"

Wieder folgte ein Blick auf ihn, er wiederholte seine Frage, um ihre Aufmerksamkeit zu schärfen. „Ja", antwortete sie . . . „ich weiß Alles noch."

Ein Strahl der Freude überflog des Doctors Gesicht. „Jetzt habe ich Hoffnung", sagte er . . . „sie weiß Alles noch! das deutet auf noch nicht ganz gesunkene Erinnerungskraft, der Geist ist also noch im Stande, das körperliche Leiden zu beherrschen." Er äußerte seine Hoffnung gegen die Kranke und bat sie ihm ihr Vertrauen zu schenken.

„Mein Vertrauen gehört dem Tode", war ihre Antwort . . . „das Leben hat nichts mehr für mich. Drüben ist mein kleines liebes Kind . . . hier nicht."

„Frau Gräfin", hob Dr. Little an, welcher die Nothwendigkeit fühlte, die Todessehnsucht zu schwächen, die mit eine Basis ihres Zustandes war, wie er wohl erkannte . . . „es gibt weder ein Drüben

noch ein Hier in dem großen Weltenraume, keine Grenze trennt das Geistige, das liebend zueinander gehört. Es ist überall, nur das Körperliche, nur die Form bleibt der Erde, weil sie derem Stoffe entsprungen ist. Wer möchte sagen, zwischen den Geistern läge ein Abgrund, der sie scheidet? dieser Gedanke schon ist Vergehen gegen Gott. Nehmen wir einen solchen scheidenden Abgrund für die dem körperlichen Leben entflohenen Geister an, der uns berechtigt, den Raum, wo sie sich befinden, ein Jenseits zu nennen, so rauben wir uns muthwillig jede Hoffnung auf ein Wiedersehen, auf eine Wiedervereinigung, weil das Fortschreiten der Geister zur Vollkommenheit, zum Aufgehen in die Unendlichkeit des Gottesgeistes nothwendigerweise eine uns unbekannte Stufenfolge bis zu diesem Stadium erheischt und sie dann vielleicht, auf Millionen Jahre uns voraus eilend, von uns getrennt wären. Würde das mit der Liebe harmoniren, welche der Grundtypus alles Erschaffenen, ja Gottes selber ist? Nein, es ist undenkbar. Die Geister der Verstorbenen sind um uns, leben mit uns, lieben uns mit der Seligkeit geläuterter Empfindungen, für sie gibt es keinen besondern Raum, das ganze All ist ihre Heimat. Darum ist es ein Unrecht, eine Scheidewand zwischen ihnen und

uns zu glauben. Wir haben sie nicht verloren, sie sind uns nur unsichtbar nahe, nicht unsern Körpern, sondern unsern Geistern. Welches Vorrecht hätten wir denn an sie zu denken, bei ihnen mit unsern Empfindungen zu weilen, wenn sie nicht das gleiche Recht hätten! Das ist die Eigenschaft der Geister, Aller Eigenschaft, und darum können sie einander nie verlieren, selbst die Ewigkeit trennt sie nicht, je vollkommener sie werden, desto heiliger ist ihre Nähe, ihre Liebe kennt kein Jenseits, kein Hier."

„Rafaela wäre bei mir?" fragte die Kranke nach einer Weile, und die Züge ihres Gesichts zeigten eine Spannung, die vor wenig Minuten unmöglich schien.

„Gewiß, unsichtbar Ihnen nahe. — Würde es nicht eine Ungerechtigkeit des Schöpfers sein, wenn er nur uns, den Sterblichen, die Gabe liebender Erinnerung an die uns entrissenen Lieben gegeben, ihnen aber jeden Ausdruck ihrer Liebe zu uns entzogen hätte? dies vergebliche Sehnen wäre für sie und uns nur Qual und der ewigen Liebe unwürdig."

Der Eindruck, den diese Vorstellung auf die Gräfin hervorbrachte, war ein sichtbar günstiger, ein Lichtstrahl, welcher die tiefe Dämmerung, welche sich um ihr Denken gelegt, durchbrach. Der Gedanke an die wirkliche, wenn auch unsichtbare Nähe ihres Kin-

des stimmte so gut zu ihrem Wahne, ihr Kind immer bei sich zu wissen, daß die abgespannten Saiten ihres geistigen und körperlichen Wesens eine starke Anregung empfingen. Dr. Little verließ sie, um eine diesen gehobenen Zustand unterstützende Arznei für sie zu holen. Als er zurückkehrte, erwartete ihn Cäcilie schon an der Thür. „Bleiben Sie bei uns, so wird sie gesund“, sagte sie. „Die Schwäche hat sie für jetzt in den Schlummer gewiegt, aber sie sprach vorher noch von Ihnen und ihrer kleinen Rafaela.“

Der Doctor wünschte ihren Schlaf zu beobachten, sie gingen ins Zimmer. Auf dem bleichen, eingefallenen Antlitz der Gräfin schien der Friede einen Lichtstrahl ausgegossen zu haben, ja selbst ihre Athemzüge schienen weniger schwer. „Ich hoffe, daß Gott mir gnädig sein werde“, sagte der Doctor sich vom Bette entfernend. „Stören wir jetzt ihre Ruhe nicht, es ist eine Erquickung für sie in dieser.“ — Er überschaute das Zimmer und erklärte, da Cäcilie ihm sagte, Dr. de Luigi habe darauf bestanden, daß die Gräfin hier liegen solle, des Berufsgenossen Wahl als eine sehr verständige, da die Fenster nach Sonnenaufgang gerichtet, den ärztlichen Anfoderungen entsprächen. Das Zimmer war hoch und geräumig,

ein Eckzimmer der Fronte des Gebäudes. Es hatte blos zwei Fenster, aber zwischen ihnen eine Fensterflügelthür, durch welche man hinaus auf den Altan trat, der die ganze Breite der Schloßfronte einnahm. Die beiden Wandräume zwischen der Thür und den Fenstern wurden auf jeder Seite der Thür durch ein paar schlanke Säulen gebildet, zwischen denen die Wandtiefe vom Knauf bis herab an das Piedestal mit Spiegelglas ausgelegt war. Der im Zimmer Sitzende brauchte sich demnach nicht nach der Eingangsthür aus dem Vorgemach zu wenden, um nach dem Eintretenden zu sehen, ein Blick nach den beiden Pfeilerspiegeln ließ ihn Alles in Augenschein nehmen. Cäcilie öffnete leise die Flügelthür, da Egon sich von der Schönheit der Aussicht entzückt fühlte. Sie traten hinaus auf den Altan.

Welch prächtiges Bild entfaltete sich von diesem Standpunkte aus! Der Wald bildete zu beiden Seiten ein ungeheueres tiefes Halbrund, dessen Schluß das Schloß ausmachte. Aus diesem Halbrund flog der Blick auf das schöne Bild des tiefern Landes, auf welchem noch das Sonnengefunkel ruhte. Der April hatte überall das frischeste saftigste Grün hervorgezaubert, Schatten einzelnstehender hin und wieder verstreuter Gebüsche hoben die auf der reizenden

Landschaft ruhenden Lichter. In einer stundenweiten Entfernung traten vereinzelte Dörfer und die Stadt Szomolan hervor, deren Kirchthürme wie schlanke Obelisken in den Aether emporragten. Auch an glänzenden Augen fehlte es dem schönen Landschaftsgemälde nicht, einige ganz von Sonnengold überströmte Teiche schillerten funkelnd aus dem frischen Grün hervor. Und wendete sich der erfreute Blick auf die vom Schlosse aus zu beiden Seiten sich hinziehende lebendige Waldmauer, so schienen deren Spitzen in leichte hin- und herschwankende Flämmchen verwandelt zu sein, die Wipfel des alten Eichenwaldes brannten scheinbar in der Sonnenglut und der leise Wind neigte sie neckend hin und her.

„Ich hätte nicht geglaubt, soviel Schönheit hier zu finden", äußerte Egon. Cäcilie antwortete nichts darauf. Als er sich nach ihr umblickte, überraschte er sie, wie sie eben einige Thränentropfen aus den Augen strich. „Sie weinen?" fragte er theilnehmend.

„Es ist nichts", sagte sie ... „wenn man soviel Unglück und Trauer sieht und mit durchlebt, ist es leicht möglich, daß Thränen zuweilen ganz zufällige Gäste sind."

„Nein, sagen Sie das nicht so leicht hin, Fräulein, entschuldigen Sie vor mir diese Thränen nicht als unwerth einer Frage. Ich entsinne mich einer Stunde, wo sie mir heilig erschienen, Perlen des edelsten Herzens geopfert auf den Altar der Freundschaft. Diese Stunde, dieses große Opfer habe ich nicht vergessen und daß ich jetzt davon spreche, sei Ihnen ein Zeichen meiner aufrichtigsten Bewunderung für Ihren Edelmuth."

Brennendes Roth überglühte Cäcilie's Gesicht, sie senkte die Augen zu Boden und sagte leise: „Die Stunde war furchtbar, an einer zweiten ähnlichen würde ich sterben."

„Seit jener furchtbaren Stunde habe ich mir die große Tugend der Blutzeugen für das Christenthum, wie unsere heilige Kirche solche uns zur Erinnerung vor die Seele führt, versinnlichen können, ich durfte nur an Sie denken und an das Opfer, das Sie damals gebracht. Und wahrlich, ich dachte oft an Sie, gute Cäcilie. Dann trat allemal auch die Erinnerung an die Kaiserin vor mir hin, ein Bild voller Schatten, gegen das ich Widerwillen empfand. Kann man das Herz zwingen zur Liebe und Ehrfurcht? nein, seit damals ist eine unbesiegbare Abneigung gegen die Kaiserin in meiner Seele heimisch geworden."

„Um Gotteswillen, geben Sie den Gedanken auf, Doctor ... „die Kaiserin hatte Recht, sie war freilich in einem Irrthume, aber ..."

„Vertheidigen Sie sie nicht", unterbrach Egon sie mit Bestimmtheit, und fügte nach einer Weile hinzu: „Lassen Sie uns darüber schweigen. Sagen Sie mir lieber, welcher Zufall Sie hierher nach Szomolan führte?"

Gräfin Losy, aufs empfindlichste von dem durch Cäcilie herbeigeführten Eclat beleidigt, denn das äußere Scheinwerk galt dieser Dame Alles, überhäufte sie nicht nur mit allen Zeichen der Verachtung, sondern war auch im Begriff, die unwürdige Creatur aus ihrem Hause zu entfernen, sie zu einer fernen Verwandten in Böhmen zu schicken, die in dem Rufe eines bösen alten Weibes stand. Der Ausführung dieses Vorhabens, das die Aermste in eine Hölle auf Erden gestürzt hätte, trat Konstanze entgegen, indem sie an Erdödy, ihren Bräutigam, die Bitte richtete, Cäcilie mit sich aus dem Hause nehmen zu dürfen. Ohne Umstände bewilligte dieser das Gesuch, obwol er spottend bemerkte: „Ich glaube nicht, daß diese Schöne soviel Glück in Ungarn haben wird, als sie hier gehabt hat." So folgte Cäcilie der Gräfin Erdödy in deren neue Heimat. Wenn etwas noch im

Stande gewesen wäre, die Freundschaft Konstanze's zu Cäcilie fester zu knüpfen, so hätte es nur die Hingebung, das große Opfer sein können, welches ihr Cäcilie gebracht hatte. Konstanze blieb unberührt von der Ahnung der Welt, daß ihr die Gegenwart Egon's im Garten an jenem Festabend gegolten habe. Sie mußte die für sie sich zum Selbstopfer gebrachte Freundin von dem ihr drohenden Schicksal, aus dem gräflichen Hause mit Schande bedeckt ausgestoßen und der Bosheit eines bösen Weibes preisgegeben zu werden, retten. Indem Cäcilie ihre Begleiterin nach Ungarn wurde, hatte sich Konstanze selbst ein Herz erhalten, welches ihr für die bevorstehende Zukunft ein Trost, ein Anker in schwerem Leid werden sollte.

Die Harmonie zwischen Konstanze und ihrem Gemahl erwies sich sehr bald als eine Täuschung. Graf Sigismund würde eine wie er für rauschende Vergnügungen gestimmte Gemahlin sehr glücklich gemacht haben, denn trotz aller Fehler, welche diesem magyarischen Grand Seigneur anerzogen waren und in seiner leidenschaftlichen Erregbarkeit eine Stütze fanden, besaß der Graf doch ein gutes Herz; aber der Abstand der Neigungen zwischen Beiden war zu groß, um ihnen nicht bald fühlbar zu werden. Aeußerung des Zorns von seiner Seite über ihr kaltes Zurückziehen

von den ihm so angenehmen Freuden lustiger Bankete, die das Waldschloß von Szomolan zum Tummelplatz der Ausgelassenheit machten, weckten die Erinnerung an Egon in ihrem Herzen, und indem diese immer lebhafter wurde, fühlte sie sich immer unglücklicher werden. Ach, der Contrast zwischen ihrem Gemahl und diesem Jüngling, welcher so tiefen Eindruck auf sie gemacht, dessen Wesen so sehr mit dem ihren harmonirte, dessen Blut sie in ihren Adern trug, trat täglich schärfer hervor. Cäcilie erschrak vor diesem ihr von der Freundin unter heißen Thränen vertrauten Geheimnisse, aber ihre Bemühungen, Konstanze zu einer Erhebung über ihre Leidenschaft zu vermögen, blieben fruchtlos. Mit Freude sah Cäcilie den Besuch der Gräfin Trautson auf Szomolan, sie hoffte von dieser Dame, welche von Freundschaftsversicherungen für Konstanze erglühte, Das, was ihr nicht gelungen war, Zerstreuung der Schwermuth, die bereits in leisen Anfängen Besitz von der Letztern nahm; aber auch diese Hoffnung war vergebens. Im Gegentheil zeigte sich Graf Erdödy noch aufgeregter in seinen Vorwürfen, seine bisherige Rücksichtnahme gegen Konstanze verblich unter der dunkeln Färbung des Zorns sehr stark. Der Gräfin Trautson lebhaftes Naturell fand den Aufenthalt auf Szo-

molan interessant, sie nahm an allen Jagdpartien des Grafen theil und der Adel der Umgegend stellte sich sehr oft zu den vom Grafen veranstalteten Festen ein. Angelica's heiteres liebenswürdiges Wesen machte sie schnell zur Krone der fröhlichen Gesellschaft. Ungeachtet dieser Huldigungen wies sie sich als die herzlichste Freundin Konstanze's, welche weit entfernt war, sie um die ihr von Allen, selbst von ihrem Gemahl Erdödy erzeigten Beweise der größten Aufmerksamkeit zu beneiden, in ihrem schuldlosen Herzen freute sie sich sogar darüber. Nachdem Gräfin Trautson nach zweimonatlichem Aufenthalt in der Nähe von Szomolan, wo ihr Gemahl ein Gut besaß, mit dem Letztern wieder nach Wien zurückkehrte, schien sich wunderbarerweise auch Erdödy's Groll und Rücksichtlosigkeit gegen Konstanze zu mildern, ja es kamen sogar Stunden, wo er sich zärtlich auf ihre Wünsche aufmerksam wies.

Cäcilie bemerkte diesen Wechsel der Gesinnungen des Grafen mit Erstaunen, sie konnte sich dessen Ursache nicht erklären. Konstanze's Gemüth war aber bereits zu sehr von ihm abgewendet, um darin einen Anknüpfungspunkt zur Wiederkehr seiner Neigung für sie zu suchen. Sie blieb gleichgültig, als er ihr sagte, daß er um ihretwillen den Aufenthalt im Walde

Szomolan wechseln wolle. Bereits war eine große Kluft zwischen ihr und ihrem Gemahl gefallen. Wie schon erwähnt, besserte die Geburt einer Tochter dies Verhältniß in nichts, nur Cäcilie gelangte im Laufe der Zeit, besonders während des Aufenthalts des Grafen und der Gräfin zu Presburg, zu einer Ueberzeugung eigener Art. Gräfin Trautson befand sich mit ihrem Gemahl, welcher übrigens vollkommen der Sklave ihrer Wünsche war und ihr gegenüber nie einen Willen hatte, auch in der ungarischen Residenzstadt. Von der Kaiserin deren Tochter, der Statthalterin, aufs angelegentlichste empfohlen, glänzte Gräfin Angelica, durch den Reichthum ihres Gemahls begünstigt und ein großes Haus machend, am Hofe daselbst. Ihre Freundschaft für Konstanze war dieselbe geblieben, sie stattete derselben öfters Besuche ab. Auffallend war es, daß Graf Erdödy auch jetzt in jenes Gleis größter Rücksichtlosigkeit gegen seine Gemahlin gerieth, wie schon früher mehrmals von Cäcilie unter gleichen Umständen bemerkt worden war.

Erdödy's Gemüthszustand verwilderte förmlich, thätliche Mishandlungen gegen Konstanze traten an die Stelle von Vorwürfen, er stürzte sich in einen Strudel toller Lüste, in dem sein edlerer Theil unterging. Trotz der gemachten Bemerkung konnte Cäcilie

nichts entdecken, was auf eine Ursache dieses auffäl-
ligen Benehmens Erdödy's hätte schließen lassen. Ob-
wol man munkelte, daß Gräfin Angelica geheime Lie-
beshändel habe, war dies doch nur ein Gerücht,
durch nichts bewahrheitet, und stieg auch der Gedanke
in Cäcilie auf, daß Konstanze's Gemahl vielleicht in
einem solchen geheimen Verhältniß zu Angelica stehen
könne — sie hatte einige male, wo Beide miteinander
im Zimmer seiner Gemahlin zusammentrafen, die
Wahrnehmung gemacht, daß seine Blicke unabläßsig
an ihr hingen und den Ausdruck großer Erregung
trugen — so ließ doch das Benehmen Angelica's keine
Muthmaßung zu, daß sie, wenn eine Neigung Erdö-
dy's zu ihr stattfände, durch irgendein Entgegenkom-
men von ihrer Seite diese begünstige. Im Gegen-
theil schien Gräfin Trautson nur die Formen der Höf-
lichkeit gegen Erdödy zu beobachten und ihm nicht
einmal Anlaß zu irgendeiner Art Vertraulichkeit zu
gewähren. Cäcilie war mit sich selbst sehr unzufrie-
den, daß sie nur auf Augenblicke eine solche Vermu-
thung gegen den edeln Charakter Angelica's hatte auf-
fassen können, denn wenn die Letztere auch im väter-
lichen Hause ihr nie die Wohlthat einer sanften Rede
erzeigt hatte, so schien sie doch jetzt in dieser Beziehung
umgewandelt, sie sprach öfterer mit ihr über Kon-

stanze und hörte mit sichtbarer Bekümmerniß von der harten rauhen Weise, die diese von ihrem Gemahl zu erdulden habe.

„So ertappen wir uns selbst oft auf einer Sünde, die in ihrem Entstehen so winzig klein aussieht, nur der Hauch eines in unserm Geiste aufflatternden Gedankens zu sein scheint und doch, wenn wir nicht schnell durch Ueberzeugung vom Gegentheil ihn vernichten, mit seinen Fäden uns umgarnt, daß wir gegen Unschuldige falsches Urtheil nähren, aus dem oft soviel Schlimmes entsteht", endete Cäcilie ihre Erzählung, hinzufügend: „Ach, wir bedürfen für uns eines immerwährenden Marienschleiers, der uns vor bösen Gedanken bewahrt."

„Eines Marienschleiers? was meinen Sie damit?"

„Es ist nur eine Sage, das weiße im Spätsommer flatternde Gewebe betreffend, das sich über Wiesen und Felder breitet und an Bäumen hängen bleibt."

„Ich kenne sie nicht, theilen Sie mir sie mit", bat Egon.

„Vor vielen Jahrhunderten gab es eine Jungfrau, so schön von Antlitz und Gestalt, daß die Bienlein sie summend umschwärmten, wenn sie durch Wiesen voll süßer Kleeblumen schritt, und sie nicht stachen

aus lauter Freude über ihre Schönheit. Für die reizende Jungfrau hatten sie keinen Stachel, wie die Rosen keinen Dorn, wenn sie eine pflückte. Die Blumen neigten die wunderfarbigen Häupter vor ihr, der allerschönsten Blume in Gottes herrlichem Erdengarten. Wer sie sah, der konnte nicht in ihrem Anschauen aufhören, denn aus ihren Augen glänzte ein so reiner Himmel voll Unschuld, daß auch der wildeste Bösewicht davon bezaubert wurde. Sie war eines armen Bauern Töchterlein, und wenn der redete von seinem großen Reichthum, so meinte er sie damit, denn sie bedurfte keines Edelsteingeschmeides wie die andern Bauerntöchter, um zu glänzen, ihre Schönheit übertraf Alle. Aber auch im Herzen war sie so schön, kein Fünklein eines bösen Gedankens weilte darin, ihr Herz war ihr Himmel, nie getrübt durch einen Flecken. Die Bauernsöhne wünschten Alle die schöne Mira sich zum Weibe, aber wie hätten sie zu solcher Schönheit gepaßt! gerade so wie die dunkle Mitternacht zum leuchtenden Mittag. Sie mochte Keinen, sie wollte eine reine Jungfrau bleiben und darum betete sie inbrünstig vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in der Dorfkirche, die unbefleckte Himmelsbraut möge ihr beistehen, daß ihr Herz von keinem bösen Gedanken erfaßt werde. Da gewann das

Bild Leben, die heiligste der Frauen trat heraus, umflossen von himmlischem Glanze, und ihr ein weißes Tüchlein, zart wie von Spinnenfäden gewebt, in die Hand drückend, sagte sie mild: «Deine Bitte sei dir gewährt. Solange du dies Tüchlein auf dem Herzen trägst, bleibt jeder üble Gedanke dir fern. Hüte es wohl.» Und damit verschwand die himmlische Erscheinung, Mira aber hielt das Tüchlein, das so klein war, daß es lange nicht ihres Handtellers Größe erreichte, und so fein und leicht, daß der Hauch ihres Mundes es schon flattern machte, in großen Ehren, es ruhte auf ihrem Herzen zusammengefaltet, denn wenn sie es aufmachte, wuchs es zu einem Schleier, der kein Ende nehmen wollte, so sie ihn nicht schnell wieder zusammenlegte. Eines Tages aber hatte sie ein neues Mieder an und ward gerade vom Vater gerufen, als sie der heiligen Jungfrau Geschenk aufs Herz legen wollte. So lief sie denn, das Tüchlein zurücklassend, zum Vater. Ein stattlicher Ritterzug hielt im Dorfe und einer der jungen Herren, der Mira erblickte, brachte ihr einen Becher voll Wein zur Ehre. Das gefiel ihr und der Gedanke an ihn ward ihr so lieb, daß sie am nächsten Morgen und am andern und allen folgenden Morgen vergaß, das Schleiertüchlein aufs Herz zu legen, nur an ihn den-

kend, der ihr so große Ehre vor allen Andern erwiesen. Auch der junge Ritter hatte ihrer nicht vergessen und wußte unerkannt zu ihr den Weg zu finden. Das Schleiertüchlein ruhte nun ganz vergessen daheim im Schrein, während Mira im Schatten des Gebüsches im Arme des schmucken Ritters ruhte, sich ihres stillen geheimnißvollen Glückes freuend, von dem Niemand eine Ahnung hatte. Aber nach Monden, als der Ritter längst fort war, kamen Tage für sie, wo sie weinte in großer Herzensangst um ihrer Zukunft willen, in der nur Spott sie erwartete und Schmach und Schande. Die Brust wollte ihr zerspringen vor Kummer, der Athem stockte, da riß sie das Fenster auf und flehte weinend zum Himmel: «Was thu' ich nun, ich Aermste?» Jetzt kam ihr die Erinnerung an das Schleiertüchlein, und es aus dem Schrein nehmend und entfaltend, jammerte sie: «Ich will mich dareinhüllen, vielleicht sieht mich Niemand mehr.» Aber wie sie das leichte feine Gewebe über den Kopf werfen wollte, flatterte es zum Fenster hinaus unendlich lang werdend und immer wachsend in die Länge. Mit Seelenangst hielt sie es fest, aber nur ein Fetzen blieb ihr in der Hand, der Wind trug den wachsenden Schleier weithin über Wiesen und Feld, sodaß die weißen Fäden im Schein der Sonne erglänzten.

Und von der Zeit an heißen die leichten feinen Fäden die Marienschleier."

Eine aufwirbelnde Staubwolke in der Richtung nach der Stadt zu machte Beide aufmerksam. Nach einer Weile, als die Staubwolke dem Schlosse nähergekommen und aus ihr die Gestalten zweier Reiter sich deutlich erkennen ließen, sagte Cäcilie: „Es ist Dr. de Luigi."

„Das ist gut, ich werde ihn gleich sprechen. Der reitende Bote, der den Bericht, wie ich die Gräfin gefunden, an den kaiserlichen Leibarzt Herrn van Swieten bringen soll, muß morgen früh in Presburg eintreffen", äußerte Egon. „Bringen Sie keine Medicin von Dr. de Luigi mehr in Anwendung, geben Sie von der, die Sie von mir erhalten haben, der Gräfin stündlich zehn Tropfen in Wasser bis auf Weiteres." Begleitet von Cäcilie schritt er ins Zimmer zurück, die Gräfin war munter geworden. Er trat zu ihr und bat sie, ihm ihr volles Vertrauen zu schenken, nur die Ueberzeugung, daß er nicht als bezahlter Arzt, sondern als der herzlichst theilnehmende Freund an ihrem Krankenlager erscheine, werde von ihrer Seite seine Versuche, ihr Hülfe zu bringen, über welche er nach Verabredung täglich dem ihr bekannten kaiserlichen Leibarzt mittels Eil-

boten rapportire und Weisungen von ihm empfange, am sichersten zum Gelingen führen.

Die Gräfin entgegnete nichts darauf, nur ihr Blick ruhte fest auf ihm. Egon wurde von jener seltsamen Empfindung ergriffen, die sich dem edeln Menschen stets bei dem Anblick eines zertrümmerten Ideals seiner Wünsche aufdrängt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein Anschauen, ein Fühlen vor und in ihm vereinigend, wie ein Nebelbild an seiner Seele vorüberzieht. Mit dieser Empfindung verließ er sie, überzeugt, daß das Bewußtsein seiner Gegenwart auf der Gräfin tief herabgestimmtes Gemüth eine nicht ungünstige Reaction bewirkt habe. Dr. de Luigi, welcher bald darauf anlangte, machte keinen vortheilhaften Eindruck auf ihn. Obwol dieser Italiener schon in seinem Aeußern gegen ihn ein um mindestens zwei Jahrzehnde vorgeschrittenes Lebensalter zeigte, was im ärztlichen Berufe auf einen Schatz von Erfahrungen schließen läßt, so wies er sich doch unter einer Menge höflicher Redensarten von selbst dazu erbötig, kein Urtheil, keine Einwendung gegen die ärztlichen Vornahmen und Anwendungen Egon's haben, vielmehr ihm als Gehülfe dienen zu wollen. Er wünschte ihm Glück, denn seines Erachtens nach sei es eine Unmöglichkeit, gegen den sichern Tod einzu-

schreiten, weshalb er auch in der Voraussicht desselben den Herrn Grafen um seine Gegenwart dringend ersucht, und da der Gräfin Leiche dann doch nicht hier im Schlosse bleiben könne, sondern in die Familiengruft nach Szomolan gebracht werden müsse, bereits den Sarg für diesen Fall bestellt habe.

„Hoffen wir, daß diese Bestellung eine vorschnelle war, in welcher der Herr Graf nur Ihre Fürsorge zu belohnen hat“, entgegnete Egon sehr widerlich dadurch berührt.

Eine Stunde später verließ der mit Egon's Gespann gekommene reitende Bote das Waldschloß, um den von dem kaiserlichen Leibarzt erwarteten Bericht nach Presburg zu bringen.

III.

Einige Tage später traf Graf Erdödy im Waldschlosse ein. Mit Erstaunen bemerkte Dr. Little, daß der Magnat es für nöthiger fand, erst mit seinen Dienern zu verkehren, ehe er daran dachte, den Besuch bei seiner Gemahlin zu machen. Kurz nach seiner Ankunft sah Egon ihn mit Dr. de Luigi im eifrigsten Gespräche in den Gängen des Parks vor dem Schloßhofe promeniren, der Castellan folgte Beiden in kleiner Entfernung nach. Egon beobachtete sie vom Fenster seines Zimmers aus. Die Lebhaftigkeit in des Grafen Geberden war auffallend gegen die devote Haltung seines Hausarztes. Endlich wurden sie des Beobachters Blicken durch Gebüsch entzogen. „Das ist sonderbar", sagte Egon vor sich hin. „Man könnte glauben, der Graf nehme mehr Antheil an seines Hausarztes Verhältnissen als an seiner Gemahlin. Ist ihr Gespräch von solcher Wich-

tigkeit, daß sie die Zimmer des Schlosses dazu nicht für sicher genug halten? fast scheint es so." Obwol sich ihm die Ahnung eines Geheimnisses zwischen Beiden aufdrängte, so konnte er derselben doch nicht Fleisch und Bein geben, sie blieb, ihn beunruhigend, gestaltlos. Nach einer Weile sah er die Drei wieder in den weniger von Bäumen verdeckten Gängen dem Schlosse sich nahen, auch der Castellan war jetzt ins Gespräch gezogen, wie es schien.

Dr. Little begab sich in das Zimmer der Gräfin, bei der sich Cäcilie befand. Die Gräfin zeigte Spuren von Veränderung ihres Zustandes, sie bewies sich theilnahmsvoller für Das, was in ihrer Nähe vorging. „Der Herr Graf ist gekommen", sagte Egon. „O gehen Sie nicht von uns fort", bat Cäcilie ängstlich. „Bleiben Sie!" fügte die Gräfin leise bei, ihre Hand nach der seinen streckend.

„Fürchten Sie nicht, daß ich Sie verlasse", tröstete der Doctor ... „seien Sie ganz ruhig; die nöthigen Antworten ihm zu geben, wenn er kommt, sei meine Sache." Es dauerte nicht lange, bis der Graf und zwar allein kam. Er bekundete seinen Eintritt durch ein heftiges Aufreißen der Thür. „Mein Herr!" redete Egon ihn an ... „ich muß Ihnen bemerken, daß Sie sich in einem Krankenzimmer be-

finden, wo Rücksichtnahme zu den ersten Erfodernissen gehört."

„Ich bin der Herr hier!" rief der Magnat . . . „wer ist Er?"

„Sollte der Hausarzt und der Castellan, mit denen der Herr Graf eine so angelegentliche Besprechung hielten, ehe Sie hierherkamen, Ihnen zu melden vergessen haben, daß ein von der Kaiserin Majestät gesendeter Arzt sich hier befindet? ich bin dieser und erwarte, daß Sie Ihr Benehmen gegen mich danach zu treffen wissen werden."

„Wir sind sehr glücklich in Ungarn, zu wissen, daß wir in Wien eine sorgsame Mutter haben, die es für gut findet, uns ungebeten ihre Doctoren zu schicken!" entgegnete der Graf mit beißender Ironie und schritt zu dem Bette seiner Gemahlin, an die er die Frage richtete: „Wie geht es Ihnen? ich werde wol bald wieder das Vergnügen haben können, Sie an meiner Seite zu sehen?"

„Eine kleine Besserung ist eingetreten", antwortete Egon.

„Ich glaube meine Gemahlin gefragt zu haben", warf der Magnat leicht hin.

„So thaten der Herr Graf und ich antwortete, weil die Frau Gräfin der Schonung bedarf, wenig-

stens nicht, solange ich hier bin, in einer solchen Art und Weise, wie der Herr Graf belieben, angeredet werden soll.“ In der Ruhe, welche Egon dem wüsten Benehmen Erdödy's entgegensetzte, lag etwas Würdevolles, das seinen Eindruck nicht ganz verfehlte, denn der dadurch Getroffene suchte seine Verlegenheit in einem Gelächter zu verbergen und fügte diesem die Bemerkung bei, daß der Kaiserin Majestät sich Glück wünschen könne, einen Doctor für sein Haus gefunden zu haben, der mit derselben Neigung, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, wie sie behaftet sei.

„Schmähen Sie sich nicht selbst, Herr Graf, durch solche Reden“, antwortete Egon. „Die Zeit rauscht schnell über unsern Häuptern hin, sie ist zur Veredelung der Menschheit bestimmt, nicht zu deren Erniedrigung. Wenn dem Adel in frühern Jahrhunderten die Aufgabe zutheil ward, durch Muth und Kühnheit seinem Volke als herrliches Beispiel vorzuleuchten, um mit Recht den Namen Edelmann zu tragen, so ist die jetzige Zeit wahrlich von der Art, daß ihre Anfoderung an die adelstolzen Geschlechter von keiner geringern Wichtigkeit genannt werden darf. Ehemals galt das Schwert, jetzt gilt der Geist. Die Wissenschaften erziehen jetzt ein neues Geschlecht,

ohne Adelsbrief ist es adelig, denn seine Waffen sind unvergänglicher Natur, sie sind die Waffen lebenbringenden Geistes. Halten Sie den Stolz eines Adeligen, der nur von dem ruhmvollen Andenken seiner Ahnen lebt, selbst aber verdienstlos dasteht, gegen das Bewußtsein eines Mannes, der sich den Adel des Geistes erworben und der Menschheit nützt durch die Wissenschaft, der er den Schlaf seiner Nächte opferte, so wird sich Ihnen die Ahnung aufdrängen, daß die Zeiten einen Umschwung erfahren haben und der Erbadelige ein lächerlicher Thor ist, welcher nur in Roheit und Dünkel seine Ehre sucht, während rings um ihn ein frischer fröhlicher Geistesadel aufblüht. Ich gehöre diesem an, Herr Graf, ich bin Doctor der Heilwissenschaft und stehe als solcher reichsgesetzlich im Range des Ritters. Die Ritter vom Geiste aber dürfen von Jedem Achtung fodern, denn ihr Rang ist kein ererbter, sondern ein erworbener.“

Es war eine tiefe Demüthigung, die der Magnat soeben in Gegenwart seiner Gemahlin und Cäcilie's erlebte, eine Demüthigung, die einem Brandmale sehr ähnlich sah. Gewöhnt an die hündische Demuth seiner Umgebung, die ihn als Gott betrachtete, erschrak er vor dem freien offenen Manneswort, es schlug wie ein Blitz in seine Seele. Die Ueberraschung war

so groß, daß er keine Worte zur Entgegnung fand, und was hätte er auch entgegnen sollen? Die Scham in ihm war ja das sicherste Zeugniß von der Wahrheit Dessen, was Egon gesprochen. Er fühlte es, mit diesem Gegner ließ sich auf die begonnene Weise nicht verfahren, er mußte eine andere auffinden. Die Erinnerung war ihm dazu günstig. Indem er auf Egon den Blick warf, dünkte ihm derselbe bekannt. „Mir ist als hätte ich den Herrn schon gesehen", sagte er halblaut . . . „wo? ich weiß es nicht."

„Ich rettete einst Ihre Gemahlin aus Feuersgefahr, Herr Graf."

„Ja, ja, jetzt entsinne ich mich!" rief Erdödy... „das Gesicht war mir wohlbekannt. Nun dann sind Sie in der That ein vollkommener Ritter, kühn und gelehrt zugleich. Uebrigens befinden Sie sich im Irrthum, wenn Sie glauben, daß mein Benehmen Ihrer Person galt, nein, Herr Doctor, es galt . . . ich bin aufrichtig genug, Ihnen dies zu sagen — nur dem Diener der Kaiserin. Ich betrachte Ihre Sendung hierher aus einem Gesichtspunkt, der mich wol zum Zorne aufstacheln kann. Daß Sie hier sind, sehe ich als eine Einmischung, als ein . . . Mistrauen der Kaiserin an, welches meine Ehre beleidigt. Erklären Sie sich daraus mein Benehmen gegen Ihre Person."

„Herr Graf, ich vertheidigte blos mich, was Sie gegen der Kaiserin Majestät haben, berührt mich nicht, es ist Ihre Sache. Solange ich jedoch hier bin, beanspruche ich die genaue Befolgung der von mir als gut erkannten Verordnungen. Wünschen Sie, daß die Kaiserin überhaupt ihren Entschluß hinsichtlich einer von ihr befohlenen ärztlichen Behandlung Ihrer gnädigen Frau Gemahlin ändere, so veranlassen Sie meine Zurückberufung. Sie werden dann zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich durchaus nicht, wie Sie vorhin zu bemerken beliebten, die Neigung der Kaiserin besitze, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen."

Der Graf wies jeden Schritt, in dieser Beziehung an die Kaiserin gethan, entschieden von der Hand, indem er die Hoffnung aussprach, daß Dr. Little's Glück vielleicht dazu bestimmt sein werde, die Gräfin der Genesung zuzuführen. Solchergestalt nahm diese so unangenehm begonnene Scene einen unerwartet versöhnlichen Ausgang. Ehe der Graf das Zimmer verließ, äußerte er den Wunsch, Egon möge sich der Beihülfe seines Hausarztes bedienen, welcher schon lange in seinen Diensten, sich sonst wegen Zurücksetzung gekränkt fühlen müsse, was jener denn auch versprach.

„Was thun Sie, Fräulein?“ rief Egon erstaunt, als Cäcilie, nachdem der Graf sich entfernt hatte, ihm mit Thränen in den Augen die Hand küßte.

„Ich danke Ihnen, Sie haben den bösen Geist beschworen“, antwortete die Misgestaltete ... „ach, ohne Sie würde er Konstanze und mich hart gekränkt haben.“

Die Gräfin lag schweigend, die Augen nach der Decke des seidenen Baldachins ihres Bettes erhoben. „Ich wünsche nicht, daß Aufregungen solcher Art öfterer erfolgen möchten“, äußerte der Doctor, sich an ihr Bett setzend und ihren Puls fühlend ... „es würde dann kein Mittel geben, die gewaltsamen geistigen Erschütterungen folgenlos für den Körper zu machen.“

„Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich sterben“, hauchte die Gräfin.

„Mein Gott, welcher Wunsch!“ rief Egon ... „er ist unnatürlich, jedes Wesen hat die Aufgabe zu leben empfangen, bis der letzte Blutstropfen erstarrt ist. Der Lebenstrieb in den Geschöpfen ist Zeugniß der Weisheit der Vorsehung, daher der Wunsch, unsere Daseinsdauer verkürzt zu wissen, wenn Hülfe noch denkbar, ist entweder der traurige Beweis geistiger Krankheit oder, findet diese nicht statt, ein Verbrechen.“

„Verdammen Sie mich nicht“, antwortete die Gräfin . . . „mir bringt die Zukunft an der Seite des Grafen keine Freuden! O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten seit der Stunde, wo ich seinen Namen führe! Ach, Sie haben am allerwenigsten ein Recht, mich um der Sehnsucht willen, für immer durch den Tod erlöst zu werden, zu verurtheilen.“ Sie ließ ein langes Schweigen folgen, dann wendete sie den Blick wieder auf ihn und flüsterte leise: „Als ich mit dem Grafen vor den Altar trat, um das Jawort, die Seine werden zu wollen, auszusprechen, beging ich einen Meineid vor Gott, denn ich liebte nicht ihn, der mein Gemahl werden sollte, sondern . . . einen Andern. Das war mein Verbrechen, an dessen Folgen ich so sehr gelitten habe. Ich war ein Opfer der Convenienz, aber ich hätte Muth haben, hätte nicht schweigen sollen. Die Kaiserin ist die Urheberin meines Unglücks, ich liebe sie nicht mehr, ihr Wille hat gewaltsam die Freuden meines Daseins vernichtet. Wie oft wünschte ich nicht, arm zu sein und frei! ich wäre glücklich geworden in der Freiheit der Armuth.“ Ihre Erschöpfung gestattete ihr das Fortreden nicht. Egon bat sie, sich der traurigen Erinnerung, welche so übel mit seiner Hoffnung, sie zu retten, harmonire, zu entschlagen.

„Für wen wollen Sie mich retten? für den Grafen? ach, Sie bereiten mir dann nur einen langsamen Foltertod“, entgegnete sie matt . . . „keine Stimme in meinem Herzen spricht für ihn, ich . . . verachte ihn.“

„Großer Gott! Gräfin . . . Sie werfen die Angst einer Hölle in meine Seele. Mein Beruf macht es mir zur heiligen Pflicht, nichts unversucht zu lassen, was Ihre Genesung herbeiführen kann, und Sie laden im voraus den Vorwurf auf mich, durch meine Hülfe Sie dann in einen Zustand des Elends gestürzt zu haben, der nur mit Ihrem oder des Grafen Tode enden kann.“

Die Gräfin lag lange schweigend, die Augen starr nach der Decke des Baldachins richtend. Mit schreckhaftem Staunen beobachtete Egon eine auffallende Veränderung in ihrem Antlitz. Die Züge spannten sich allmälig an, sogar ein flüchtiges Roth überglühte sie, fieberhafte Aufregung bemächtigte sich ihrer. Mit einer Kraft, die zu ihrer großen Schwäche außer allem Verhältniß stand, richtete sie sich ohne Beistand mit dem Oberkörper auf ihrem Lager auf, im ungewöhnlichen Glanze hafteten ihre Augen auf den an ihrem Bette Sitzenden. „Ich werde sterben“, rief sie lebhaft . . . „die Barmherzigkeit Gottes kann

mich nicht einem längern Leben voller Qualen preisgeben, es ist unmöglich . . . aber ich habe noch eine Freude zu genießen, die einzige, die mir nur der Tod auf dieser Erde bringen kann. Lassen Sie mich in Ihren Armen sterben, Doctor, gewähren Sie mir den Trost, daß ich an einem Herzen voll Liebe für mich aus dem Leben scheide, der Wahn, daß Ihr Arm mich durch ein kurzes Dasein voll Glück geführt habe... täuschen Sie das brechende Herz der Unglücklichen in der . . ."

Ohnmächtig sank sie zurück aufs Lager, die frühere Blässe verscheuchte schnell das leichte fieberhafte Roth ihrer Wangen. Mit Mühe brachte Egon sie zum Bewußtsein zurück, aber ihre Erschöpfung war so groß, daß sie regungslos einer eben Dahingeschiedenen glich. „Sie muß Ruhe haben", sagte Egon tief bewegt . . . „stören sie Sie nicht, bis sie selbst das Zeichen wiederkehrender Kräftigung gibt." Er trat in der ihn durchschauernden großen Erschütterung nach der Glasfensterthür zu, um sich zu erholen. Die Hände an die Stirn gedrückt, schaute er planlos hinaus auf das schöne Landschaftsgemälde, das wieder in den leuchtenden Strahlen der Mittagssonne vor ihm lag, jetzt aber keinen Blick ihm abgewann. Ein Ruf seiner jugendlichen Vergangenheit war in das

Innerste seiner Seele gedrungen, er bebte unter dem Gewicht dieses Eindrucks, die Empfindungen, die sich seiner bemächtigten, waren von jener herben Art, die gleich ätzendem Gift die verharrschte Narbe, welche als Erinnerung in seinem Herzen geblieben war, gewaltsam wiederaufriß. Als er sich endlich von der Last dieses erdrückenden Gefühls ein wenig erholt und Fassung errungen hatte, wollte er das Zimmer verlassen; sein Blick fiel auf die misgestaltete Cäcilie, die an eins der Fenster getreten war und von ihm überrascht die Augen, die sie auf ihn gerichtet gehalten, zu Boden schlug. Er bemerkte, ganz in sein eigenes Gefühl vertieft, ihre Verlegenheit nicht, indem er nach dem Lager der Gräfin hinblickend zu ihr sagte: „Die Rosen unserer Jugend sind so rasch verblüht, daß uns nur die Erinnerung an ihre Dornen geblieben sind. Nicht sie ist die allein davon Verwundete, auch ich. Sagen Sie ihr, daß ich in einem in Priesters Hand geleisteten Cölibatseide meinen Frieden gefunden hätte.“ Damit ging er. Cäcilie blieb sinnend zurück.

Ohne etwas zu wollen, hatte Egon den Weg nach seinem Zimmer genommen. Er fand seinen Toni in großem Aerger. Auf die Frage, was ihn in diese Aufregung versetzt habe, pluderte der ehrliche Bursche heraus: „Der gräfliche Herr Hausarzt hat

seinen Besuch beim Herrn Doctor machen wollen und hat lange Zeit hier gesessen und sich mit mir so freundselig unterhalten, als wenn ich sein bester Bruder wär'. Dann hab' ich ihm des Herrn Doctors Reiseapotheke zeigen müssen. Nun, da es ein Arzt war, wollt' ich's nicht weigern, ich hab' geglaubt, daß es dem Herrn Doctor sonst nicht recht sein möcht'. In alle Flaschen hat er hineingerochen und großes Aufhebens davon gemacht, wie frisch und kräftig die Extracte röchen. Dann ist ihm plötzlich was eingefallen, er hat mich aus dem Zimmer schicken wollen, ich sollt' nachschauen, ob er auf dem Gang draußen gerufen worden sei, 's wär' ihm just so gewesen. Ich aber nicht faul, habe ihm die Medicamente weggenommen und in den Schrank eingeschlossen. Da ist er springgiftig geworden über die Maßen und hat auf mich gescholten in seinem italienischen Deutsch, sodaß ich vermein', er hat mich Alles, nur keinen vornehmen Herrn, genannt, und ist dann aus dem Zimmer gelaufen in seinem Zorn. Wann ich den auf unsern Bergen daheim gehabt hätt', ich wollt' ihm auf steirisch geantwort't haben, daß er sein'n Kopf hätt' verloren geglaubt."

„Ich begreife nicht, was den Dr. de Luigi zur Untersuchung meiner Extracte treibt!" bemerkte Egon.

„Das ist nichts als eine italienische Neugier“, setzte Toni auseinander. „Wenn ich ihm hätt' auf Alles Antwort gegeben, was er mich gefragt hat, möcht' er jetzt halt auch wissen, daß wir, wie wir Beide aus unserm lieben Steiermark nach der Wienerstadt gekommen sind, beim Meister Pillhofer im Löwelgassel gewohnt haben und daß die Lorett' keine ledige Frauensperson mehr ist, sondern ein verheirathetes Weibstück.“

Der Bericht Toni's, dem der Aufenthalt im Waldschlosse schon deshalb ärgerlich war, da ihm Egon streng befohlen hatte, seiner Lieblingsneigung, zu jodeln, einen Zügel anzulegen, erschien Egon indeß von zu geringer Wichtigkeit, als daß er darüber länger hätte nachdenken sollen. Um sich zu zerstreuen von dem Eindruck, den die im Zimmer der Gräfin erlebte und ihn so tief berührende Scene auf ihn bewirkt hatte, machte er eine Promenade in den schattigen Theilen der das Schloß umgebenden Anlagen. Nach Verlauf einer Stunde wurde er von den Lakaien des Grafen aufgesucht, die ihm die Einladung zu dessen Tafel brachten. Wenn Egon über diese unerwartete Artigkeit schon verwundert war, so sah er sich noch weit mehr in Erstaunen gesetzt, da er in dem Magnaten einen äußerst liebenswürdigen

Wirth fand. Erdödy schien das größte Vertrauen zu ihm gefaßt zu haben. Das vollste Recht zum Groll gegen die Kaiserin sei auf seiner Seite, erklärte der Graf, denn sie habe ihn beschuldigt, daß er die Ursache der zuweilen in seiner Ehe mit Konstanze vorgekommenen Störungen sei, was aber nicht der Fall gewesen, sondern nur in dem unglücklichen Gemüthszustand seiner Gemahlin beruhe. Er glaube keinen bessern Beweis, wie ungerecht jede ihn in dieser Beziehung treffende Anschuldigung sei, geben zu können, als daß er ihn bitte, Alles aufzuwenden, was im Stande sei, seine Gemahlin ihm zu erhalten, er werde es nicht an Dankbarkeit gegen ihren Erhalter fehlen lassen. Das Benehmen des Grafen verwischte bei Egon schnell den schlimmen Eindruck, welchen wenige Stunden vorher die Begegnung mit demselben hervorgebracht hatte. Er begann, das Verhältniß zwischen dem Grafen und dessen Gemahlin in einem andern Lichte zu betrachten. War Erdödy nicht beklagenswerth, daß er der Gemahl eines weiblichen Wesens werden mußte, dessen Gemüthsleben von anderer Beschaffenheit war als das anderer jungen Weltdamen, welche um des sie umgebenden Glanzes willen schnell ein Bild vergessen hätten, das vor ihrer Vermählung sie angenehm beschäftigt und in ihrem Her-

zen platzgegriffen hätte? In dieser Ursache beruhte das Unglück dieser von der Kaiserin gestifteten Ehe. Dachte Egon an die Leidenschaftlichkeit des magyarischen Magnaten, der im Genusse von Glücksgütern und eines Ranges, welcher ihn zu hohen Ansprüchen an das Leben und seine Freuden berechtigte, bei der Erkenntniß sich getäuscht zu wissen, das Herz seiner Gemahlin, statt warm ihm entgegenschlagend, kalt und theilnahmlos zu finden, so mußte er, wenn sein Urtheil kein ungerechtes sein sollte, diesen Getäuschten als vollkommen entschuldigt betrachten, und nur der einzige Vorwurf konnte demselben gemacht werden, daß er es nicht verstanden, Konstanze's Herz zu gewinnen, eher durch Ausbrüche des Unmuths sie nur noch mehr abwendig von sich gemacht habe. Egon faßte den Entschluß, bei der Gräfin dahin zu wirken, daß sie sich an den Gedanken, ihren Gemahl lieben zu lernen, gewöhne. Er fand in dieser sich selbst gestellten Aufgabe nicht nur eine Mahnung seines eigenen Herzens, um sich vor Selbstvorwürfen zu bewahren, sondern auch die Anfoderung seines ärztlichen Berufs, der nicht allein in der Wiederherstellung der Gesundheit der Körper sein Ziel finden darf, sondern und zwar hauptsächlich die Genesung kranker, irrer Geister als Grundbedingung des harmonischen

Lebens zwischen Geist und Körper erstreben muß. Sein Aufenthalt im Waldschlosse hatte durch des Grafen Benehmen und die eigene versöhnliche Erkenntniß Egon's an Annehmlichkeit gewonnen, und daß dieses Bewußtsein noch mehr gehoben wurde, beruhte in der Ueberzeugung, welche sich ihm am nächsten Tage durch das Ausbleiben eines gefürchteten Rückfalls in der Gräfin Befinden aufdrängte, daß nämlich die große Aufregung am vergangenen Tage ihr nicht geschadet habe. Egon erkannte als Grundbedingung der zu erzielenden Wiederherstellung der Gräfin, ihr Gemüth durch alle mögliche Mittel zu erheitern, dessen tief herabgesunkene Stimmung zu erheben. Er sagte dies dem Grafen, bei dem er die vollste Beistimmung für diese Ansicht fand und zugleich die vollste Freiheit für jede Anordnung, die er in diesem Bezuge zu treffen gedenke. Auch Cäcilie wurde von Dr. Little über diese Ansicht unterrichtet und von ihm dringend gebeten, Alles zu vermeiden, was bei Konstanze eine traurige Erinnerung bewirken könne. „Denken Sie sich das Gemüthsleben des Menschen ganz in demselben Falle wie die vor uns täglich ausgebreitete Natur. Kälte hemmt jedes Wachsthum, jedes fröhliche Aufblühen derselben. Je länger der Winter dauert, je härter er ist, desto später tritt das Frühjahr und

seine Segnungen ein, die Sonne kämpft lange gegen den in der Erde tief eingewurzelten Frost. Erst dann, wenn es ihr gelungen, diesen zu lösen, beginnt die große Veränderung der Natur, bei deren Anblick uns das Herz von Freude bewegt wird. Trauer und Kummer ist für das menschliche Gemüth stets die Kälte des Winters, es erstarrt unter ihr. Je länger diese Erstarrung andauert, desto schwerer ist sie lösbar. O, glauben Sie mir, gute Cäcilie, vieler Menschen Gemüth würde die Früchte frischen warmen Lebens tragen, wenn es ihnen nicht an Sonnenschein fehlte, aber sie finden nirgends die Anregung zur Heiterkeit", erklärte Egon. Unerwartet kam ihm in seinem Bestreben eine Unterstützung durch die Ankunft der Gräfin Angelica Trautson. Er befand sich gerade im Zimmer Konstanze's, als die Gräfin vorfuhr und, ohne erst den Grafen zu begrüßen, sich sogleich zu ihrer kranken Freundin führen ließ. Der Ausdruck der lebhaftesten Wiedersehensfreude von Seiten der Gräfin that Konstanze sichtlich wohl, ihr Gesicht belebte sich, sie äußerte Vergnügen, sie noch einmal wiederzusehen.

„Um uns auch ferner anzugehören", fügte Angelica bei . . . „denn in Ihren Augen, meine Theure, liegt die Gewißheit dieser Hoffnung. Ihre Augen sind

klar, als wollten sie von nun an recht fröhlich ins Leben schauen. Die Kaiserin wird sich freuen, wenn ich ihr melde, daß ich Sie so gefunden habe. Ich bringe Ihnen Grüße von ihr, sie wünschte Sie, wenn Sie gesund geworden sind, bei sich in Wien zu sehen. Und Ihnen, mein Herr Doctor, glaube ich mit Recht zu einer besonders günstigen Carrière in der Zukunft Glück wünschen zu können, Ihre Mission hier ist der Prüfstein für den Anspruch, ein berühmter Arzt am kaiserlichen Hofe zu werden. Ich freue mich, die Erste zu sein, welche Ihnen dies Prognostikon stellt in der Ueberzeugung von dessen baldiger Erfüllung."

Egon verbeugte sich und äußerte, daß nicht Mangel an Kenntnissen eines Arztes schuld sei, wenn eine Cur mislinge, es beruhe viel dabei auf dem Glücke.

„Dann sind Sie dessen gewiß, Herr Doctor, denn das Schicksal wird doch seinem Helden und Günstling nicht untreu werden?" entgegnete die Gräfin lächelnd. „O ich erkenne Sie sehr wohl, Sie retteten meine theure Konstanze aus der entsetzlichen Todesgefahr, ein Opfer der Flammen zu werden. Wie gütig ist das Geschick, daß es Sie jetzt zum zweiten male zu deren Retter macht. Sie thun sehr unrecht, wenn Sie nur den leisesten Zweifel in Ihr

Glück setzten. Es begünstigt Sie ja offenbar und dieser Segen kommt Ihnen, meine liebe Konstanze, zugute. Darum fassen Sie Muth, keinem traurigen Gedanken dürfen Sie Raum bei sich gestatten. Wahrhaftig, wir sind oft viel an unserm eigenen Unglück schuld, wenn wir uns Gedanken hingeben, die alles Andere, nur kein Glück, keinen Frieden, keine Freude uns bringen. Aber solange ich hier bin, soll Ihnen kein solcher verderblicher Feind nahen. Ich habe Ihnen erstaunlich viel zu erzählen von großen und kleinen Dingen, die am Hofe vorgegangen sind. Das wird Sie unterhalten und ... nicht wahr, Herr Doctor, das stimmt doch mit Ihren Verordnungen überein?" unterbrach sich Angelica lächelnd.

„Ich betrachte der gnädigen Frau Gräfin Gegenwart als einen Beweis meines Glückes, von dem Sie soeben sprachen", antwortete Egon.

„Ungemein galant, mein Herr, Sie nehmen mich also in gewissenhafte Verpflichtung, Ihnen beizustehen und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein", scherzte Angelica. „Es ist mir nur leid, daß ich mein Hiersein auf die Dauer von zwei Tagen beschränken muß, übermorgen Abend erwartet mich mein Gemahl in Presburg und ich kenne die Pflichten einer gehorsamen Frau zu gut, um sie je aus den Augen zu

lassen. O glauben Sie mir, meine theure Freundin, daß ich jetzt, wenn ich zufällig einmal ins Nachdenken gerathe, recht herzlich lachen muß über die verschiedenen Meinungen, welche in unsern Kreisen wegen meiner Vermählung mit Trautson cursirten. Die es noch am besten mit mir meinten, sagten: «Ach, es ist eine Schrulle von ihr, sie wird sie später einmal verwünschen.» Andere meinten, es sei ein Geheimniß dahinter versteckt, oder eine Speculation, und die, welche so gern ihre Zungen zu Messern machen, behaupteten, Graf Trautson würde die vollkommenste Ursache haben, sich als mein Gemahl die Haare auszuraufen. Nun, zum Glück für den guten Trautson hat er sich noch nicht in diese unangenehme Lage versetzt gesehen, und wir leben sehr vergnügt. Ach, lasse man die Welt nur immer ihre Weissagungskünste üben und kümmere man sich nicht darum, es ist das Beste. Indeß man hat auch dem Glücke eine Reverenz zu machen, wenn man eine so gute Laune wie ich besitzt, um nicht Alles auf die Goldwage zu legen: wie viele Steine des Anstoßes gäbe es da, über die wir hinwegfallen würden! Folgen Sie meinem Beispiel, geliebte Freundin, lachen Sie, worüber Sie bisher geweint haben, und Sie haben die beste Philosophie fürs ganze Leben."

„Es mag ein Glück sein, so denken zu können, ich kann es aber nicht“, antwortete Konstanze.

„O, stellen Sie sich nur vor, die Nacht hätte sich als Tag maskirt und trüge vorn auf dem Hut die Sonne, um die ganze Welt zu betrügen, ist das nicht ein allerliebster Scherz, den man wegen der Seltenheit schon einmal nachzuahmen versuchen muß? sehen Sie, so gewinnt man das Recht, die Welt auszulachen, und die gute Laune kann nicht fehlen.“

Der Ton der Gräfin war ein leichter, anmuthiger, ihre Erscheinung eine feine. Aus dem etwas dunkeln Colorit ihrer Haut war auf heißblütiges Temperament zu schließen. Egon fand sich angenehm von ihrer Lebhaftigkeit angezogen. Dies Gefallen entsprang aus dem guten Eindruck auf den Ernst, der ihn selbst beherrschte. Es war die Macht des Gegensatzes, welche diese Wirkung hervorbrachte. Er hatte wol bei Hofe davon reden hören, daß Gräfin Trautson unter allen Damen am besten verstehe, ihre kleinen galanten Abenteuer zu verhüllen; jetzt, wo er sich in ihrer Gegenwart befand, gelangte er jedoch zu der Auffassung, daß jedenfalls dieser freilich nur als Geheimniß cursirende Ruf nichts als Nachrede sei, da die Gräfin durch ihr lebhaftes gern zur Ironie hinneigendes Naturell wol unwissend Anlaß dazu gäbe.

Obwol Egon der Ehrsucht nicht zugänglich war, so fühlte er sich doch geschmeichelt, da er bemerkte, daß Gräfin Angelica ihm eine Achtung bewies, welche nur einem gebildeten Geiste entspringen konnte. Es lag für sein Gefühl etwas ungemein Wohlthuendes in dieser Wahrnehmung. Am andern Tage begegnete er ihr, als sie, Konstanze verlassend, durch den Corridor nach ihrem Zimmer zurückging. Sie redete ihn freundlich an mit der Frage: „Werden Sie mir eine Bitte erfüllen, Herr Doctor?"

„Gnädige Frau Gräfin, Ihr Wunsch wird mir Befehl sein."

„Bei Herrn van Swieten haben Sie die Artigkeit in Ihrem Benehmen gewiß nicht erlernt, er ist oft ein wenig zu sehr geradezu", scherzte sie . . . „und der Kaiserin Majestät selbst hat vor diesem gestrengen Herrn den möglichsten Respect."

„Ein Mann von solchem Geiste findet für manche ihm eigenthümliche Seltsamkeit Entschuldigung, da man weiß, daß sein Denken großen, erhabenen Ideen und Forschungen gilt und sich daher nicht immer den Umgangsmanieren accommodiren kann."

„Gewiß. Es war nur eine Bemerkung von mir, die ich bitte, nicht in Ihr Notizenbuch einzuzeichnen, mein Herr Doctor. Ich bin zuweilen voll närrischer Ansichten.

So denke ich mir z. B., daß, je höher die Person in ihren Verdiensten steht, desto feiner auch der Schliff ihrer Umgangsbildung sein muß. Ich nenne die Erleuchtung eines Hauses nur dann vollkommen, wenn diese nicht nur im Innern stattfindet, sondern auch durch große brennende Laternen im Aeußern bewerkstelligt wird, sodaß Jeder ohne Gefahr für sich den Eingang finden kann. Doch zu meiner Bitte. Sie betrifft nichts mehr oder weniger als den Wunsch, von Ihnen, Herr Doctor, Bericht über den Fortgang der Genesung meiner theuern Freundin, der Gräfin Erdödy, zu empfangen. Sie senden, wie ich von der Kaiserin Majestät weiß, ärztliche Bulletins an Baron van Swieten. Es ist freilich viel verlangt, Ihnen eine neue Verpflichtung ähnlicher Art aufzuerlegen, indeß, ich hoffe auf Ihre Gefälligkeit."

„Und ich rechne mir es zum Vergnügen und zur Ehre an, der Erwartung der gnädigen Frau Gräfin zu entsprechen."

„Kann ich beitragen, Herr Doctor, Ihre Carrière zu begünstigen, so zählen Sie mit festem Vertrauen auf mich." Mit einem anmuthigen Lächeln und leichter graziöser Neigung des Kopfes verließ ihn die Gräfin.

Egon bedauerte im Stillen, daß schon der nächste

Tag diese so ungemein liebenswürdige Dame dem Waldschlosse entführe. „Sie würde mir durch ihr heiteres Wesen in Rücksicht auf Konstanze viel nützen“, sagte er bei sich, und trat bald darauf in das Krankenzimmer ein. Cäcilie war im Sprechen begriffen, sie hörte gleich auf und eilte nach der weitgeöffneten Glasfensterthür, um sie zu schließen. „Lassen Sie sie auf“, sagte Egon. „Wenn die Frau Gräfin vollkommen eingehüllt und keiner Zugluft ausgesetzt ist, kann der balsamische Hauch der Waldluft nur von guter Wirkung auf sie sein. — Wie fühlen Sie sich, Frau Gräfin?“

„Wohler, die Brust ist mir leichter.“

„Bin ich auch nicht einverstanden mit des Herrn Grafen Hausarzt über die vor meiner Ankunft gewählten Medicamente für Sie, so bin ich es doch vollkommen mit seiner Wahl dieses Zimmers. Es dürfte unmöglich sein, eine bessere zu treffen“, bemerkte Egon und verweilte im Anschauen der lieblichen Fernsicht durch den Raum der geöffneten Flügelthür. Der Mittag streute sein reiches Sonnengold auf die freie Landschaft, der Aether wies sich ohne jeglichen Wolkenanflug. In der Ferne, wo die Höhen einen Gürtel um das reizende Bild zogen, war die Luft so klar, daß sich die bewaldeten Erd-

wellen in festen bestimmten Umrissen von dem lichten Himmelsblau abhoben. War es auch nicht möglich, daß die Gräfin von ihrem Lager aus das schöne Landschaftsbild sehen konnte, da das Bett seitwärts stand, so erblickte sie doch, wenn der auf dieser Seite befindliche Flügel der Thür weit umgelegt wurde, die auf den Aesten und Zweigen der jenseitigen Waldmauer spielenden Mittagslichter und konnte den frischen ins Zimmer dringenden Waldesduft athmen. Jetzt trug der Luftstrom von der Stadt her das Geläute der Kirchenglocke, immer nur dann der Fall, wenn die Windrichtung vom Morgen kam und die Luft ganz rein war. Durch die große Entfernung wurde der Glockenklang zum zarten zitternden Ton gedämpft. Nach einer Weile erinnerte sich Egon, daß Cäcilie bei seinem Eintritt plötzlich im Sprechen aufgehört hatte. Er äußerte das und bat sie, ungenirt weiterzureden.

„Es kann auf ein andermal bleiben“, entgegnete Cäcilie . . . „ich erzählte Konstanze von der Glockenwanderung. Man verfällt auf Das und Jenes, um die Langeweile zu kürzen.“

„Das ist sehr recht, Abwechselung ist die Würze der Unterhaltung . . . aber Glockenwanderung . . . was ist darunter zu verstehen? ich habe noch nie etwas davon gehört.“

„Es ist eine Legende", antwortete Cäcilie.

„O, dann erzählen Sie dieselbe getrost, Sie werden auch an mir einen aufmerksamen Zuhörer haben." Sich an das Bett der Gräfin setzend, horchte Dr. Little der Legende von den nach Rom wandernden Glocken.

„Als der erste Papst, das Herz mit schweren Sorgen für das Wohl der Kirche belastet, einst an einem Charfreitage, dem Sterbetage des Heilands, im brünstigen Gebet vor dem Bilde des Gekreuzigten kniete, rief dieser vom Kreuze herab: «Frommes Herz, fodere eine Gnade und sie soll dir gewährt sein um deiner Liebe willen zu mir.» Der Papst aber, voller Glauben an des Mittlers Wort, antwortete demüthig: «Meine Stimme ist schwach und doch möchte sie stark sein, die Gläubigen zu deiner Anbetung, Herr, zu rufen. Wohl haben wir Glocken von Erz erfunden, aber sie sind nur Menschenwerk, und was ist dies ohne deinen Segen? O, Herr, hätt' ich die Kraft, die Glocken unserer Kirche zu segnen in deinem Namen, daß ihr Ruf in der Menschen Herzen dringe und sie seiner warten mit Freudigkeit in guten und bösen Tagen, daß die Gläubigen, wenn die Glocken zusammentönen bei großen Festen, ihr Te Deum laudamus mit deren gewaltigen Stimmen vereinigen, daß selbst die kleinen Kirchenglöcklein

in der Hand der Meßdiener am Altare, oder auf der Straße vor dem Hochwürdigsten, das der Priester zu den Sterbenden trägt, oder der traurige Sang des Todtenglöckleins, der den Christen zur letzten Ruhestätte geleitet, zum Segen werde für Alle, die ihn hören, so wollte ich mich deiner hohen Gnade rühmen.»"

„«Dir und deinen Nachfolgern spende ich dieses Segens Kraft!» erscholl es vom Kreuze herab, und augenblicklich erhob sich das Dach der Kapelle in die Luft, und von unsichtbarer Hand geleitet schwebten sanfttönend die Glocken aller Christenkirchen nieder, große und kleine, und der Heilige Vater segnete sie mit frommem freudigen Herzen. Und so geschah es Jahr für Jahr, wie auch die Zeiten kamen, gute oder schlimme. Wenn die Gläubigen am Charfreitag sich niederwerfen am Grabe des Erlösers, beginnen noch heutzutage wie damals vor tausend Jahren, die Glocken ihre Wanderung nach Rom, den Segen zu empfangen vom Vater der Christenheit. Unsichtbar ziehen die großen Glocken, die das Te Deum laudamus mit voller Kraft über die Gemeinden hinrufen, und die kleinen Glöcklein der Meßdiener und die Todtenglöcklein durch Wolken und Nacht, und wenn sie wiederkehren, singen sie mit frischen Engels-

stimmen von der neuen Gnade, die ihnen zutheil geworden. Wollten sie alle zusammen ihre Stimmen auf ein mal erheben, würde es sein, als wenn des Himmels Heerscharen ein Preislied sängen, denn keine Stimme würde fehlen in dem wunderbaren Sange, der Engel Stimmen sind Glockenstimmen, rein und klar von höchster Höhe der Töne bis zu deren tiefster Tiefe. Daß aber die wandernden Glocken bis zum Auferstehungsjubel vertreten seien durch hörbaren Ton, hat die Kirche für die Zeit, wo der Herr im Grabe ruht, und die Gläubigen um ihn und sein schweres Leiden weinen, den Gebrauch der Schnarren und Klappern angeordnet."

Eine lange Pause folgte. Endlich sagte Egon: „Die Legenden unserer Kirche tragen fast alle einen poetischen Anhauch, weil sie zum größten Theile aus Gemüth und Herz des Volkes hervorgegangen sind und darum eben auf Herz und Gemüth Derer, die sie hören, wieder zurückwirken."

„Meinen Sie, daß nicht die Zeit kommen werde, wo der große Abfall, der durch Luther herbeigeführt wurde, wieder gut gemacht werden, der Papst wie ehemals wieder der Vater aller Gläubigen sein sein wird?" fragte Cäcilie zögernd.

Dr. Little beobachtete eine Zeitlang Schweigen; dann

sagte er: „Ich halte das für keinen Segen für unsere heilige Kirche, sie würde den Preis des Kampfes verlieren, nach dem sie jetzt ringt und ringen muß, um ihren Gegnern keine Blöße zu geben. Dieser Preis aber ist ihre Vervollkommnung. Mit dem gewonnenen Siege nimmt auch das Gebot der Nothwendigkeit ab, die Mängel und Fehler am eigenen Selbst zu suchen, die Sicherheit treibt zur Stagnation, und wie ehemals dieser Zustand des Stillstehens in unserer Kirche die Geburt und das Wachsthum der Reformation möglich machte, würde es eher oder später wieder der Fall sein.“ In dieser Antwort lag das Bekenntniß der milden Anschauungsweise Egon's, die auf den ersten Blick so wenig mit den Grundsätzen der Gesellschaft Jesu, welche nur dahin gerichtet waren, Alles niederzudrücken, was einer Apostasie ähnelte, übereinstimmte und doch im Ganzen den Beruf der Jünger Loyola's klar bezeichnete. Dieser Beruf war Kampf, ohne diesen das Bestehen der Gesellschaft keine Nothwendigkeit oder kein Erfoderniß mehr. Diese gewappneten Heerscharen der römischen Kirche mußten dann in der Ruhe und Sicherheit ihr moralisches Capua finden.

„Sie scheinen kein Feind der Protestanten zu sein“, bemerkte Cäcilie, und ihre Blicke hafteten mit

einem ganz besondern Ausdrucke, den man ebenso gut auf Erstaunen wie Angst deuten konnte, auf ihm.

„Kein solcher vielleicht, wie viele Katholiken es sind", antwortete jener lächelnd.

„Mein Gott!" rief die Misgestaltete, und es war fast, als ob sich der Ruf als Ausdruck des Schreckens unbewußt ihrer Brust entrungen hätte.

„Was ist Ihnen?" fragte Egon verwundert.

Cäcilie schlug die Augen nieder und antwortete leise in tiefer Beschämung: „Es war mir, als müßte ich Angst um Sie haben, daß auch Sie ketzerische Gedanken bei sich aufkommen lassen könnten. Dem Luther, der all' das Böse angestiftet, sind Sie doch gewiß recht feind?"

„Meine Ansicht ist allerdings eine ganz andere", entgegnete der Doctor lächelnd. „Ich bewundere den Mann, der es wagte, als armer Mönch kraft seines eigenen Muthes sich gegen eine Menge Misbräuche zu erheben, die die Herrlichkeit und Reinheit der Kirche verunstalteten. Es liegt dem männlichen Gefühle so nahe, auch dem tapfern Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicht er hat die Reformation heraufbeschworen, sondern die Kirche selbst durch ihre allzu große Sicherheit, durch den mehr als weltlich gewordenen Dünkel ihrer hohen Würdenträger. Doch

wozu dies Gespräch? es hat keinen Zweck; die Ansichten sind verschieden und wir müssen sie uns Jeder vor sich selber verantworten."

Cäcilie wagte keine Frage mehr. Egon wendete die Unterhaltung auf den Grafen, er fragte, ob er zum Besuche dagewesen. Konstanze bejahte es und fügte hinzu: „Seine Gegenwart ängstet mich nur. Das Herz führt ihn nicht hierher, er war zerstreut, er dachte an Anderes, seine Reden verwirrten sich gar. Es schien ihm unmöglich, seine auf ganz andere Dinge gerichteten Gedanken mit der Ueberzeugung, daß er sich in meiner Nähe befinde, in Einklang zu bringen. Ich bin für ihn eine Last, ich weiß es ... und ich freue mich seines Anblicks nie."

Egon fand in dieser das eheliche Unglück zwischen der Gräfin und ihrem Gemahl so scharf bezeichnenden Aeußerung einen Anknüpfungspunkt für sein Vorhaben, sie der Erkenntniß näher zu führen, daß auf ihrem Gemahl mit weniger Recht die Last des Vorwurfes, ihrer Zuneigung unwürdig zu sein, geworfen werden könne, als sie zu glauben schien. „Wenn irgend Jemand das Recht hat, offen mit Ihnen darüber zu sprechen, so bin ich es allein, gnädige Frau Gräfin", sagte er. „Die Rechte des Herzens sind heilig, die der Vernunft müssen jedoch die Richt-

schnur unsers Lebens werden, dieser gebieterischen Foderung können wir uns nicht entziehen, ohne uns selbst die tiefsten Wunden zuzufügen. Ueber meine Jugend ist ein Reif gefallen, der mit Einem Schlage die duftigen Blüten tödtete, welche die Liebe zu Ihnen in meinem Herzen ins Leben gerufen hatte. Frau Gräfin, ich mußte entsagen und ... ich habe entsagt. Lassen Sie mich schweigen von den Leiden, die bekämpft, erstickt werden mußten, ehe ich den Sieg errang. Ich fühlte wohl, daß die Anfoderung, welche das Geschick an Sie stellte, noch viel härter war als die, unter der ich fast erlag. Aber bedenken Sie auch, daß Ihre Neigung zu mir nicht allein in Ihrem Herzen, sondern auch in Ihrem Blute und hauptsächlich in diesem ihre Nahrung fand. Die Transfusion, die Ueberleitung meines Bluts in Ihre Adern, äußerte ihre Wirkung dahin, daß Sie sich unwiderstehlich zu mir gezogen fühlten; denn wenn das Blut der Träger der Lebenskraft ist, und es ist so, muß es auch den Keim unserer Wünsche, unserer Leidenschaften in sich tragen. Ich liebte Sie, und mit meinem Blute floß diese innige Zuneigung in Ihr Blut über und gestaltete sich in der nothwendig stattfindenden Mischung zur festen Erwiderung meiner Liebe zu Ihnen. Sie sehen mich ungläubig an. Ich

finde darin eine Auffoderung, Sie durch ein Beispiel von der großen wunderbaren Wirkung der Transfusion zu überzeugen."

Nach einer kleinen Pause redete Egon weiter: „Der Großvater unsers ehemaligen Staatsministers Corfiz-Uhlefeld, welchen Letztern der Kaiserin Majestät wegen seiner Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit sehr schätzte, war der Gemahl Eleonore Christine's, einer natürlichen Tochter König Christian's IV. von Dänemark. Sie liebte ihren Gemahl Corfiz so sehr, daß sie durch Transfusion sein Blut mit dem ihren vereinte. Corfiz, nach der dänischen Krone strebend, war in diesem Unternehmen so unglücklich, daß er als Flüchtling und geächtet weit entfernt von seinem Vaterlande Dänemark bei Breisach im Elsaß starb. Seine Gemahlin war in Kopenhagen zurückgeblieben. Sie widerlegte stets mit Bestimmtheit die zuweilen daselbst umlaufenden Gerüchte von seinem Tode; aber an demselben Tage, als er in Breisach starb, meldete sie dem König die Nachricht seines Todes; in ihrem Blute lebte die mächtigste Sympathie für den in weiter Ferne vom Leben scheidenden Gemahl, ein unsichtbares wunderbares Band hielt sie mit ihm vereint, obgleich ein ungeheurer Raum zwischen ihnen lag. Nach Wochen erst bestätigte die einlaufende

Kunde seines Todes ihre dem König gemachte Anzeige, und selbst der Tag seines Endes wär derselbe gewesen, den Eleonore Christine angegeben."

„Mein Himmel! Doctor, haben Sie dies Beispiel ersonnen, um mich noch unglücklicher zu machen?" fragte die Gräfin zitternd.

„Hier ist nicht von Ersonnenem die Rede, Frau Gräfin, es ist Wahrheit. Und eben diese Wahrheit von der Wirkung der Transfusion entschuldigt Sie vor sich selber, aber sie legt Ihnen auch die Verpflichtung auf, den, gegen welchen Sie so große Abneigung hegen, in milderm Lichte von nun an zu sehen. Ihr Gemahl ist durch Sie unglücklich geworden, Sie entzogen ihm Ihr Herz, auf das er heilige Ansprüche hat, er fand an Ihnen keine Freundin, nur eine Fremde, die ihn nicht verstand, nicht verstehen wollte. Erdödy's aufbrausendes Gemüth verirrte sich . . . wer vermöchte ihn zu verurtheilen, daß er sich selbst verlor, wo ihn seines Lebens guter Engel verließ? Denken Sie darüber nach, Frau Gräfin. Entsagung einer Neigung, welche nie Erfüllung finden kann, ist die erste Pflicht für Sie, die zweite, Ihrem Gemahl das zu werden, was Sie ihm werden sollten. Auch ich habe die Pflicht der Entsagung erfüllt, indem ich Mitglied der Gesellschaft

Jesu wurde und den Cölibatseid abgelegt habe." Selbst erschüttert von der Erinnerung an das Leid seiner Jugend, verließ der Doctor das Zimmer, in dem eine lange Zeit die tiefste Stille herrschte, welche endlich von der Gräfin durch heftiges Schluchzen unterbrochen wurde. „Cäcilie!" rief sie . . . „Cäcilie! o meine herzliebe Freundin! jetzt habe ich Alles verloren, was noch einen Strahl der Freude in mein verarmtes Dasein fallen ließ. Er liebt mich nicht mehr . . . er darf mich nicht mehr lieben . . . und Erdödy haßt mich! allbarmherziger Gott, mußte ich denn auch dieses noch erleben, daß das Herz, an das ich gewiesen war, sich von mir abwendete!" Sie barg ihr thränennasses Antlitz an Cäcilie's Brust, deren Arm, um ihren Nacken geschlungen, sie stützte. Die Misgestaltete, deren Gesicht immer den Ausdruck des Schmerzes trug, jenen unvergänglich scheinenden Anhauch von Trauer, welcher sich Unglücklichen ihrer Art so tief einprägt, das er der Stempel ihres äußern Menschen wird, wies ganz im Gegensatz zu Konstanze's Verzweiflung eine ungewöhnliche Heiterkeit auf ihrem Gesicht, ihre Augen leuchteten von großer tiefempfundener Freude.

„Ein Engel ist durch das Zimmer gegangen", sagte sie.

„O nein, sage das nicht, meine Engel sind entflohen!“ rief die Gräfin . . . „wer kann mich nun noch lieben?“

„Dein Gemahl“, antwortete jene . . . . „an ihn bist du durch den Segen des Priesters gewiesen, auch der Doctor erkennt es als deine Pflicht. Halte den Gedanken fest, er wird dich erheben zu einer Kraft, die bisjetzt dir mangelte. O wie schön ist der Spruch: Ein Engel ist durchs Zimmer gegangen! Man braucht ihn stets, wenn tiefe Stille, eine Pause des Schweigens in einer Gesellschaft eintritt. Neu belebt sich dann die Unterhaltung, neue Gedanken, von dem Engel ausgestreut, tauchen auf. Ein solcher neuer Gedanke ist die Aussöhnung zwischen dir und Erdödy. Es ist deine Pflicht, du wirst nicht geringer sein wollen in der Erhebung als Der, welcher dir das Beispiel der Entsagung gab.“ Und noch Vieles redete Cäcilie von Egon's edlem Beispiel und ihrer Verpflichtung, demselben zu folgen, bis Konstanze ihr versprach, den Versuch zu machen. War es die große Erregung, die dieser Gedanke in ihr bewirkte, oder der heftige Erguß der Thränen, der ihr vom Leid so schweres Herz erleichterte, sie fühlte sich nicht kränker, im Gegentheil schien ihr Wesen gehoben, als habe es eine Kräftigung erhalten. „Du mußt viel

Nachsicht mit mir haben, meine gute Cäcilie", sagte sie . . . „siehe, ich bin wie ein Kind, dem die Bitte um Vergebung schwer wird. Ach, stehe ich denn nicht auch vor einem ganz neuen Leben, indem ich alles Das, was es mir bieten wird, nicht kenne! O, sage mir nur, wenn ich fehle . . . in das Neue kann ich mich nur an einer stützenden Hand finden."

Die Hoffnung, daß der Graf vielleicht noch im Laufe dieses Tages einen Besuch im Krankenzimmer seiner Gemahlin machen werde, erfüllte sich nicht. Er kam erst gegen Abend wieder. Ohne alle Begleitung hatte er gegen Mittag zu Pferde, von seinen beiden Windspielen begleitet, das Schloß verlassen. Niemand wußte, wohin er geritten war; daß es aber eine große Entfernung gewesen sein müsse, bewies sein von Schweiß überdeckter Goldfuchs. Selbst die flüchtigen Windspiele waren sichtbar ermattet, sie hingen, ihrem Herrn ins Schloß folgend, die Köpfe und schlürften halbverdurstet die Schüssel Wasser aus, welche auf dem Corridor für sie stets bereit stand. Graf Erdödy selbst wies sich im höchsten Grade verstört. Den Blick zu Boden gesenkt, schritt er nach seinen Zimmern. Der Castellan sagte: „Heute ist böses Wetter bei dem Herrn. Gehe ihm ja Keiner zunahe, 's ist unsicher." Indeß der Graf begehrte,

nachdem er etwas genossen, keinen seiner Diener. So kam die zehnte Abendstunde heran, im Schlosse war Alles ruhig. Gräfin Trautson hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen, welche die andere Ecke der Schloßfronte bildeten. Der Graf, so hörte Egon vom Castellan, habe sich unausgekleidet auf sein Bett geworfen, weswegen im Schloßhofe, da er in einem der beiden Seitenflügel seine Wohnung genommen hatte, sich Alles still verhalten mußte, um ihn nicht etwa im Schlafe zu stören. Zwischen Erdödy und Gräfin Trautson waltete eine auffalleude Spannung; Egon hatte das mit Erstaunen bemerkt, aber er konnte den Grund nicht erfahren. Cäcilie wußte nichts darüber zu sagen. In früherer Zeit wäre Dergleichen nicht der Fall gewesen, meinte sie; doch seit einem Jahre schon vermeide er Gräfin Angelica, wo sich dies nur thun ließe. Da Cäcilie keine Auskunft über das sonderbare Benehmen zwischen dem Gemahl ihrer Freundin und der Gräfin Trautson zu geben vermochte, fragte Egon nicht weiter, es würde eine üble Neugierde verrathen haben. Angelica's Besuch bei Konstanze war an diesem Abend ein kurzer gewesen, weil sie wegen des am nächsten Morgen stattfindenden frühen Aufbruchs zur Rückreise der Ruhe bedürfe; jedoch hatte sie Grund genug über die mit

Konstanze vorgegangene Veränderung zu erstaunen. Diese redete von einer großen, von ihr an ihrem Gemahl begangenen Schuld, die sie gutmachen müsse, sie sei die einzige Ursache gewesen, aus welcher alles Unglück ihrer Ehe mit Erdödy gekommen, und Versöhnung mit ihm, den sie so schwer gekränkt und ihm seine Freuden geraubt habe, wäre von nun an ihre einzige Aufgabe. Sie sprach zugleich das aufrichtigste Bedauern aus, daß Angelica so früh schon abreise, denn was könnte ihr lieber sein, als daß sie, die Freundin, Zeugin der Versöhnung zwischen ihr und ihrem Gemahl werde! Konstanze's Wesen wies sich, von dem Gedanken an Aussöhnung getragen, erhoben. Auf die Bemerkung Angelica's, Erdödy stehe bei der Kaiserin sehr schlecht angeschrieben, rief Konstanze: „Das wird nur solange dauern, bis ich der Kaiserin selbst sage, daß nicht er, sondern ich ihren Zorn verdiene. Ihn in ihren Augen von aller Schuld, von jedem Vorwurfe zu reinigen, ist meine Mission. O, ist er nicht durch mich unglücklich genug geworden? hatte er als mein Gemahl nicht den vollsten Anspruch auf meine Liebe, mein Vertrauen? und ich . . . ich brachte ihm kein Herz mit, das ihn geliebt hätte, er mußte sich von mir abwenden, weil er alle seine Hoffnungen in mir getäuscht sah. Jetzt aber will ich

ihn lieben, ich will, und Gott wird mir seinen Beistand, gut zu machen, was ich an Erdödy's Herzen, an seinem Lebensglück verbrach, nicht entziehen."

„Ich wünsche, daß Ihre Hoffnung, meine geliebte Konstanze, sich erfülle", versetzte Angelica darauf, und es war fast auffallend, daß sie, ohne weiter auf diesen Gegenstand, der doch Konstanze's Herz so sehr bewegte, einzugehen, das Gespräch geschickt auf einen andern zu lenken wußte. Als sie sich nach ihrem Zimmer zurückbegeben, sagte Gräfin Erdödy zu Cäcilie: „Die gute Angelica scheint wenig Vertrauen auf das Gelingen einer Aussöhnung zwischen meinem Gemahl und mir zu haben. Es that mir wehe, daß sie so wenig theil an meiner Hoffnung nahm, sie hätte mich recht glücklich, recht muthig machen können; aber sie blieb kalt. Mein Gott, ist es denn so unmöglich ein Herz durch Reue zu versöhnen?"

Dr. Little's Eintritt, der stets in der zehnten Abendstunde noch einen kurzen Besuch bei Konstanze machte, um nöthigenfalls für ihre Nachtruhe durch ein beruhigendes Medicament zu wirken, verscheuchte den übeln, ihren Muth zu ihrem Vorhaben tief herabstimmenden Eindruck, den Angelica's Theilnahmlosigkeit hervorgebracht hatte. Als er sie verließ, reichte ihm Konstanze die Hand und sagte mit großer

Innigkeit: „Wir glauben an Schutzgeister, die unser Thun bewachen und in uns, wenn wir in Gefahr sind, ihre warnenden Stimmen ertönen lassen. Dieser Glaube ist so schön, so wunderbar zusammenstimmend mit dem Drange des Menschenherzens, daß Derjenige wol zu beklagen ist, der nichts von einem Schutzgeist weiß, welcher unsichtbar mit ihm durchs Leben wandelt. Mir ist der Himmel so gnädig gewesen, in Ihnen mir einen Schutzgeist gegeben zu haben, der mich behütet in der Gefahr, körperlich und geistig unterzugehen. Beten Sie für mich, mein Freund, daß der morgende Abend mich auf dem Wege wiedererrungenen Glücks finde."

Cäcilie begleitete den Doctor hinaus bis auf den Corridor. „Welche wundervolle Nacht!" bemerkte dieser, denn blendendes Mondlicht machte den Gang tageshell ... „ich werde noch nicht schlafen, sondern, wenn die Thür zum großen Saale nicht verschlossen ist, auf den Altan treten, um die Landschaft in diesem glänzenden Mondschein anzuschauen. Gott sei mit Ihnen. Schlafen Sie wohl." Es fiel ihm auf, daß Cäcilie ihn, ohne etwas zu erwidern, anschaute. „Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte er verwundert.

„Zürnen Sie mir noch, Herr Doctor?" entgegnete die Gefragte leise.

„Ich? warum?“

„Weil ich mich unterfing, für Sie zu bangen, daß Ihre religiösen Ansichten der Ketzerei zugeneigt sein könnten.“

„Ich habe nicht weiter daran gedacht“, antwortete Egon lächelnd. „Warum hegen Sie für mich in dieser Beziehung Angst?“

Diese Frage schien Cäcilie nicht erwartet zu haben, sie neigte wie in tiefer Beschämung das Gesicht auf die Brust nieder. „Ich verstehe Ihr Schweigen nicht“, bemerkte jener . . . „es ist doch gewiß kein Grund vorhanden, daß Sie sich einer Antwort zu scheuen hätten.“

Cäcilie hob das niedergesenkte Antlitz langsam zu ihm auf, ihre Augen erglänzten von einem wunderbaren Ausdruck. „Es mag eine Eigenthümlichkeit in dem Leben aller Derer sein, welche, sowie ich, von nähern Berührungen mit der Welt abgeschlossen sind, daß sie sich selbst in ihrem Herzen eine Welt aufbauen und sie ausschmücken mit allen Farben ihrer Einbildungskraft. Es ist ein stilles unsichtbares Glück, von dem ich rede. Die in der großen Welt leben, wissen nichts davon, sie finden Alles im Aeußern. Die wenigen guten Menschen, die ich kennen gelernt habe, stehen als Ideale in meiner innern

Welt. Sollte ich da nicht betrübt sein bei dem Gedanken, daß eins von ihnen im Unglauben verloren gehen könne? Ich habe mich daran gewöhnt, Sie mir als rein und untadelhaft zu denken, darum überkam mich Angst. Es war gewiß eine rechte Thorheit von mir.“

Egon fühlte sich von den leisen, von tiefer Empfindung zeugenden Worten seltsam angeregt. Es war nicht die gewöhnliche Sprache einer Empfindungsfähigkeit, die viele Andere gleichfalls ihr Eigenthum nennen; es war eine Stimme aus einer stets verschlossenen Welt, die sich nur selten aufthut, da ihr so wenige Anknüpfungspunkte in der oft so rauhen Wirklichkeit geboten sind. „Ich wünsche, daß Sie nie Ursache haben mögen, sich den Vorwurf zu machen, es sei Thorheit gewesen, Jemanden als Ideal sich zu denken, der doch immer nur ein Mensch, und als solcher tadelhaft bleibt. Ich wünsche dies aufrichtig um Ihret- und meinerwillen“, sagte der Doctor und verließ sie. Cäcilie blieb lange wie gebannt auf derselben Stelle stehen, wo er sich von ihr entfernt hatte, dann ging sie wieder ins Zimmer zur Gräfin.

Die Thür zum großen Saale war nicht geschlossen, dies gestattete Egon den Durchgang zum Altan.

Er stand hier lange ohne einen bestimmten klaren Gedanken festzuhalten. Der Hauptzweck, der ihn hierherführte, die Landschaft im Leuchten des Mondes zu sehen, übte jetzt keine Anziehungskraft für ihn, er ward zum verdrängten, mindestens zum untergeordneten Gedanken. In Cäcilie's Geständniß lag für ihn eine Ursache zum tiefsten Nachdenken, von der sie freilich nichts geahnt hatte. Egon gehörte, wie bereits erwähnt, dem Jesuitenorden als weltliches Mitglied oder nach der Sprache des Ordens als Coadjutor an, der kein Mönchsgelübde abgelegt hat; denn daß er in eines Jesuitenpaters Hand den Cölibatseid geleistet, war sein freier Wille gewesen, ohne sich dabei zum klösterlichen Leben zu verpflichten. Dergleichen weltliche Mitarbeiterschaft war in der Gesellschaft Jesu nichts Ungewöhnliches und ward als eine Ehre betrachtet, da sich ja selbst Ludwig XIV. von Frankreich zu diesem Grade hatte aufnehmen lassen. Die jesuitische Moral, welche so klug den verschiedensten Neigungen des Menschen und des sich stark zur Unsittlichkeit neigenden Zeitgeistes angepaßt war, hatte sich anfänglich dem milden Geiste Egon's eingeschmeichelt, er sah darin nur Das, was er selbst empfand, Milde, Versöhnlichkeit, tiefe Erkenntniß menschlicher Schwäche, die gegen jede Strenge eifert.

Indeß diese Ansicht veränderte sich allmälig bei ihm, als er mehr und mehr erkannte, daß das jesuitische Streben nicht aus der wahrhaften Inbrunst der Erkenntniß menschlicher Schwäche, nur aus kluger Berechnung hervorgegangen, als man ihn dazu auffoderte, auf Kranke einen insbesondere den Orden begünstigenden Einfluß zu üben, und, was ihm Schamröthe ins Gesicht trieb, Angaben über die Verhältnisse Derer zu machen, in deren Familien er als hülfeleistender Arzt wirkte. Dergleichen Verrath war mit seinem offenen Charakter unvereinbar, und diese Widersetzlichkeit hatte ihm bereits sehr ernstliche Verwarnungen zugezogen. Er war in einen Zwiespalt mit sich selber gerathen, den er selbst nicht zu lösen wußte, und dies Bewußtsein drückte ihn zuweilen sehr arg.

Der Halt war ihm verloren gegangen, der ihn noch vor kurzem gestützt hatte, und er fand sich auf dem Wege des Protestantismus im allgemeinen Sinne. Es lag in seinem Charakter, Großes, Erhabenes mit Ehrfurcht zu betrachten, und eben deshalb floß seine gegen Cäcilie ausgesprochene Anerkennung des Muthes Luther's auch wahrhaft aus seiner Seele. Das Ringen nach Freiheit in seinen Ansichten beunruhigte ihn, und Cäcilie's Furcht wegen einer Apostosie, der er

sich freilich selber noch nicht klar bewußt war, wirkte daher auf ihn als Mahnung an sein Herz tief ein. Während er sich diesen nicht angenehmen Gedanken hingab, waren in den von Gräfin Trautson bewohnten Zimmern Stimmen laut geworden und unterbrachen seinen Ideengang. Da die Windrichtung immer noch aus dem Morgen kam, so wehte der Luftzug abermals die Glockenschläge der zehnten Stunde von der Stadt her nach dem Schlosse. In der tiefen Nachtstille klangen die durch die Ferne gedämpften Töne feierlich, die zu beiden Seiten des Schlosses sich hinziehende Waldeinfassung nahm sie gleichsam in ihre Arme auf. Er warf noch einen Blick auf die im Mondsilber gebadete Landschaft, dann wollte er den Altan verlassen.

Fast im selben Augenblick glaubte er jedoch deutlich des Grafen Stimme in Angelica's Zimmer zu vernehmen. Das erschien ihm so auffallend, daß er einige Secunden lang stehen blieb, sich von dieser Wahrnehmung zu überzeugen. Ganz voll Aufmerksamkeit, ob er sich getäuscht oder nicht, gelangte er bald zu der Erkenntniß, daß hier keine Täuschung obwalte. Unwillkürlich fühlte er sich von seinem eigenen Erstaunen auf dem Altan zurückgehalten, er hörte Gräfin Angelica lachen, und eben dies, weil es so ganz im schlagendsten Contrast mit dem von ihr

behaupteten Benehmen gegen Erdödy stand, vermochte ihn, näher nach deren Zimmer hinzutreten. War es nicht außerordentlich auffallend, während Gräfin Trautson den Schein einer gänzlichen Nichtbeachtung gegen den Grafen zur Schau trug, und da, wie Egon gesagt worden war, diese Nichtbeachtung, dies Vermeiden gegenseitig schon ein Jahr lang dauerte, jetzt den Grafen bei ihr im Zimmer sprechen zu hören? Es bedurfte nur weniger von beiden im Zimmer befindlichen Personen gewechselter Reden, um Egon's Aufmerksamkeit aufs höchste zu steigern, denn, was er vernahm, rollte vor ihm den Schleier eines Geheimnisses auf, an das er nicht im entferntesten gedacht hatte.

„Sie haben starke Anlage zum Wahnsinn, Herr Graf", hörte er Angelica sagen. . . „Sie würden es sonst nicht wagen, mich mit Vorwürfen zu überhäufen, die ebenso unwahr als lächerlich sind. Daß ich Sie liebte, als Sie noch nicht der Gemahl des Fräuleins von Barlaimont waren, leugne ich nicht, weil ich nichts Unangemessenes in einer Neigung finde, welche ganz in den Schranken der Ebenbürtigkeit sich hielt. Damals stand es bei Ihnen, Herr Graf, um meine Hand zu werben. Sie werden mich nie überzeugen können, daß Ihr der Kaiserin in Betreff Konstanze's gegebenes Wort Sie hinderte zu bekennen, daß

Sie in Ihrer Neigung zu Konstanze sich getäuscht und in einer Verbindung mit ihr kein Glück finden würden. Wer hätte das Recht gehabt, einen Magnaten Ungarns zu einer Ehe zu zwingen, die ihm zuwider war? Mein Herr, ich liebe am Manne den Muth, Sie haben die Feigheit repräsentirt. Hatten Sie sich in meiner Person der Wahl Ihres Herzens zu schämen? ich glaube nicht."

„Angelica, Sie foltern mich mit einem Vorwurfe, dem ich nichts entgegensetzen kann als die einzige Entschuldigung, daß ich mich selbst nicht verstand und die Beute eines Zwiespalts in meinem eigenen Selbst war, zu dessen Bekämpfung mir die Kraft fehlte. Ich fühlte tief das Unglück eines getheilten Herzens, es gehörte Ihnen, es gehörte Konstanze, ich . . .

„Gehen Sie ehrlich zuwerke, Graf", unterbrach ihn Angelica . . . „der Ehrgeiz war der Matador in Ihrem Herzen, nicht die Liebe. Mit Konstanze glaubten Sie, die Kaiserin hatte Ihnen diese Lockspeise vorgehalten, zu den höchsten Ehrenstellen im Staate gelangen zu können. Das entschied; Sie opferten mich. Nun, mein Herr, ich denke Ihnen gegenüber das Anrecht auf einen Heiligenschein erworben zu haben. Um Ihr Glück nicht zu stören, entschloß ich mich zu der Verbindung mit Trautson; ich glaubte

durch diesen Schritt Ihnen die Last der Vorwürfe zu erleichtern, welche früher oder später bei zufälliger Erinnerung an mich Sie doch einmal empfinden müßten. Begreifen Sie das Opfer, das ich Ihrem Glücke brachte?"

„Angelica, vernichten Sie mich nicht ganz!" rief Erdödy . . . „ist denn meines Unglücks noch nicht genug! Ein Wort von Ihnen kann mich in den Himmel erheben."

„Ein Wort von mir? das klingt räthselhaft."

„Sie lieben Trautson nicht, Sie können ihn nicht lieben, es ist nicht möglich."

„Ich habe Ihnen noch nicht das Recht gegeben, über meine Verhältnisse ein Urtheil zu fällen, Herr Graf", entgegnete die Dame scharf. „Es werden am Hofe viele Ehen geschlossen, ohne daß Liebe eine unerläßliche Grundbedingung derselben wäre. Es bedurfte keines besondern Scharfblicks, daß meine Verbindung mit Trautson, wenigstens von meiner Seite, keine Folge von Zuneigung zu ihm gewesen sei. Ein solcher Gedanke schon wäre eine Beleidigung meines Gefühls. Wer hat aber überhaupt ein Recht, mich über mein Thun zur Rechenschaft zu ziehen?"

„Entziehen Sie sich mir nicht, Angelica! verhül-

len Sie sich vor mir nicht in den Schleier jener kalten stolzen Energie, welche wol die Welt zu täuschen im Stande ist, nicht aber mich. Gehen Sie von dem Gedanken aus, daß wir der Welt unser äußeres Glück zum Opfer gebracht haben und auf gleicher Stufe des Unglücks stehen. Ich kenne Ihr rasch aufglühendes Herz, es wünscht Liebe, Freude wie das meine. Soll ich Ihnen sagen, daß ich heute dem Wahnsinn nahe war und den Wald durchjagend glaubte, der Hölle entfliehen zu können, die mir im Herzen brennt? ach, es war ein Wahn . . . ich konnte den Frieden nicht erjagen. Sie fühlen nicht anders wie ich, Sie besitzen nur das Geheimniß, sich zu beherrschen. Trautson ist Ihnen nichts, Sie können keinen Gefallen an einem Mann haben, welcher keine Eigenschaft sein nennt, die ihn in Ihren Augen erhebt."

„Schweigen Sie davon, Graf, ich kann Ihnen nicht gestatten, in dieser Weise vor mir weiterzusprechen", antwortete Angelica mit einem Tone, in dem sich ein Schwanken des Gefühls deutlich bemerken ließ. „Ich bin vermählt, Sie sind es gleichfalls. Sie würden nur dann auf eine Entschuldigung Ihres Gefühls bei mir zu rechnen haben, wenn Konstanze, Ihre Gemahlin, gestorben wäre. Aber sie lebt noch,

mein Herr . . . wenn ich einmal liebe, bin ich auch zu stolz, um mich nach Bettlerart mit einem halben Herzen zu begnügen. Meine Liebe könnte vielleicht den Schleier einer geheimen Sünde, nie aber den Stempel eines Verbrechens tragen."

„Angelica!" rief Erdödy . . . „Angelica!"

„Was regt Sie so gewaltig auf?"

Eine Pause folgte, dann hörte Egon den Grafen ausrufen: „Sie lebt noch! . . ." Da wieder eine Pause folgte, trat der Lauschende leise ein paar Schritte dem Fenster näher. Das Zimmer war tageshell durch Kerzen erleuchtet, er erblickte den Grafen zu den Füßen Angelica's, sah ihn dann aufspringen und mit den Worten: „Sie sollen mich lieben!" hinauseilen. Die Gräfin blieb eine lange Zeit über nachdenklich im Lehnsessel sitzen. In der That erschien sie Egon in diesem Moment verführerisch. Ein blendendweißes Négligé umhüllte wie Duft ihren Körper, das Kerzenlicht, ihre Gestalt ganz beleuchtend, ließ ihr Antlitz, das von der Aufregung der eben vorhergegangenen Scene geröthet sich wies, in dem milden Glanze seiner Strahlen wie von einem warmen Hauch überflossen erscheinen. Egon glaubte ein Lächeln in ihrem Gesicht zu bemerken, als sie sich aus dem Sessel erhob, ein Licht ergriff und in das Neben-

zimmer sich begab, von woher gleich darauf der Ton einer Klingel hörbar wurde.

Dr. Little stand noch lange auf dem Altan in der Erinnerung der eben erlebten Scene versunken. Es war ein Geheimniß, das sich vor ihm aufgeschlossen hatte, welches seine Ansicht, daß die Schuld von Konstanze's Eheunglück ausschließlich auf ihrer Liebe zu seiner Person gelastet habe, gänzlich veränderte. Ihr Gemahl trug dieselbe und seiner wilden Leidenschaftlichkeit zufolge auch den größern Theil der Schuld. Die eben erlebte Scene gewährte ihm einen klaren Ueberblick der so sorgsam verborgenen Verhältnisse der gräflichen Ehe, in der Konstanze ihm als das alleinige Opfer erschien. Wie wäre es ihr mit ihrem stillen Gemüthsleben möglich gewesen, den von heftiger Leidenschaft zu Angelica entbrannten Gemahl an sich zu fesseln? Der schon vor ihrer Vermählung im Geheimen bei Beiden bestehende Bruch gegenseitigen Vertrauens mußte sich folgerecht durch die Eigenthümlichkeit ihrer Charaktere zu einem immer weitern Abgrund zwischen ihnen ausdehnen. Die eben erlebte Scene hatte Egon auch in Angelica's Leben einen Einblick gestattet und er verhehlte sich nicht, daß dieser für Gräfin Trautson sehr günstig spreche. Welcher heroische Muth gehörte dazu, um so wie sie

freiwillig sich selbst zu verleugnen! nur ein großes Herz vermochte das. Doch ebenso wenig verbarg er er sich, daß die Erinnerung an Das, wessen er Ohren- und Augenzeuge geworden, eine Empfindung wie Furcht in ihm erweckt habe, und doch vermochte er nicht klar in sich darüber zu werden. Dies Gefühl, welches sich immer mehr und mehr seiner bemächtigte, glich einer Ahnung, die leise im Geiste aufdämmert und langsam anwächst, bis sie ihre Herrschaft über Geist und Gemüth ausbreitet. Mit dieser beengenden Empfindung verließ er den Altan. Als er auf dem zu seiner Wohnung im Seitenflügel des Schlosses führenden Gang hinschritt, eilte ihm aus einem andern ein Diener des Grafen nach. „Was soll's?“ fragte Egon. Der Lakai bat um Entschuldigung, er habe ihn für den Herrn Dr. de Luigi gehalten, den er sogleich zu Sr. gräflichen Gnaden rufen solle.

„Der Graf unwohl?“

„Es scheint so . . . er läuft wie toll in seinem Zimmer umher. Ich denke, er wird's Fieber haben.“ Mit dieser Antwort eilte der Diener weiter.

IV.

Der nächste Morgen sah die Abreise der Gräfin Angelica, die noch einen Abschiedsbesuch bei Konstanze machte. Dr. Little erwartete sie auf dem Corridor, um sie zu dem ihrer im Hofe harrenden Reisewagen zu geleiten. „Ich rechne auf Ihr mir gegebenes Wort", sagte die Scheidende freundlich auf dem Wege dahin.

„Es zu erfüllen, wird ein Glück für mich sein", antwortete Egon.

„Wie kommt es, daß man zu Jemand mehr, zu Andern weniger oder gar kein Vertrauen hat?" fragte die Gräfin nach einer Weile.

„Es läßt sich dies nur aus den Beziehungen der Seelenverwandtschaft erklären, dies Feld der Beobachtung bietet oft die merkwürdigsten Resultate."

„Nun, so weiß ich doch, woher ich mein Vertrauen zu Ihnen, Doctor, deuten soll", scherzte die Gräfin.

„Gnädige Frau, Ihre große Güte gegen mich...“

„Pst! sprechen Sie ja nicht von meiner großen Güte, von der Sie ja noch nicht den kleinsten Beweis haben“, lächelte Angelica . . . „ich hoffe so glücklich sein zu können, Ihnen später einmal Gelegenheit zu geben, von diesem Gegenstande mit Recht zu sprechen.“ Sie warf wie zufällig vor dem Einsteigen einen Blick auf die Fenster des Seitenflügels, in dem der Graf wohnte. Sie waren verhangen. „Seines Herrn Gnaden krank?“ fragte sie leichthin den Castellan, der tiefgebückt neben dem Wagenschlag stand.

„Der Herr Graf haben die Ehre“, war die Antwort. Die Dummheit des Mannes rief ein Lächeln bei Angelica hervor, und schäkernd, den Blick auf Egon gerichtet, versetzte sie darauf: „Nun dann will ich auch die Ehre haben, einzusteigen und fortzufahren.“ Mit einem letzten anmuthigen Kopfnicken den Doctor grüßend, wurde die schöne Erscheinung von dem kräftigen Viergespann dem Schlosse rasch entführt.

Egon konnte sich nicht erinnern, seit langer Zeit von einer weiblichen Erscheinung mehr sich angezogen gefühlt zu haben als von Gräfin Trautson. Die Empfindung dieses Wohlgefallens an ihr ließ sich ohngefähr der Ueberraschung durch eine unerwartete uns höchst angenehme Nachricht vergleichen. Wir werden

von einem Frohsein durchdrungen, welches uns Vieles mit ganz andern Augen schauen läßt und den größten Einfluß auf unsere Beurtheilung der Personen oder der Verhältnisse Anderer äußert. Wir werden gütiger und wohlwollender im Gefühl der uns beherrschenden Heiterkeit. Auch Egon erging es so. Erschien ihm auch Erdödy's Leidenschaft zur Gräfin Trautson als strafbar, so fand er doch in der Anmuth Angelica's die triftigste Entschuldigung für ihn. Es war ein trauriges Stück Geschichte des menschlichen Herzens, das er hatte kennen lernen, und doch war es ihm nicht möglich, ein Verdammungsurtheil über den scheinbar Schuldigsten auszusprechen, die Verhältnisse hatten ihn wie alle bei dem Geheimnisse Betheiligten so sehr überwachsen, daß er und sie deren Opfer geworden waren. Durch einen Diener ließ Egon den Dr. de Luigi benachrichtigen, daß es Zeit sei, sich zur Gräfin Konstanze zu begeben, er erwarte ihn. Aus Rücksicht für des Grafen Wunsch und um den Berufsgenossen nicht zu kränken, lud er den Letztern allmorgendlich ein, ihn zum Besuch bei der Gräfin zu begleiten. Dr. de Luigi erschien bald. Er sah ein wenig verstört aus und gab die Ursache davon als in der zum größten Theil bei dem Grafen verwachten Nacht beruhend an. Die Gräfin beobachtete

ebenso wie Egon, indem sie dem Hausarzte ihres Gemahls ein paar von ihm an sie gerichtete Fragen beantwortete, nur eine Rücksicht gegen denselben und den Grafen, und Dr. de Luigi schien seine Function, der Beiläufer Egon's zu sein, sehr hoch anzuschlagen. Er pflanzte sich jedesmal an der Kopfseite ihres Lagers neben dem an demselben stehenden Tische auf und schien sich durchaus nicht davon genirt zu fühlen, daß der Gardinenflügel, von der Gräfin mehr nach der Mitte zugeschoben, eine Scheidewand zwischen dieser und seiner Person bildete und er sich jederzeit, wenn er mit ihr sprach, um die Gardine biegen mußte. Es war viel Pedanterie in diesem Italiener. Als hätte er Controle zu führen, so stellte er oft seine Fragen an Egon. Die Verordnung des Letztern, die Gräfin möge im Laufe des Vormittags öfter das vorzüglich reine Wasser aus der nahen Quelle mit etwas Zucker vermischt trinken, hatte Dr. de Luigi's ganzen Beifall, und er äußerte sich auch an diesem Morgen, wie der Anschein vorhanden sei, daß der Wassergenuß der Frau Gräfin ungemein wohlzuthun scheine, und man annehmen müsse, daß es sehr blutverdünnend auf sie wirke, was jedenfalls auch, wenn es fortgesetzt würde, von größter Wirkung auf ihren Krankheitszustand sein könne.

„Ich halte mich wenigstens davon überzeugt, daß Alles, was die Natur uns bietet, sei es was es auch wolle, bei richtiger Anwendung stets zum Segen für uns wirkt“, entgegnete Jener . . . „Uebrigens werden Sie, mein Herr College, mit mir einverstanden sein, daß Wasser in allen Fällen das unverfälschteste natürlichste Arcanum sei, dessen Heilkraft bisjetzt noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, die es verdient und auf dessen Studium der denkende Arzt von der Natur angewiesen ist.“

„Ich will es nicht ganz bestreiten“, antwortete Dr. Luigi . . . „aber ich meine, unsere ärztliche Wissenschaft dürfte dann, wenn das Wasser zu so großer Ehre gelangte, auch den Bauern in die Hände fallen . . . hm?“

„Es ist sehr möglich, daß es unter dem Bauernstande auch Leute mit sehr gesundem Menschenverstande gibt, welche die sie umgebende Natur auch als die beste ihnen von der Vorsehung angewiesene Apotheke betrachten und zu dem Schlusse kommen, daß jedes Land, oder wie wir den Begriff der Oertlichkeit noch weiter ausdehnen wollen, jede Zone für die von ihr hervorgebrachten Geschöpfe, Menschen oder Thiere, auch zugleich die Mittel, nicht nur zu deren Ernährung, sondern auch zu deren Erhaltung in Bezug auf

Krankheiten hervorgebracht hat. Ich weiß wohl, daß unser menschliches Streben sehr stark auf den Hang nach Fremdem sich stützt, daß wir das Nahe, uns Gebotene aus dieser Ursache oft übersehen und nach Allem greifen, was aus der Ferne sich uns als unfehlbar preist; aber ich hoffe, daß einst für unsere ärztliche Wissenschaft, die jetzt nur zu oft den Mantel des Charlatanismus annimmt und für Alles schützende Präservativ- und Universalmittel erfinden will, eine Zeit der Reform kommen wird, wo man einfache Natürlichkeit oder natürliche Einfachheit als Grundpfeiler der Medicin erkennen und den Augiasstall der jetzt großentheils noch bestehenden oft so widernatürlichen Heilmethoden säubern wird."

Egon war angeregt. Er liebte seine hohe Wissenschaft zu sehr, um nicht, wenn das Gespräch zu ihr sich wendete, stets tief davon berührt zu werden und seine Meinung offen und frei darüber auszusprechen. Von dieser Empfindung bewegt, verließ er den Tisch und ging nach der zum Altan führenden jetzt noch geschlossenen Flügelthür. Dr. de Luigi blieb ihm die Antwort schuldig. Da es dessen Art sonst nicht war, zu schweigen, so fühlte sich Egon unwillkürlich davon frappirt. Zufällig ließ er, der mit dem Rücken gegen das Innere des Zimmers Stehende, den Blick nach

dem zwischen den beiden Säulen zur rechten Seite der Glasflügelthür befindlichen Spiegeleinsatz streifen und erblickte den gräflichen Hausarzt die Hand zusammengeballt einen Moment lang über den silbernen Wasserbecher der Gräfin haltend, dann sie schnell zurückziehend und in die tiefe Schoostasche seines Kleides verbergend. Ganz gegen seine Gewohnheit, da er sonst stets wartete, bis sein Berufsgenosse mitging, empfahl Dr. de Luigi sich unmittelbar darauf der Gräfin, indem er vorgab, seine Gegenwart werde heute Morgen bei dem in dieser Nacht von einem Fieberanfall heimgesuchten Grafen sehr erfoderlich. Als er das Zimmer verließ, traf ihn der Blick Egon's, und Dr. de Luigi's Augen suchten wie in Bestürzung den Boden, indem er jenem eine tiefe Verbeugung machte.

„Was ist das?" fragte sich der Zurückbleibende, und der Gedanke stieg in ihm auf, der gräfliche Leibarzt, unzufrieden mit seinen (Egon's) bei der Gräfin angewendeten Medicinen, beabsichtige vielleicht einen unbemerkten Versuch hinsichtlich der Wirkung einer von ihm selbst präparirten mittels des der Gräfin verordneten Wassergenusses. Er trat an den Tisch, sein Blick prüfte das Wasser, keine Trübung war an demselben zu bemerken. Der Glanz der innern Bechervergoldung spiegelte klar daraus hervor, nur am Bo-

den war der nicht ganz aufgelöste Zucker in kleinen Kügelchen sichtbar. Die Gräfin wollte trinken, sie streckte die Hand danach aus.

Egon fühlte sich in diesem Moment von unerklärlicher Angst erfaßt. „Eine Spinne ist hineingefallen, trinken Sie nicht, Gräfin!“ rief er in Verwirrung, ihr den Becher entziehend . . . „das Wasser muß ausgegossen, der Becher gereinigt werden.“ Ohne über sich selber und sein Thun klar zu sein, ging er mit dem Becher ins Vorzimmer, weder eine der beiden Kammerfrauen noch Cäcilie befanden sich daselbst. Um das Wasser auszuschütten, eilte er nun auf den Corridor hinaus, sich erinnernd, daß in einer Ecke auf demselben der Wassernapf für die Hunde des Grafen stehe. Die großen schönen Thiere wollten eben ihren Durst löschen, Egon goß, den Becher rüttelnd, dessen Inhalt in den Napf, die Hunde, von dem süßen Geschmack des Zuckerwassers angelockt, schlürften fast den Wasservorrath auf.

Als er zurück ins Vorzimmer kam, traf er Cäcilie. „Lassen Sie den Becher auswaschen“, sagte er, da er ihre Verwunderung, ihn von außen kommen zu sehen, bemerkte . . . „eine Spinne war hineingefallen, ich leerte ihn draußen aus. Geben Sie der Gräfin einen andern.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor, Sie sind für Alles aufmerksam", sprach die Gräfin . . . „ich hätte die Spinne vielleicht nicht einmal bemerkt. Ich habe Abscheu vor diesen langbeinigen Thieren."

Egon fühlte sich wieder leicht werden, die Angst war wie von seiner Brust plötzlich genommen, eine Viertelstunde später betrachtete er die Sache schon ganz anders. Vielleicht hatte Dr. de Luigi gar nicht daran gedacht, dem durch Zucker versüßten Wasser etwas beizumischen, und das Halten seiner Hand über den Becher und deren schnelles Zurückziehen und Verbergen in seiner Rocktasche war am Ende rein zufällig gewesen. Ehe er die Gräfin verließ, äußerte er, daß, da ihr Zustand sich sichtbar bessere, er im Laufe des Vormittags die ihr bisher verordnete Medicin mit einer andern wechseln werde.

„Ach ja, ich wünsche jetzt dem Leben erhalten zu bleiben", entgegnete die Gräfin . . . „Sie, mein Freund, haben mir ja die Aufgabe gezeigt, die ich erfüllen muß, um Ihres mir gegebenen Beispiels würdig zu werden. O, stehen Sie mir auch ferner bei, knüpfen Sie zwischen meinem Gemahl und mir die Wiederkehr der zwischen uns zerrissenen Verbindung wieder an. Gehen Sie zu ihm, sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche, sagen Sie ihm, daß . . .

nein, ich will Sie nicht mit diesem Auftrage belästigen. Drücken Sie ihm meine Theilnahme aus, da ich gehört hätte, er sei in dieser Nacht erkrankt. Vielleicht wirkt dies versöhnend auf sein Herz.“

Egon versprach es und begab sich auf sein Zimmer, um abzuwarten, bis in der Wohnung des Grafen der Vorhang der Fenster entfernt sein würde. Es verging fast noch ein Stündchen, ehe dies geschah. Dann ging er zu ihm hinüber. Im Vorzimmer war kein Diener, er mußte also warten, bis sich einer sehen ließ, um ihn melden zu können. Er hörte drinnen sprechen, entfernte sich jedoch so weit als möglich von der Thür, um nicht etwa als Horcher ertappt zu werden. Plötzlich schlug das Schmerzgewinsel von Hunden an sein Ohr, es kam aus dem Zimmer des Grafen. Die Schmerzenslaute der Thiere wurden immer durchdringender, der gräfliche Hausarzt riß die Thür auf und stürzte, Egon nicht gewahrend, durch das Vorzimmer, draußen nach dem Castellan rufend. Durch die offengebliebene Thür erblickte Egon die beiden unter den gräßlichsten Schmerzen sich am Boden wälzenden Thiere. Der Graf kniete bei ihnen, rief sie bei ihren Namen; aber mit dem Gehör war es bei ihnen vorüber. Der furchtbare Schmerzenskampf währte jedoch nicht lange, ging in einzelne

Zuckungen der letzten Lebenskräfte über, dann streckte der Tod die Thiere lang aus.

„Sie müssen vergiftet worden sein", bemerkte Egon, der von dem Grafen unbemerkt auf die Zimmerschwelle getreten war. Die unerwartete Stimme und der Inhalt des von ihr Gesprochenen erschreckte den Magnaten so sehr, daß er aufspringend einen Schrei ausstieß und an die Wand taumelte. Im selben Moment kam Dr. de Luigi mit dem Castellan. Auch de Luigi wies sich bei dem unerwarteten Hierfinden Egon's so sehr vom Schreck übermannt, daß er leichenbleich wurde und in vollkommenster Verwirrung fragte: „Bringen Sie Nachricht von der Frau Gräfin?" Die Frage war so auffallend in dieser Situation, daß Egon für den Moment sich betreffen davon fühlte. Der Castellan ersparte ihm jedoch die Antwort, indem er, auf die beiden im Zimmer liegenden Hunde deutend, sagte: „Gerade so liegt mein Linor unten im Stalle. Der ist auch todt. Vor Dreiviertelstunden ging er noch mit mir auf den Boden hinauf, und da das Thier seitdem bei mir gewesen, hat er auch nichts Schädliches gefressen. Ich habe nur gesehen, daß er die Neige aus dem auf dem Gange stehenden Wassernapf der Hunde des gnädigen Herrn Grafen gesoffen hat."

Egon gerieth bei der Erinnerung an den Wassernapf, in welchen er den Becher der Gräfin ausgegossen, in Bestürzung. Es war als ob vor seiner Seele ein riesiger Schatten aufwachse, dämmernde Erkenntniß eines abscheulichen Verbrechens, dessen geheimnißvoller Zusammenhang ihn durchschauerte. Des gräflichen Hausarztes in der Verwirrung gethane Frage nach der Gräfin und der Schreck des Grafen bei Egon's Behauptung, die Thiere seien vergiftet, hing genau miteinander zusammen und fand in des Castellans Aussage die vollste Bestätigung. Den Schlüssel zu dem Verbrechen, das dem Leben Konstanze's gegolten, erblickte Egon in dem gestern Abend ihm als Ohren- und Augenzeuge kundgewordenen Vorgang zwischen Gräfin Trautson und dem Magnaten. In den letzten Worten desselben: „Sie lebt noch! Sie *sollen* mich aber lieben!" ruhte der Schlüssel zu dem Gedanken, das Hinderniß, welches ihm in seiner Leidenschaft zu Angelica im Wege stand, für immer zu beseitigen. Erdödy ermannte sich, er wandte sich, alle Fassung zusammenraffend, an Egon mit der Frage: „Sie glauben an Vergiftung bei diesen Thieren?"

„So äußern sich die Wirkungen von Gift, Herr Graf. Mensch oder Thier, das macht keinen Unter-

schied.“ Es entging dem Antwortenden nicht, daß der Graf ein schauerndes Frösteln nicht verbergen konnte und sein Blick auf Dr. de Luigi flog. Der Castellan erhielt Befehl die Thiere fortschaffen zu lassen; dann fragte Erdödy nach der Ursache des Hierseins Egon's, der ihm die Theilnahme seiner Gemahlin an dem in der vergangenen Nacht ihn überkommenen Fieberleiden ausdrückte. Die Verwirrung Erdödy's, sein erblassendes Gesicht bezeugten bei dem mühsam ausgesprochenen Danke zu deutlich, wie ihn Gewissensangst foltere.

Als Egon sich wieder auf seinem Zimmer befand und das Erlebte überdachte, wurde es ihm klar, daß Konstanze unter allen Umständen verloren sei, indem der Graf, ein mal auf die Bahn des wenn auch diesmal vereitelten Verbrechens gerathen, nicht unterlassen werde, einen zweiten Versuch zu wiederholen. Wie war sie von dem gewiß auf sie lauernden Tode zu retten? Den Kopf in die Hände vergraben, lief Egon nach einem glücklichen Gedanken suchend im Zimmer umher, das Hirn schien ihm wie ausgebrannt. Nur Trennung von ihrem Gemahl konnte sie vor einem abermaligen Mordversuche von seiner Seite schützen. So klar und erwiesen das Verbrechen auch vor seiner Seele stand, ebenso klar erkannte er

das Wage seiner Behauptung, wenn er nämlich diese vor die Oeffentlichkeit bringen wollte. Der Verbrecher gehörte einer der ersten Familien des Landes an, dieser Umstand fiel schwer ins Gewicht, und Egon sagte sich selbst, daß bei der durch den Mangel beizubringender Beweise sich herausstellenden Unmöglichkeit, die Anklage zu begründen, noch für seine eigene Person die Schande und Strafe falscher Ankläger im Hintergrunde lauere. Die Gräfin wurde dadurch nicht gerettet, im Gegentheil mußte sie in den Verdacht des Einverständnisses mit ihm kommen, ihr Unglück war nur vermehrt, ihr Ruf vernichtet. Und als Egon dies Alles überdacht hatte, drängte sich ihm auch die Ueberzeugung auf, daß, sterbe die Gräfin heute nicht an dem Vergiftungsversuch, der Arzt wie der Graf auf die Vermuthung geführt werden müßten, er habe ihn vereitelt und den Inhalt des Bechers ausgegossen, da des Castellans Behauptung, sein Hund sei nur nach dem Genusse des Wassers gestorben, deutlich darthat, daß dieses Letztere vergiftet gewesen. Es leuchtete Egon ein, daß der Graf und der Arzt es für unerläßlich nothwendig finden würden, ihn zum Schweigen zu bringen. Solchergestalt sah er sein eigenes Leben bedroht, und sobald dies der Gefahr eines Mordes ausgesetzt war, blieb

auch jede Hoffnung auf Rettung der Gräfin verloren. „Großer Gott, zeige mir einen Ausweg aus diesem Labyrinth!“ rief Egon in höchster Angst, die ihm Schweißperlen auf die Stirn trieb. Endlich wurde er ruhiger, ein Gedanke entwickelte sich in seinem Geiste, ein Rettung verheißender Gedanke. Nur dann war es möglich, die Mörder der verbrecherischen That an der Gräfin anzuklagen, wenn diese in leichte ähnliche Zufälle als die, an welchen die Thiere geendet hatten, verfiele. Die von ihm mittels Medicamenten zu bewirkende Rettung der Gräfin mußte für ihn zeugen, wenn er dann laut eine Anklage auf Mord gegen ihren Gemahl erhob.

Um das Mittel, solche Krampfanfälle hervorzubringen, war er nicht bekümmert, er erinnerte sich an das von Toni's Unachtsamkeit seiner Reiseapotheke beigefügte spirituöse Brechnußextract und zögerte nicht, zur Ausführung zu schreiten. Mit zwei gleich kleinen Fläschchen, das eine mit dem genannten Extract, das andere zur Hälfte mit einer andern unschädlichen Medicin gefüllt, begab er sich zur Gräfin, welche nicht bemerkte, daß er den ihr gereichten Löffel voll nicht aus dem von ihm mit der Verordnung, alle vier Stunden davon in gleicher Gabe zu nehmen, auf den Tisch gestellten Fläschchen eingoß, sondern nur über

die unangenehme Bitterkeit des neuen Mittels sich äußerte. Unter einem schicklichen Vorwande verließ er bald nachher Konstanze und begab sich in sein Zimmer.

Voll Erwartung über den Erfolg der Sache suchte er sich zu beschäftigen, aber das Herz schlug ihm zu sehr, als daß er irgendeinen andern Gedanken mit Bestimmtheit hätte fassen können. Fast drei Viertelstunden waren schon verflossen, als der Toni zu ihm hereintrat und meldete, der Herr Pfarrer aus der Stadt sei zu Besuch bei der Frau Gräfin gekommen und habe ihm aufgetragen, dem Herrn Doctor zu sagen, daß er dann auch bei ihm vorsprechen werde. „Das ist ein Herr, der fast wie Vater Mistelberger ausschaut“, bemerkte Toni beiläufig. „Wissen's, Herr Doctor, daß ich alle Leut' hier gern hab', die keine Ungarn sind? Auf die Gesellschaft aber bin ich springgiftig, die sind All' übereinander eine duckmäuserige Bagage, die uns deutsche Leut' im Magen hat. Was die vornehmen Herren Ungarn betrifft, so thun's halt, als wären's des Herrgotts leibliche Vettern oder Geschwisterkinder mit der allerheiligsten Jungfrau Maria, und schauen ordinäre Menschen wie Staub an, den's mit Füßen treten. Und die Andern, die nichts Vornehmes sind, haben's erst recht hinter'n Ohren. Was ist das für 'ne Mensch-

heit hier! Ich werd' meinem Schutzheiligen eine Kerze anbrennen, wenn wir wieder in unserm lieben Oesterreich sind, da weiß man doch, was die Leut' plauschen ist gut österreich'sch, aber hier reden's ein Ung'risch, Slawonisch und Haiduckisch durcheinander, daß man wie verrathen ist."

In der That wünschte auch Egon nichts mehr, als von Schloß Szomolan weit entfernt zu sein, denn allmälig fühlte er sich von der Angst des Gedankens übermannt, daß der schwache Körper der Gräfin den Wirkungen des Brechnußextracts zum Opfer fallen könnte.

„Sind der Herr Doctor krank?" fragte Toni, da er bemerkte, wie Egon's Stirn eine dunkelrothe Färbung annahm, als stiege eine Glut in ihm auf.

„Nein", antwortete der Gefragte ausweichend ... „es ist nur eine Wallung des Bluts, der ungarische Wein scheint mir nicht zuzusagen."

Toni schien diese Aeußerung als einen sehr günstigen Anknüpfungspunkt zu einem weitern Gespräch zu betrachten und war eben im Begriff, dasselbe ins Gleis zu bringen, als die Thür des Zimmers heftig aufgerissen wurde und eine Kammerfrau der Gräfin mit dem Rufe: „Herr Doctor! zu Hülfe, um Gotteswillen ... unsere gnädige Frau liegt im Sterben!"

todtenbleich hereinstürzte. Der Schreckensruf hatte Egon so überrascht, daß er wie niedergeschmettert an Geist und Leib mehre Secunden Frist bedurfte, sich zu fassen; dann folgte er der Kammerfrau.

Die Scene, die sich ihm im Zimmer der Gräfin bot, war von tieferschütternder Wirkung. Unter den heftigsten Convulsionen warf die Gräfin sich schreiend auf ihrem Lager umher, die Augäpfel verschwanden zuweilen spurlos unter den weit aufgerissenen Lidern. Cäcilie hatte sich mit Anstrengung aller Kräfte auf sie geworfen, um den Ausbruch der tobenden Krämpfe zu beschwichtigen, die Kammerfrauen standen wie versteinert bei diesem ebenso traurigen als erschreckenden Anblick einer so furchtbaren Veränderung, und selbst Egon ward davon betäubt. Der Pfarrherr, der seinen Schreck bemerkte, rief ihm zu: „Doctor, helfen Sie . . . haben Sie keine Medicin, die hier von plötzlich durchgreifender Wirkung ist, so stirbt die Gräfin."

„Ja, ja!" Mit den Worten rannte Egon in sein Zimmer zurück, die Angst, die die Gefahr für das Leben der Gräfin ihm eingeflößt hatte, beherrschte ihn so sehr, daß er auf dem Corridor den Dr. de Luigi zu Boden rannte. Nach wenig Minuten kehrte er zurück. Es war mit vieler Mühe verbunden, der Gräfin einen Löffel Arznei einzuflößen, da, obwol die

Zuckungen schwächer geworden, die Zähne doch fest aufeinandergeschlossen waren. Gemilderter Zustand der entsetzlichen Krampfäußerungen wurde nach und nach sichtbar, nur einzelne leise Schauer überliefen noch den Körper Konstanze's, dann lag sie einige Secunden lang ruhig, plötzlich aber streckte sich ihre Gestalt unter einem tiefen Röcheln.

„Großer Gott! sie stirbt!“ schrie Cäcilie.

Eine Pause des tiefsten Schweigens folgte. Cäcilie und die Kammerfrauen waren auf die Knie gesunken und der Pfarrherr von Szomolan sprach ergriffen von dem ihm so unerwartet gewordenen Anblick ein Gebet über die eben Heimgegangene. Nur Egon allein war stehen geblieben, seine Augen wiesen sich nicht auf die vom Tod erstarrte Gräfin gerichtet, sondern auf das von seiner Hand noch gehaltene Fläschchen. Es war das, in dem sich das Brechnußextract befand, er erkannte es an drei unterhalb des Halses wie Perlen aneinandergereihten Blasen: in der Verwirrung hatte er sich vergriffen. Das Bewußtsein, sie mit dieser zweiten Gabe gemordet zu haben, schlug ihn so sehr danieder, daß er für alles ihn Umgebende theilnahmlos blieb. Dr. de Luigi hatte ins Zimmer gelauscht, der Pfarrherr, der ihn erblickte, rief ihm zu, näherzutreten. „Sie ist

todt", sagte der gräfliche Hausarzt . . . „die Extremitäten sind schon fast erkaltet. Ah, ich wußte wohl, daß sie nicht zu retten war, aber man glaubte mir nicht. Ich werde sogleich dem Herrn Grafen, der heute das Schloß verlassen wollte, Bericht erstatten und seine Anordnungen in Vollzug setzen." Ohne seinen Collegen einer Beachtung zu würdigen, entfernte sich Dr. de Luigi.

„Wir haben unsere Freundin verloren", sprach Cäcilie, weinend zu Egon tretend. Dies ermunterte ihn von dem Schlage, der seinen Geist gleichsam vernichtend getroffen. Der Pfarrherr von Szomolan nahte sich ihm gleichfalls und sagte: „Mein Freund, ich begreife Ihr Entsetzen. Sie glauben Ihre fernere Laufbahn durch diesen jähen und schnellen Todesfall der Ihrer Kunst anvertrauten Gräfin gestört, das Vertrauen, das Ihnen der Kaiserin Majestät in Betreff der Dahingeschiedenen schenkte, unwiederbringlich verloren . . . aber fassen Sie sich, mein Freund, die Grenze unserer menschlichen Macht ist wie Alles, was uns betrifft, so unsicher, daß wir stets auf Fehlschläge unserer Hoffnungen gefaßt sein müssen, wie auch der Apostel so schön bezeichnend sagt: «Unser Wissen ist Stückwerk.» Sie haben Ihre Pflicht gethan, ich werde deshalb selbst an der Kaiserin Majestät

einen Bericht absenden. Folgen Sie meinem Rathe, Doctor, lassen Sie uns in Ihr Zimmer gehen und suchen Sie dort Fassung zu erringen. Hier können Sie nichts mehr thun, der Tod hält seine Beute fest." Mit diesen Worten ergriff er Egon's Hand und führte ihn, der jetzt gar keine Kraft besaß, einen Willen zu äußern, aus dem Sterbezimmer.

Nie in seinem Leben hatte Egon die übermächtige Wirkung eines Schuldbewußtseins gefühlt; jetzt unterlag er derselben fast gänzlich. Der würdige Pfarrherr, ein Greis, sah an ihm die Kunst seiner Beredtsamkeit, seines Trostes scheitern, er erhielt nur von großer geistiger Störung zeugende zerstreute Antworten. Ein Lakai rief den Pfarrherrn zum Grafen, und als Egon sich allein sah, warf er sich im wildesten Schmerze auf sein Bett. Die Gewalt, die bisjetzt feindlich all sein Denken beherrschte, brach sich in einem Strom heißer Thränen. Er nannte sich Mörder. Wenn er sich auch von der Absichtlichkeit des Mordes freisprechen mußte, so war derselbe doch durch ihn herbeigeführt worden, und mit diesem Bewußtsein mußte er schweigen von dem an der Gräfin beabsichtigten Verbrechen ihres Gemahls, er selbst hatte es ja nun begangen, und gegen den Grafen hatte er keine Zeugen.

Dr. de Luigi trat bei ihm ein. Es war etwas sichtbar Frohes in dem Benehmen dieses Mannes, in seiner Freundlichkeit lag der Ausdruck des Wohlbehagens an dem vermeintlichen Gelingen seines bösen Werks. Er sagte ihm, der Graf danke ihm für die kurzen Dienste, welche er dessen Gemahlin geleistet, und wünsche, daß er auch die Balsamirung der Leiche übernehmen möge, für welche Bemühung er ihm hier die Summe von 300 Dukaten überschicke.

„Der Graf verlangt das von mir?“ rief Egon... „warum überträgt er diesen Auftrag nicht Ihnen?“

„Aus der sehr einfachen Ursache, weil er, um den Kummer über den schweren Verlust, den er durch den Tod seiner Gemahlin erlitten, nicht noch mehr zu vermehren, heute Abend das Schloß verlassen wird und zwar in meiner Begleitung. Glauben Sie mir, Herr College, der Graf ist kränker, als er selbst glaubt, meine Begleitung ist daher eine unabwendbare Nothwendigkeit für ihn. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß der Lebende einer noch größern Aufmerksamkeit bedarf als die Todte. Während des Ihnen übertragenen Geschäfts der Balsamirung der Leiche werden Sie unumschränkter Herr des Schlosses sein, der Castellan hat bereits den ausdrücklichen und

strengen Befehl des Herrn erhalten, Ihnen in Allem, was Sie wünschen, sich dienstwillig zu zeigen. Sie haben über ihn und das kleine Schloßpersonal zu gebieten. Die Anordnungen nach geschehener Balsamirung hinsichtlich des üblichen Ausstellens der Leiche sind Ihnen gleichfalls überlassen. Finden Sie den Anblick derselben widrig, so steht es bei Ihnen, die Paradestellung ganz zu übergehen. Der Sarg wird morgen schon ins Schloß gebracht werden. Ist Alles geschehen, so wird auf Ihre Anzeige der Pfarrer von Szomolan im Geleite seiner Geistlichen die Leiche abholen, um sie solange in der städtischen Pfarrkirche beizusetzen, bis der Hauptsarg fertig ist und sie in demselben eingeschlossen in die Familiengruft der Erdödy gebracht werden kann."

Da Egon schwieg, theils weil er diesen Menschen keiner Antwort werthhielt, theils auch weil seine Stimmung eine viel zu düstere war, um Lust am Sprechen zu finden, äußerte Dr. de Luigi, ehe er ihn verließ: „Ich möchte Sie fast beneiden, mein Herr College, um die Zerknirschtheit, in welcher ich Sie gefunden habe, denn entweder haben Sie bisher das unerhörte Glück gehabt, noch nie einen Ihrer Kranken sich durch den Tod entführt zu sehen, oder Sie haben sich ganz fest eingebildet, die Gräfin, welche

schon vor Ihrer Hierherkunft dem Tode gewidmet war, dem Leben zu erhalten. Nun, mein Herr College, das Schicksal macht uns Aerzten zuweilen starke Striche durch die Rechnung, man muß sich daran gewöhnen, es ist einmal nicht anders."

Der Spott des Italieners machte indeß auf Egon eine günstigere Wirkung, als unter den vorwaltenden Umständen bei diesem zu erwarten stand; er fühlte sich aufgestachelt, sein so tief gesunkener Muth erhob sich aufs neue, der Selbstvorwurf, Mörder geworden zu sein, verlor allmälig von der erdrückenden Schwere, mit welcher er auf seinem Geiste lastete. „Wie?" sagte er zu sich ... „dieser Nichtswürdige ist frei von jeder Scheu bei dem Gedanken an das von ihm vermeintlich begangene Verbrechen, und mir lähmt das Bewußtsein, es unabsichtlich vollbracht zu haben, jede Aeußerung von geistiger Kraft, mich der Selbstanklage des Mordes zu entheben?" Er schritt im Zimmer auf und nieder, und wurde allmälig ruhiger. Der Gedanke, daß er nur ein Werkzeug der Barmherzigkeit des Himmels gewesen sei, der Konstanze von einer bei der wilden Leidenschaft ihres Gemahls für Gräfin Trautson wol leicht möglichen traurigen Zukunft habe erlösen wollen, griff Platz in seiner Seele, er ward Balsam für sein Herz. Das ihm über-

tragene Geschäft der Balsamirung ihrer Leiche wurde ihm jetzt lieb, keine ruchlose Hand entheiligte den Körper Derer, die er einst so innig geliebt. Der Gedanke an diese Beschäftigung, so grauenvoll er auch anfänglich ihm erschienen, verlor das Grelle, Schauererregende, indem Egon auch diesen vom Grafen ihm zuerkannten Auftrag als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten begann.

Als der Abend bereits zu dämmern anfing, begab sich Egon in das Zimmer der Gräfin, um deren Leiche, wenn nämlich der Graf seinen Abschiedsbesuch daselbst gemacht haben würde, in ein anderes Gemach bringen zu lassen, wo er das Balsamirungsgeschäft vornehmen wollte. Im Vorzimmer befanden sich die beiden Kammerfrauen bereits in Trauerkleidern, sie sagten ihm, Cäcilie sei allein bei der Leiche. Er trat ein. Das Zimmer hatte sich bedeutend verändert, die Fenster waren mit schwarzen Tüchern verhangen. In der Mitte des Raums wies sich ein improvisirter Altar mit einem zwischen vier großen brennende Kerzen tragenden silbernen Leuchtern stehenden hohen Crucifix aus gleichem Metall. Am Betpult vor dem Altar kniete Cäcilie. Sein Kommen unterbrach ihr Gebet, mit verweintem Gesicht trat sie ihm entgegen. Sie fand in ihrem großen aufrichtigen Schmerz

keine Worte, sondern konnte blos auf die regungslos noch auf ihrem Lager und mit einer weißen Decke überbreitete Leiche deuten. Dr. Little drückte ihr theilnehmend die Hand. Mit der Gräfin hatte Cäcilie ihre Stütze für die Zukunft verloren, sie stand nun ganz allein hülflos, verlassen. Er fühlte die Nothwendigkeit, sie deshalb aufzurichten und zugleich sich selbst gerecht zu werden, es war eine Bedingung für seine eigene Gewissensruhe. „Cäcilie", sagte er leise ... „von nun an ist die Sorge für Ihre Zukunft die meine. Betrachten Sie mich hinfort als Ihren einzigen Freund, nehmen Sie diese Versicherung von mir als ein Vermächtniß unserer Dahingeschiedenen. Gott sei mein Zeuge, ich will es als meines Lebens heiligste Pflicht erfüllen."

Unter Thränen antwortete Cäcilie: „Ich habe noch nicht an mich gedacht."

Der Doctor trat zu dem Bette hin. Er schaute lange in das stillgewordene, von keinem Muskelzittern mehr bewegte Gesicht der Leiche, dann legte er seine Hand auf ihre über der Decke übereinandergelegten Hände, sie waren eiskalt. Cäcilie stand neben ihm und klagte: „Warum müssen edle Herzen wie das ihre im Todeskampfe brechen und Böse bleiben leben?"

„Wer kann mit Gott rechten?" sprach Egon ...

„ist es nicht eine Wohlthat für uns, daß er uns die Ueberzeugung gegeben hat, daß der Tod kein Aufhören, nur ein Wechsel, eine Verwandlung unsers Seins ist? Die gröbere irdische Form fällt ab, die unsichtbaren feinen Formen in uns, die den Geist, die Seele umschließen, von denen der Körper nur der Aus- oder Abdruck ist, bleiben, sie sind unzerstörbar. In ihnen, die ich einem Duftgewande vergleichen möchte, das ganz den Charakter unsers Menschenäußern haben muß, da dies ihr sichtbarer Abdruck auf Erden gewesen, zieht der Geist zu seiner höhern Bestimmung. So lebt das Leben selbst in seinen, wenn auch unendlich feinern, Formen fort, so gründet sich darauf das Wiedersehen, das Wiedererkennen, so sind wir ewig wir selbst, nur geläuterter, erhabener, edler nach jedem neuen Wechsel unsers Seins, unsers Selbst; Verklärung durchwandelt alle Phasen bis zur unendlichen Vollkommenheit.“ Nach diesen Worten schob Egon die Decke an der linken Seite der Leiche etwas weg und legte die Hand auf die Stelle des Herzens.

„Da ist Alles todt“, sagte Cäcilie traurig.

Dr. Little antwortete nichts auf diese Bemerkung; aber in dem Kerzenschein, der sein Gesicht streifte, zeigte sich allmälig eine zunehmende Spannung.

„Was ist Ihnen?“ fragte die Misgestaltete.

Jener gab keine Antwort, er beugte sich mit dem Oberkörper zu der Leiche nieder und drückte sein Ohr an die Stelle des Herzens, in welcher Stellung er ziemlich lange weilte. — Draußen wurden Schritte hörbar. „Der Graf kommt“, rief Cäcilie. Egon breitete schnell die Decke über die Leiche, aber er konnte keine solche über sein Gesicht breiten, welches den Ausdruck großer Unruhe trug.

Graf Erdödy trat ein, im Kerzenschimmer wies sein Antlitz den Anflug einer Röthe, welche, wie es schien, entweder fieberhaften Ursprungs war oder ihren Grund in starkem Weingenuß fand, wenigstens zeugte seine Stimme für Annahme des Letztern, denn sie war lauter, als sie sonst in Sterbezimmern gehört zu werden pflegt. „Ich hatte viel, sehr viel Hoffnung, daß sie wieder gesund werden würde..... aber der Tod brachte ein schnelleres Ende als ich erwartet“, redete Erdödy sich selber widersprechend ... „der Verlust trifft mich hart ... ha, wie eiskalt die Hände gegen die Wärme in mir!“

„Fühlen Ew. gräfliche Gnaden das Gesicht an, gleichfalls wie Eis“, sagte Dr. de Luigi.

„Nein, nein, diese Kälte ist mir zuwider, ich habe niemals Neigung dafür gehabt, Leichen anzugreifen.

Er blieb eine zeitlang schweigend stehen, dann wendete er sich zu Egon mit der Frage: „Mein Hausarzt hat Ihnen meinen Wunsch geäußert, wegen Balsamirung des Körpers meiner Gemahlin, Sie haben den Auftrag übernommen?“

„Ja, Herr Graf.“

„Gut, gut. Sie sind, solange Sie hier bleiben, der Herr im Schlosse, der Castellan weiß schon Alles ... sagen Sie der Kaiserin Majestät, daß mich der Verlust meiner Gemahlin sehr tief erschüttert habe, weswegen ich auch nie wieder dies Schloß besuchen würde.“ Sein Auge, das ziemlich unstet umherschweifte, fiel auf Cäcilie. „Geben Sie, Doctor, was ich für diese arme Person ausgeworfen, es soll Niemand sagen, der reiche Graf Erdödy habe sich geizig bezeigt.“

„Der Herr Graf haben Sie mit fünfhundert Dukaten zum Arrangement Ihrer nächsten Zukunft bedacht“, redete der Italiener und wollte Cäcilie eine Börse in die Hand drücken.

„O, entheiligen Sie nicht die Gegenwart dieser Todten, indem Sie mir die Freundschaft, die ich ihr in ihrem Leben gewidmet, mit Gold gleichsam abhandeln!“ rief Cäcilie in edler Entrüstung.

„Legen Sie das Gold auf den Tisch hin“,

befahl der Graf, „die Person ist jetzt nicht klar bei Sinnen.“ Dr. de Luigi befolgte die Weisung. Erdödy blieb noch eine lange Weile am Bette stehen, sein Blick schweifte jedoch umher, ohne einen Gegenstand festzuhalten, und als er zufällig wieder auf die Leiche fiel, bemerkte er den Trauring an ihrem Finger. „Man hat vergessen ihr den Ring vom Finger zu nehmen“, sagte er . . . „der darf nicht mit ins Grab . . . ist ein böses Omen für den noch Lebenden.“ Er ergriff die Hand der Todten, um ihr den Ring vom Finger zu streifen; plötzlich durchdrang ein greller Schrei aus seinem Munde das Zimmer, er ließ die Hand der Leiche fallen und taumelte zurück; der Ring kollerte hörbar am Boden hin. Dr. de Luigi faßte ihn schnell beim Arm. „Was war denn Ew. hochgräflichen Gnaden?“ fragte er.

„Sie bewegte die Finger, ich fühlte es“, stammelte der Graf heftig zitternd.

„Täuschung, nichts als Täuschung!“ entgegnete jener . . . „nicht wahr, Herr College?“

„Gewiß, der todte Körper ermangelt jeder Beweglichkeit aus freiem Willen, da er keinen solchen mehr hat.“

Der Graf schauerte zusammen. „Kommen Sie“, sagte er zu de Luigi . . . „ich fühle Fieberfrost in

mir . . . ich muß fort von Szomolan . . . hier würde ich sterben oder wahnsinnig werden."

„Er ist sehr krank, nur Veränderung kann ihn heilen", flüsterte de Luigi Egon zu . . . „Leben Sie wohl."

Wenige Augenblicke später befanden sich Egon und Cäcilie allein. Während die Letztere sich ihrem Schmerze hingab, in Gegenwart der Leiche ihrer Freundin sich wie ein gemiethetes Geschöpf abgelohnt gesehen zu haben, legte Egon das Ohr, nachdem er die Decke etwas beiseite geschoben, wieder auf die Stelle des Herzens der Leiche. Nach einer langen Weile erhob er sich. Sein Gesicht strahlte Freude, während seine Hände sich über seiner Brust falteten und seine Lippen ein halblautes „Herr Gott, dich loben wir!" aussprachen. Cäcilie sah ihm mit Erstaunen zu. Dann trat er ihr näher, beugte seinen Mund zu ihrem Ohre und flüsterte ihr zu: „Sie lebt!"

„Sie . . .!" dieser Ausruf Cäcilie's wurde von Dr. Little unterbrochen, indem er ihr schnell die Hand auf den Mund legte. „Keinen Laut, wenn Sie sie nicht absichtlich tödten wollen", raunte er ihr zu. „Mit Hülfe Gottes rette ich sie, aber sie muß für den Grafen, ihren Gemahl, todt sein und bleiben. Legen Sie das Ohr an ihr Herz, Sie werden dessen

leise Schläge vernehmen. Nicht der Tod, nur der höchste Grad von Starrkrampf machte sie einer Leiche ähnlich."

Selten wol gibt es Ueberraschung gleicher Art, wo die Ueberzeugung durch ein einziges Wort zusammenstürzt, und der denkende Geist für den Moment so sehr allen Halt verliert, daß er wie in einem Zustande der Schwebe sich befindet. Cäcilie war in diesem Falle, ihr Denken war traumartig geworden, ja sogar die freie Willensäußerung schien ihr verloren gegangen zu sein. Sie folgte mechanisch, ohne Streben, aber auch ohne Sträuben, dem Doctor, der sie an der Hand gefaßt hatte und zum Bette der Gräfin führte, wo er zu ihr sagte: „Legen Sie das Ohr an ihr Herz, hören Sie selbst dessen leise Schläge. Nun folgte eine Pause, dann glitt die kleine verwachsene Gestalt nieder am Bette und vergrub weinend ihr Gesicht in die über Konstanze gebreitete Decke."

„Fassen Sie sich", redete Egon ihr zu . . . „jetzt gilt es die größte Selbstbeherrschung, die möglichste Vorsicht. Ein furchtbares Verbrechen ist in diesem Schlosse geschehen, der Schleier des Geheimnisses verhüllt es vor den Augen der Welt . . . es muß aber verhüllt bleiben um Konstanze's Leben willen. Der Scheintod, in welchem sie jetzt liegt, ist ihre

Rettung geworden. Sie sollen Alles erfahren, aber später, wenn sie ganz gerettet ist. Fragen Sie jetzt nichts, vertrauen Sie mir, den Gott so gnädig gewesen ist zu ihrem Retter auszuersehen."

Cäcilie wendete sich zu ihm, sie ergriff seine Hand, sie mit Küssen bedeckend. „Ja, ich vertraue Ihnen ganz", sagte sie . . . „ich weiß nicht, von welchem Verbrechen Sie reden, aber ich werde schweigen. Sagen Sie mir, was ich thun soll, jeder Wink von Ihnen ist für mich Gesetz, ich werde unweigerlich gehorchen."

„So beherrschen Sie sich, Niemand im Schlosse darf ahnen, daß diese Todtgeglaubte noch am Leben ist. Gehen Sie jetzt und bringen Sie mir Nachricht, wenn der Graf das Schloß verlassen hat. In Ihrem Schweigen beruht das Gelingen der Rettung Konstanze's." Dr. Little war vollkommen des Schweigens Cäcilie's sicher, darüber empfand er keine Beunruhigung, wol aber fürchtete er, daß der Starrkrampf, der jetzt Konstanze einer Leiche so ähnlich machte, sich lösen, sein Ende erreichen könne, ehe es ihm möglich werde, sie in das zu dem Balsamirungsgeschäft bestimmte Gemach schaffen zu lassen. Es würde aufgefallen sein, hätte er diese Anordnung noch während der Anwesenheit des Grafen getroffen. Wie leicht war

es auch möglich, daß Dr. de Luigi, der Giftmischer, trotz der sichern Ueberzeugung, welche er von Konstanze's wirklich erfolgtem Tode hatte — der gräfliche Hausarzt schien so sicher über diesen Umstand, daß er sein Urtheil hinlänglich auf die Erstarrung der Extremitäten begründet glaubte, da er über die tödtlichen Wirkungen des Giftes auch nicht den leisesten Zweifel geäußert, wie solcher sich durch genaueres Betasten des starren Körpers verrathen haben würde — durch irgendeinen zufälligen Gedanken erschreckt, noch einmal vor der Abreise Todtenschau halten wolle? Diese Befürchtung beunruhigte ihn destomehr, je mehr es ihn dünkte, die Pulsschläge des Herzens der Gräfin allmälig stärker zu vernehmen; ein Beweis, daß die unterdrückte Lebenskraft allmälig die Fesseln der Erstarrung, die der Gebrauch des spirituösen Brechnußextracts hervorgerufen, sprengen werde. Diese große Besorgniß verschwand jedoch sogleich, als Cäcilie mit der Nachricht eintrat, der Graf und der Doctor seien soeben fortgefahren. „Dem Himmel sei Dank!“ rief Egon . . . „nun kein Zaudern, rufen Sie die Kammerfrauen herein.“ Zehn Minuten später befand sich die Leiche der Gräfin in dem zu dem weitern Verfahren mit ihr von Egon bestimmten und durch ein langes und schmales Cabinet von sei-

nem Zimmer getrennten Gemache, das er verschloß. Der Castellan erhielt Befehl, sorgsam darauf zu sehen, daß keiner der Diener in diesem Flügel des Schlosses Geräusch verursache, überhaupt sie sich fern davon zu halten hätten. „Haben Ew. gelehrte Gnaden keine Sorge, Niemand vom Schloßpersonal hat in diesem Flügel etwas zu schaffen, und da Jeder weiß, daß eine Leiche daselbst liegt, wird auch Niemand ihn betreten“, erwiederte dieser.

Eine volle Stunde später erst gelang es Egon, die Scheintodte zum Bewußtsein zurückzubringen.

V.

Seit dem Tode des Kaisers Franz I. hatte die wiener lebenslustige Welt kein so prachtvolles Fest gesehen als den in Eugen's Schloßhof bei Wien abgehaltenen Maskenball. Obwol das Schloß schon sehr groß war, hatte man doch noch einen 400 Fuß langen Saal an die Façade gebaut, und diese, mit mehr als 100,000 Lampen beleuchtet, bot den prachtvollsten Anblick. Die Zuschauer, und deren gab es viele Tausende, konnten gegenüber dem Lichtmeere sich in eins der duftigen Zaubermärchen versetzt wähnen, in denen die Paläste stets in einem Strahlenmeere von Licht erglühen. Aber nicht im Aeußern allein trug das Schloß so reiche Pracht, auch im Innern machte der Glanz von 18,000 Wachskerzen die Säle und Zimmer tageshell. Der Himmel war dem Feste ungemein günstig, denn das Ende des Januar 1770 hatte trockene kalte Witterung nach vorhergegangenem Schnee-

wetter gebracht und die vortreffliche Schneebahn vergönnte den Balltheilnehmern vorher noch eine höchst ergötzliche Schlittenfahrt en masque. Die wiener Lebelust beutete den günstigen Zufall aufs vollkommenste aus, viele Hunderte kostbarer und oft sogar phantastisch merkwürdig aufgeputzter Schlitten durchglitten die Straßen der Kaiserstadt wie auf den Sturmschwingen der Windsbraut unter fröhlichen Musikklängen. Vorreiter auf prächtigen Rossen, in aller Nationen Trachten und meist in reich mit Gold und Silber gestickten Kleidern, regierten kunstgerecht ihre Hetzpeitschen zum allgemeinen Jubel. Die hohe Aristokratie des Kaiserstaats erschien im höchsten Glanze; Reichthum und Eleganz boten sich die Hand zum Verein, ein köstliches Schauspiel dem Volke vorzuführen, und als Eugen's Schloßhof die Balltheilnehmer aufgenommen hatte, betrug ihre Anzahl an sechstausend.

Die Kaiserin und ihre Familie mit ihrem Hofstaat fanden sich zur siebenten Stunde ein, von der Menge mit lautem Jubel begrüßt. Man konnte dies großartige Maskenfest auch ein Abschiedsfest nennen, denn der kaum fünfzehnjährigen Marie Antoinette stand die Trennung aus der Mitte ihrer Familie bevor, um die Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu

werden. Auch die Kaiserin schien von diesem Gedanken durchdrungen, sie führte die junge zarte Königsbraut an der Hand in die glänzend erleuchteten Räume. Mutter und Tochter boten in ihrem langsam feierlichen Dahinschreiten den Anblick zweier scharf sich voneinander scheidenden Contraste. Die Kaiserin wies jetzt schon jene außergewöhnliche Corpulenz, die, von Jahr zu Jahr zunehmend, sie zuletzt so unbehülflich machte, daß sie nur mit Mühe gehen konnte. Die Jahre ihrer Schönheit waren dahin, das von Blatternarben entstellte sehr fleischige Gesicht ließ in ihr nicht mehr die schöne Frau von ehemals erkennen, auch hatte die tiefe Trauer um ihren Gemahl ihrem Antlitz den Ausdruck eines Ernstes gegeben, welcher wenig mit ihrem lebhaften Geiste harmonirte. Wie eine Duftgestalt aus ätherischen Regionen von den kindlich zartesten Formen und einem engelgleichen Antlitz voll Milde und Herzensfröhlichkeit schwebte neben ihr Marie Antoinette hin. Ach, konnte ihr, der schönen Kaiserstochter, die noch so gern gespielt hätte in ihrer zarten Jugend, etwas angenehmer sein, als der Anblick der bunten lustigen Welt, die hier durcheinanderwogte im fröhlichsten Gewühl? Die Häupter der hohen Aristokratie umgaben die Kaiserin und die schöne Königsbraut und geleiteten sie auf die für sie

bereitete Tribüne. Die Gesandten begrüßten Beide mit tiefen Reverenzen, der französische Gesandte, Cardinalbischof von Strasburg, Prinz Rohan Guémené, und dessen Vorgänger auf dem Ambassadeurposten, Marquis de Durfont, der als außerordentlicher Bevollmächtigter Frankreichs für den Dauphin Ludwig XVI. um Marie Antoinette's Hand geworben, stellten sich in ihrer Eigenschaft als Sendlinge des stolzen Frankreich, dem die liebliche Erzherzogin in wenig Monden für immer angehören sollte, hinter deren Sessel.

Kaiser Joseph redete einige Worte mit seiner erhabenen Mutter; dann begann der Ball, das zahlreiche Orchester rauschte in gewaltigen Klängen durch den ungeheuern Saal und die Faschingslust ergoß sich in ihren tollen neckischen Wirbeln. Wie fluteten die seltsamsten Masken durcheinander, während am nächsten zur Tribüne der Kaiserin eine aus den höchsten Adelspersonen bestehende Quadrille, sämmtliche Theilnehmer in weißseidene Masken gekleidet, die mit nelkenfarbigen Bändern und einer Unzahl von Diamanten besetzt waren, getanzt wurde. Nach Verlauf einer Stunde verließ die Kaiserin die Tribüne, die junge Erzherzogin dem Cardinalbischof Rohan empfehlend. Die erhabene Frau begab sich in die Zim-

mer des Schlosses, durch welche sich die fröhliche Maskenlust vertheilte, der die Luft im Hauptsaale zu schwül wurde. Die Aufmerksamkeit hatte für Alles im reichsten Ueberfluß gesorgt, das Souper war für 10,000 Personen veranstaltet und für jeden vorkommenden Unglücksfall Betten, Aerzte und Wundärzte, sogar Hebammen in Bereitschaft. In einem kleinen Saale hatte sich ein Kreis älterer Damen und Herren, welche über die lustigen Tanzjahre hinaus waren, zusammengefunden. Auch Fürst Kaunitz und der russische Gesandte Fürst Demetrius Galyzin gingen hier im tiefen Gespräche, welches jedoch von Beiden sehr leise gehalten wurde, auf und ab. Selbst als die Kaiserin, von ihren ältern Damen und einigen gleichfalls in Jahren vorgerückten Kammerherren begleitet, hier eintrat, setzte Fürst Kaunitz und der russische Gesandte, nur mit tiefer Verbeugung die erhabene Frau begrüßend, ihren Spaziergang fort, zu dem sich auch bald der preußische Gesandte, Baron Edelsheim, gesellte. Die Kaiserin bemerkte den Staatsreferendar Baron Binder unter den Cavalieren und ließ ihn rufen.

„Sehe Er einmal dorthin, Binder", sagte sie lächelnd auf das diplomatische Dreiblatt deutend . . . „wie kommt Ihm das vor?"

„Kaiserliche Majestät, meine Augen haben sehr abgenommen, ich kann mich leicht irren", antwortete der Staatsreferendar . . . „wenn dies aber nicht der Fall sein sollte, so möchte ich behaupten, ich sehe eine sehr ungewisse Moral auf sechs Füßen promeniren."

„Ungewisse Moral?" fragte die Kaiserin . . . „wie will Er das verstanden wissen, Binder?"

„O, es wird einfach sein, wenn Ihro kaiserliche Majestät sich überzeugt halten, daß jeder von den Herren dort das, was er denkt, hinter andern Worten verbirgt und das Resultat dieser speculativen Maskerade schwer in eine der vielen Classen der Moral zu registriren sein wird."

„Er ist ein Schelm, Binder", lächelte die Kaiserin . . . „aber Er hat nicht Unrecht, bis auf die Classen der Moral, von denen Er spricht. Ich kenne nur Eine Moral überhaupt. Seinen Worten nach erscheint sie Ihm also als was ganz Anderes. Nun, wie denn?"

„Als Geschmackssache, kaiserliche Majestät, bei der auch die Nase ihr gutes Recht hat."

„Ah! Er ist ein Spaßettelmacher", rief die erhabene Frau lachend . . . „aber heute haben wir ja Faschingstrubel und da mag Seine Tollheit schon passiren. Nun, gebe Er Seine Ansicht von der

Moral nur immer zum besten. Ich hoffe, die Damen hier werden dieselbe mit anhören dürfen."

„Es gibt gar keinen Luxusartikel, welcher Damen besser conveniren könnte als Moral, die nichts Anders als ein Parfüm für die Toilette ist, freilich zuweilen von so starkem Geruch, daß je nach dem häufigern Gebrauch, manche Dame auf vierhundert Schritte weit danach duftet."

„O Er Belial!" rief die Kaiserin. „Ein Glück für Ihn, daß Er ein Hagestolz ist. Seine Frau müßte das ganze weibliche Geschlecht an Ihm rächen."

„Sie würde es leicht haben, mich durch eine starke Dosis Moral umzubringen, denn es geht mir wie Sr. Durchlaucht dem Herrn Staatsminister Fürst Kaunitz, ich vertrage Parfüms nicht." Diese Anspielung Binder's auf Kaunitz' Widerwillen gegen starke Gerüche, welcher soweit ging, daß er in Gesellschaft, wenn eine parfümirte Dame sich ihm nahte, sie mit seinem Taschentuch von sich abwehrend ungenirt rief: „Entfernen Sie sich, Madame, Sie riechen", brachte einige Verlegenheit unter die ältern Damen, denn manche hatten die unhöfliche Aufrichtigkeit des Fürsten an sich selber erfahren. Die Kaiserin bemerkte diesen übeln Eindruck und um den davon Betroffenen Zeit sich zu fassen zu geben, sagte sie

halblaut zu dem Staatsreferendar: „Er ist ein treuer Staatsdiener, der Fürst rühmt Ihn sehr, und ein scharfer Kopf ist Er auch, das kenne ich aus Erfahrung. Sage Er mir doch, Binder, ganz aufrichtig, was hält Er von Dem, was die Herren dort besprechen? Er weiß doch von der Sache?"

„Vollkommen, kaiserliche Majestät", antwortete der Staatsreferendar . . . „ich muß aber bei meinem Ausspruch bleiben, es ist eine ungewisse Moral auf sechs Füßen. Ich zweifle, daß man sie später loben wird. Rußland hat für seinen Theil nichts dabei zu wagen, ganz Europa kennt die russische Moral und was dort Alles möglich ist; Preußen nimmt gar keine Partei für oder gegen die Moral, es nimmt Alles, wenn es sein kann; aber Oesterreich . . ."

Die Kaiserin unterbrach den Sprechenden mit einiger Leidenschaftlichkeit und sagte: „Binder, Er spricht mir aus der Seele, und es ist mehr als schlimm, daß auch der Kaiser, mein Sohn, die von Preußen und Rußland eingefädelte Angelegenheit als gut ansieht. Von Preußen ist noch kein Heil auf Oesterreich gekommen, und der Gedanke an die Nachbarschaft mit Rußland zieht mir Krämpfe zu. Mein Gott, wenn ich die Hand zu solcher himmelschreiender

Ungerechtigkeit bieten sollte, was müßten denn die Nachkommen von mir denken?"

Der Kaiser trat ein, darum fand diese Unterhaltung ein plötzliches Ende. Seiner erhabenen Mutter die Hand küssend, fragte er, ob er sie zum Souper geleiten solle? „Nein, nein, Joseph, ich wünsche vielmehr, daß du dich nicht dem Balle entziehst, da ich mich aus dem großen Geräusch etwas entfernt habe. Man muß seine Gäste durch seine Gegenwart ehren."

„Meiner gnädigsten Frau Mutter Majestät erlaube mir zu sagen, daß Niemand so eifrig an dieser Maskenfreude theilnehmen kann als ich. Ich spiele den Wirth im Incognito mit Hülfe eines Dominos und eines Federhuts mit Maske und bin auch schon besonders glücklich gewesen in Hinsicht auf ein kleines Abenteuer."

„Ein Abenteuer?" fragte die Kaiserin . . . „man hat dich für Jemand Andern gehalten."

„So ist es, gnädigste Frau Mutter. Eine stolze Spanierin rauschte mir entgegen, blieb vor mir stehen, nickte ein paar mal mir zu, ich in guter Laune that Dasselbe und hielt ihr die Hand hin, in die sie ein kleines Zettelchen fallen ließ."

„Ein Zettelchen? beschrieben?"

„Ja, wenige Worte nur, aber mir genug, um die Schöne wiederzufinden.“

„Nun, was stand auf dem Zettel?“ fragte die Kaiserin pikirt.

„Gnädigste Frau Mutter, Masken stehen über der Censur, und die Habsburger sind von altersher als gute Ritter bekannt, welche die Pflichten gegen Damen in Ehren zu halten wissen. Ich habe die Ehre ein Habsburger zu sein.“

„Behüte mich Gott, daß ich der Ritterlichkeit der Habsburger zu nahe trete!“ rief die Kaiserin . . . „solch Juwel muß man heilig halten.“

„Ich kenne in diesem Punkte die erhabenen Gesinnungen meiner gnädigsten Frau Mutter“, antwortete der Kaiser mit einer Verbeugung.

Es ist am kaiserlichen Hofe von Oesterreich von altersher eine schöne Gewohnheit, die von den Formen des Rangunterschieds gebildete Scheidewand nicht so starr aufrecht zu erhalten, wenn große festliche Gelegenheiten zur Freude, zu geselliger Vertraulichkeit auffodern. Das heitere österreichische Naturell hat seinen guten Antheil an diesem Vertrauen, es trägt leicht über die von der strengen Etikette gezogenen Schranken hinweg. Unter Maria Theresia trat diese Aeußerung des Vertrauens fast immer sehr lebhaft

an den Tag, und fand in der Weiblichkeit der Kaiserin einen besondern Grund. Wenn die Kaiserin auch nie vergaß, daß sie die Erste ihres Volks und die würdevollste Repräsentation desselben ihre Lebensaufgabe sei, so verstand sie doch mit feinem Takt, die Herzen ihrer Umgebungen durch herablassendes Vertrauen zu fesseln. Immer waren es einige Damen, welche sich desselben vor allen Andern rühmen konnten, und in deren Gesellschaft sie sich wohl fühlte, indem diese ihre Gefühle als Mutter einer großen Familie am besten zu würdigen wußten, da sie selbst diesen Standpunkt einnahmen. Besonders waren es die Gräfinnen Daun und Logier, welche als Töchter der von Maria Theresia so sehr geliebten Gräfin Fuchs, deren sterbliche Ueberreste auf ihren Befehl sogar in der kaiserlichen Gruft beigesetzt worden waren, sich in der Gunst der erhabenen Monarchin erhielten, obwol diese Gunst nie soweit ging, ihnen irgend eine Einmischung in die Angelegenheiten des Hofes oder in sonstige politische Beziehungen zu gestatten, in welchem Punkte Maria Theresia streng jeden Einfluß Unberufener von sich fernhielt. Diesen beiden Damen schloß sich die Gräfin Losy an, und man sah bei jeder Gelegenheit die Kaiserin in Unterhaltung mit ihnen, was indeß keine der übrigen

Damen des Hofs zu der Klage über Zurücksetzung berechtigen konnte, da von Seite der Kaiserin zufolge deren lebhaften Geistes die Unterhaltung stets auf alle anwesenden Damen ausgedehnt wurde. Gräfin Daun fand den leichtesten Anknüpfungspunkt zu einer die erhabene Frau vorzüglich berührenden Unterhaltung, indem sie des herrlichen Eindrucks gedachte, den die junge Königsbraut in ihrer heutigen Erscheinung bei Allen bewirkt hatte.

Ganz unerwartet wies Maria Theresia nicht das frohe Ergriffensein eines zärtlichen Mutterherzens. „Höre Sie, meine liebe Losy, Ihr Rath wegen des Zukunftspruches — Sie weiß schon — hat mir einen recht sehr stechenden Dorn ins Herz geworfen und ein paar Nächte habe ich vor Kummer gar nicht geschlafen, glaube Sie mir das", sagte die Kaiserin.

„Mein Himmel, kaiserliche Majestät erschrecken mich. Sollte die fromme Schwester Charitas Ihro Majestät etwas Unangenehmes prophezeit haben?"

„Leider, meine Gute. Es hat mich sehr betrübt. Sie, Gräfin Losy, kann nicht dafür. Mache Sie sich keine Scrupel. Ich hab's dem Herrgott und der allerheiligsten Jungfrau Maria anheimgestellt, mein Kind zu behüten, daß es nicht auf Abwege geräth, und wenn ich eine Beruhigung über diese Sache in

mir empfinde, so ist's, daß das Kind rein und fromm aus meiner Hand in die ihres künftigen Gemahls, des Herrn Dauphin, übergeht. Doch das ist keine Saite, die man bei einem Maskenballe anschlagen muß, heute müssen die Fenster und Pforten des Herzens dicht verhangen sein, daß man den lustigen Leuten keinen Anstoß gibt. Bringe Sie was Anderes aufs Tapet, Gräfin Daun, oder Sie, Gräfin Logier. Sie weiß ja immer so drollige Geschichten aus Berlin."

Der Kummer, den die Kaiserin über eine ihr gewordene Prophezeiung, die Zukunft ihrer Tochter Maria Antoinette betreffend, empfand, war aus dem Wunsche ihres Mutterherzens, ihr Kind glücklich werden zu wissen, entsprungen. Obwol Frankreich durch Kaunitz' Politik Oesterreichs Bundesgenosse seit einer Reihe von zwanzig Jahren bereits war, so hatte doch das tiefe sittliche Gefühl und die reine Weiblichkeit Maria Theresia's eine Scheu vor den von Frankreich ausgehenden Exempeln des Sittenverfalls, den sie ganz richtig in der geringen Religiosität des Hofes und der Nation erblickte. Darum empfand sie Angst, ihr jetzt noch so reines frommes Kind ein Glied des französischen Hofes werden zu sehen. Von Gräfin Losy hörte sie, daß in einem nahe bei Wien gelegenen Kloster eine französische Nonne lebe, welche

durch inbrünstiges Gebet die Gabe einer Seherin erhalte und in kurzem Spruche die Zukunft des sie Befragenden zu deuten wisse. So wenig auch die Kaiserin auf Weissagungen und derlei verwandte Orakel gab, da sie solche übermenschliche Kenntniß nicht mit den in ihrem Herzen tiefbegründeten religiösen Ansichten vereinigen konnte, so fühlte sie sich doch durch ihre mütterliche Sorge und die Ueberzeugung, daß, wenn die Sehergabe inbrünstigem Gebet zu Gott entspringe, dieselbe nicht sündhaft sein könne, verleitet, den ihr angedeuteten Weg zu ihrer Beruhigung einzuschlagen. Indeß sie fand dadurch nur ihren großen Kummer vermehrt. Die Nonne gab nach langem Gebete folgenden Orakelspruch: „Elle aura de grands revers, et puis elle reviendra pieuse.“ Tiefgebeugt von der Aussicht, daß ihr gutes Kind aufhören werde fromm zu sein, wie das in den Worten der Seherin lag, kehrte die Kaiserin zurück in die Burg. Der Gedanke an den Orakelspruch entlockte ihr heiße Thränen, und nur die Vorstellungen ihres Beichtvaters konnten sie beruhigen. Vielleicht hätte der Kummer über den Orakelspruch das bereits durch angenommene Werbung um der jungen Erzherzogin Hand geschlossene Band mit Frankreich getrennt, wenn nicht der Drang der po-

litischen Umstände — denn Rußlands Weiterumsich-greifen und Preußens Bundesgenossenschaft waren ihr gleich sehr zuwider, sie traute weder dem Einen noch dem Andern — ihr es als unabweisliche Pflicht auferlegte, die Freundschaft des ihr in Bezug auf gleiche Religion schon näherstehenden Frankreich um jeden Preis zu erhalten.

Grafin Logier, wohl wissend, daß die Abneigung der Kaiserin gegen Alles, was ihrem Gegner, dem Preußenkönig, in irgend einem ihm nicht schmeichel-haften Lichte erscheinen ließ, derselben Stoff zu Be-merkungen und Glossen gab, ermangelte nicht, dieses Capitel auszubeuten. Vorzüglich war es diesmal die Härte, mit welcher Friedrich der Große gegen die Behörden und verschiedenen Obrigkeiten seines Landes öffentlich auftrat, wenn die Unterthanen über Be-drückung und Ungerechtigkeiten geklagt hatten. Die Kaiserin schwieg. Das Thema war von der Gräfin sehr übel gewählt, ihre Absicht, den Preußenkönig in seinem Handeln als Tyrann darzustellen, mußte fehl-gehen, da die Kaiserin, wenn auch Friedrich's Fein-din, doch gerecht genug war, sein Verdienst, seinem Lande ein treuer sorgender Vater und Wohlthäter zu sein, anzuerkennen und wohl fühlend, daß ganz ähn-liche Mängel in ihrem eigenen Staate noch in Menge

obwalteten, keinen Tadel über ihren Gegner aussprechen konnte, der mit männlicher Kraft Ungerechtigkeit und Willkür mit Füßen trat, wo sich dieselben finden ließen. Ihr Schweigen war für den fernen Gegner der Zoll der Hochachtung. Der Kammerherr Baron Jaxtheim, ein Inventar aus alter Zeit, wo Humanität noch nicht unter die Gedanken eines Adeligen gehörte, fühlte sich berufen, über das Unwesen, welches jetzt mit dem Capitel der Christenpflicht bezüglich der Unterthanen getrieben werde, seine Meinung auszusprechen, deren Brennpunkt in der Bemerkung wurzelte: wenn solche Humanitätsversuche, wie die preußische Majestät sie zutage förderte, sich an Zahl mehrten, dürfte es sehr bald sichtbar werden, daß die Bauern und das übrige dumme Volk zu dem Glauben gebracht würden, die Obrigkeiten seien ihretwegen da und hätten kein besseres Recht auf das Land als die Unterthanen, was doch ganz gegen alle göttliche Ordnung sei.

Kaiser Joseph, welcher unterdeß mit mehren der Cavaliere gesprochen, hörte die weise Eiferrede Jaxtheim's, und ihn auf die Schulter klopfend, fragte er lächelnd: „Herr Kammerherr, geht Ihre Uhr vor- oder rückwärts?“

„Vorwärts, kaiserliche Majestät.“

„Und Sie? Sie gehen auch vorwärts?“

„Gnädigster Herr, ich habe noch keinen Menschen gesehen, der rückwärts gegangen wäre“, antwortete der alte Kammerherr verlegen.

„Ich auch nicht“, entgegnete der Kaiser . . . „nun denken Sie einmal nach, ob der Körper oder der Geist mehr ist? Der Körper kann es nicht sein, denn er wird Staub; also ist es der Geist, und der Geist, Herr Kammerherr, hat jetzt, um Ihnen verständlich zu reden, seine große Welttour begonnen. Wir haben die Aufgabe, gut zu machen, was von unsern Vorfahren am Geiste gesündigt worden. Sünde am Geist aber ist, dem Menschen seine unveräußerlichen Rechte entziehen zu Gunsten ungerechter Obrigkeiten. Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die Letztern, die Unterthanen, abgetreten hätten? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn Niemand den Boden bearbeitete? Wenn Sie darüber ins Klare gekommen sein werden, hoffe ich, daß Sie auf der Spur der Humanität sich befinden.“ Der Kaiser verließ nach diesen Worten, seiner kaiserlichen Mutter die Hand küssend, den kleinen Saal. Die Umgebung der Kaiserin fühlte sich

in der Person Jaxtheim's, der mit tiefgebogenem Rücken noch ganz verdonnert stand, mehr oder minder von Joseph's Zurechtweisung berührt; denn im Grunde des Herzens stimmten dem Baron Viele bei, welchen die Idee, daß geringes Volk unveräußerliche Rechte besitzen sollte, ein Dorn im Auge war. Die Kaiserin schien die allgemeine Verlegenheit nicht zu bemerken, noch weniger ließ sie ihre eigene Unzufriedenheit mit den Ansichten ihres erlauchten Sohnes durchleuchten. Haßte sie auch jede Ungerechtigkeit als eine Sünde, so war sie doch weit entfernt, die Popularität ihres Mitregenten gutzuheißen. Oft schien ihr die große Hochachtung, welche er dem Volke erwies — denn er fuhr stets im Wagen stehend, mit entblößtem Haupte, Alle grüßend, durch die Straßen — eine Verletzung seiner hohen Würde. Es waren, man wußte das sehr gut, zwischen Mutter und Sohn bereits manch harte Meinungskämpfe vorgefallen; die Partei der Kaiserin, an deren Spitze der Cardinalbischof von Wien, Migazzi, stand, versuchte jedoch vergeblich einen tiefergreifenden Brand zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn zu bewirken. Es blieb damals nichts übrig, als zu schweigen, die oft übereilten Pläne des Mitregenten, unter welche vorzüglich die Abneigung gegen den anmaßenden Klerus und besonders gegen die

Patres von der Gesellschaft Jesu gehörte, zu durchkreuzen und im Stillen über sein Gebahren zu spotten. Daß er des Volkes und der Soldaten Liebe besaß, galt dem hohen Adel eben nicht als besonderer Vorzug an ihm. Die Leute vom alten Schlage konnten ihn nicht liebgewinnen, denn er griff gleichsam über Nacht in ihre Gewohnheiten, in ihre Ideenkreise, die sich ausschließlich um ihr eigenes Selbst drehten und Alles übersahen, was diesem fern stand. Sehr rechtzeitig, um die durch den Kaiser verursachte Verlegenheit zu heben, trat Fürst Esterházy ein, der am heutigen Nachmittag erst aus Presburg vom Hoflager des Herzog-Statthalters von Ungarn gekommen war, um diesem Balle beizuwohnen. Die Kaiserin reichte ihm sehr gnädig die Hand zum Kusse und foderte ihn auf, von Ungarn zu erzählen, soviel er wisse, denn das sei ihr eine der liebsten Provinzen ihres großen Reichs, und sie könne wohl sagen, ans Herz gewachsen, denn solange sie Denkkraft haben werde, würde sie nie an die großartige Erhebung der Magyaren zu ihren, ihrer Königin, Gunsten sich zu erinnern vergessen. Der Fürst redete von Allem, was ihm erzählenswerth erschien, es war im Ganzen ein sehr magerer Bericht, der weniger die Zustände des Landes betraf, als auf kleine einzelne Ereignisse der

erlauchten Familien des Landes sich bezog. Am Schlusse sagte Esterházy: „Ich hätte allerdings noch von einer Begebenheit zu reden, die jedoch dem Ohr Ihrer kaiserlicher Majestät zu wenig angenehm klingen dürfte, als sie hier, wo man in aller Herzensfülle lustig ist, auszusprechen."

„Das klingt ja fürchterlich", sprach die Kaiserin . . . „Er macht mir ordentlich bange, Esterházy. Aber da die Bangigkeit nun einmal Besitz von mir genommen, so denke ich, Er kann schon heraus mit der Sprache kommen. Was ist es denn?"

„Es ist in wenig Worte gefaßt, kaiserliche Majestät. Graf Erdödy ist wahnsinnig geworden."

Die Kaiserin beobachtete ein kurzes Schweigen; dann sagte sie: „Wahnsinnig? . . . nun, das ist allerdings ein Unglück, aber man weiß nicht, ob es nicht vielleicht gar ein Glück für ihn zu nennen ist, denn daß seine Gemahlin gestorben, hat er auf dem Gewissen, und im Wahnsinn werden ihn wenigstens die Gewissensbisse nicht foltern."

„Dies ist aber gerade der Fall, kaiserliche Majestät. Ich selbst habe solch einer Scene beigewohnt."

„Was Er da sagt! Wie kam Er dazu, Esterházy?"

„Die Grenzregulirung eines meiner an Erdödy's Besitzthum stoßenden Gutes machte mir eine Bespre-

chung mit ihm nothwendig. Ich hatte ihn vor drei Jahren in Presburg gesehen, damals ein Mann voll blühenden Lebens, übersprudelnden Muthes, fand ich jetzt in ihm nur den Schatten von ehemals. Er glich einem Kranken, dessen Wangen bleich und eingefallen, von einem tiefgewurzelten Leiden zeugen. Ich bemerkte jedoch nichts weiter Auffallendes an ihm, seine Reden waren vernünftig und unser Geschäft bald abgemacht. Da ich kein Freund von Nachtreisen bin, so blieb ich in seinem Schlosse zum Uebernachten. Beim Souper war Niemand weiter zugegen als sein Hausarzt, ein Italiener, Dr. de Luigi. Ohne Absicht, schmerzliche Erinnerungen bei dem Grafen hervorzurufen, gab ich ihm den Rath, sich wieder zu vermählen. «Niemals, nie!» gab er mir heftig zur Antwort, und ich schwieg demzufolge von diesem Gegenstande. Das Schweigen, welches Erdödy von nun an beobachtete, sein schnelles Hinunterstürzen großer Gläser voll Wein, die sichtbar in seinem Gesicht zunehmende Röthe machten mir das Souper allmälig so unheimlich, daß ich im Stillen dessen Ende herbeisehnte. Die nämliche unangenehme Empfindung mochte auch der Doctor haben, denn er konnte kaum die Angst, die sich seiner bemeisterte, verbergen. Als er seinen Herrn darauf aufmerksam machte, daß der

starke Weingenuß ihm schädlich sei, glaubte ich, Erdödy wolle rasend werden, denn er schrie ihm zu: « So gieße Feuer ins Glas, daß es mich verzehre. Ich will trinken, ich muß . . . ich muß! » Der Arzt wagte nicht weiter ihm zu widersprechen, sondern sah mich an und zuckte die Achseln. Ich pries mich glücklich, das Souper beendigt zu sehen und wollte, eben aufstehen, als Erdödy plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß, mit der Hand nach der ihm gegenüberstehenden Wand deutete und stier auf einen Fleck hinstarrend sitzen blieb. «Mein Himmel, was ist dem Herrn?» fragte ich erschrocken. Der Doctor bat mich leise, das Zimmer zu verlassen, denn der Graf habe einen Anfall seiner Krankheit, der einen sehr traurigen Anblick gewähre und er, der Doctor, befolge nur den gemessenen Befehl Erdödy's, bei solchem Zustande Jeden aus seiner Gegenwart zu entfernen. Ich fand die Bitte des Arztes sehr vernünftig und in mir kein Verlangen, einer so unangenehmen Scene beizuwohnen, wie der Ausbruch der Tobsucht stets zu sein pflegt und ging. Aber ehe ich noch das Zimmer verlassen hatte, schrie Erdödy fürchterlich auf, weit hinter ihn flog der Stuhl zurück, auf dem er sitzend nach der Wand gestiert hatte. «Da steht sie! da steht sie!» kreischte er auf . . . «da, mit dem bleichen

Todtenantlitz ... sie bewegt den Finger ... will den Ring wieder haben ... ich habe ihn nicht ... ich nicht ... in Szomolan ist er ... in Szomolan ... schaff ihr den Ring, Schurke!» wendete er sich gegen den Doctor ... «sie wird mich quälen, bis sie ihn wieder hat ... und du hast ihr den Tod gegeben ... du ... siehe, da sind auch die Hunde bei ihr ... den Ring schaff' ihr oder ich erwürge dich!» Der Schreck hatte mich so sehr gefesselt, daß ich, die schon geöffnete Thür in der Hand, nicht aus dem Zimmer getreten war; der Arzt hatte meine Gegenwart vergessen, er erfaßte ein Glas Wasser und spritzte es mit den Fingern dem Grafen ins Gesicht, der von der Netzung der kalten Tropfen wie vom Fieber zusammenschauernd mit dem Ausrufe: «Auch die Hunde klagen mich vor Gott an!» zu Boden stürzte. Ich stand dem Doctor bei, ihn aufzuheben, wir legten ihn auf ein Sopha und jener breitete eine Decke über ihn. Erdödy befand sich im Zustand einer Ohnmacht. «Jetzt muß er Ruhe haben, ich kenne seine Krankheit zu genau», sagte de Luigi und verließ mit mir das Zimmer, um den Dienern den Eintritt zum Abräumen der Tafel zu untersagen. «Erklären Sie mir, Doctor, den Ursprung dieser furchtbaren Krankheit», bat ich. De Luigi sagte mir, in der unglück-

lichen Ehe des Grafen wurzle derselbe, er habe sich daher in den Strudel der Lüste gestürzt, die seinen Geist zerrüttet hätten. An jenem Tage, wo die Gräfin unter plötzlichen heftigen Krämpfen gestorben und er an ihrer Leiche gestanden, sei es ihm eingefallen, ihr noch den Trauring vom Finger ziehen zu wollen. In diesem Augenblick sei ihm eine Täuschung der Sinne vorgekommen, er habe vermeint, eine Bewegung des Fingers der Leiche zu verspüren, und von dem Moment an datire sein unglücklicher Zustand. Die Idee, die verstorbene Gräfin habe den Ring nicht hergeben wollen, hätte in seinem gestörten Geiste das Phantom erzeugt, von dessen Wirkung auf ihn ich jetzt Zeuge geworden, und der zufällige Umstand, daß am Morgen desselben Tages seine beiden schönen Hunde und der des Castellans vom Waldschlosse von Szomolan an irgendwo genossenem Gifte plötzlich geendet, habe ihn zu der Idee geleitet, er, der Doctor, hätte die Gräfin und die Thiere ums Leben gebracht. Diese Idee wäre eben so unhaltbar als lächerlich, denn die Gräfin sei nicht unter seiner, sondern unter der Behandlung des von der Kaiserin ihr gesendeten Arztes gestorben, wie alle Welt wisse. Der Trauring, den Erdödy seiner Gemahlin Leiche abgezogen, wäre indeß nirgends zu finden gewesen, obwol er,

der Doctor, deshalb besonders nach dem Waldschlosse sich begeben habe. Jedenfalls sei er von einem Diener gefunden und veruntreut worden. Dr. de Luigi sagte mir ferner, daß, obwol seine Stellung bei Graf Erdödy eine sehr traurige sei, so könne er es doch nicht über sich gewinnen, ihn zu verlassen, er sei der einzige Freund des Unglücklichen, dessen gute Tage er gesehen und mit genossen habe. Er wolle bis zu dessen Tode bei ihm aushalten. Am andern Morgen, der erlebte Schreck hatte mich die Nacht über nicht schlafen lassen, war ich froh, einen Ort zu verlassen, der nichts besaß, was mich nur eine Viertelstunde hätte länger fesseln können", schloß der Fürst seine Erzählung.

Die Kaiserin beobachtete eine Weile lang Schweigen, dann sagte sie: „Er hatte Recht, Esterházy, Seine Geschichte ist wenig für einen Ort geeignet, wo man aus Herzensfülle lustig zu sein wünscht. Nun, versuchen wir den übeln Eindruck zu verwischen. Geleite Er mich zum Souper." Auf den Arm des Fürsten gestützt, begab sich die Kaiserin mit ihrem Gefolge an die für sie und die Mitglieder des Kaiserhauses in einem der Gemächer des Schlosses servirte Abendtafel, während Kammerherren davoneilten, um die Erzherzoge und Erzherzoginnen dahin

zu bescheiden. Der Kaiserin Souper war so einfach, daß man in der That keine besondere Vorrichtung dazu gebraucht hätte, denn sie genoß nichts als einen Teller Suppe, mit welchem sie schnell fertig war; indeß die Würde des Kaiserhauses verlangte bei festlichen Gelegenheiten Pracht und Aufwand, und sie war stets bemüht, diese Würde aufrechtzuhalten. Der Cardinalbischof, Prinz Rohan, und der Brautwerber des Dauphin, Marquis de Durfort, geleiteten die junge Erzherzogin Maria Antoinette zu ihrer erhabenen Mutter, die, sie auf die Stirn küssend, zärtlich mit den Worten empfing: „Ach, mein Kind, es werden bald die Tage kommen, wo ich dich nicht mehr sehen werde, wer kann mir da verargen, daß ich mit den Stunden geize, wo du noch mein bist! Freut dich das lustige Treiben dieses Balles?“

„O sehr, meine allergnädigste Mama, aber noch weit mehr würde es mich freuen, wenn ich mitten in der Freude sein und tanzen dürfte“, entgegnete die junge Erzherzogin.

„Du bist die Braut des Dauphin, mein Kind, vergiß das nicht. Die Etikette ist streng, sie fodert zuweilen kleine Wünsche zum Opfer, dessen man sich nicht entziehen kann“, tröstete die Kaiserin.

„Das ist freilich sehr schlimm“, antwortete Maria

Antoinette, und ihr Auge auf den Cardinalbischof Rohan richtend, fragte sie mit kindlicher Unbefangenheit: „Tanzt der Herr Dauphin gern?“

„Die Hofbälle zu Versailles sind ihres Glanzes wegen berühmt“, redete der Gefragte. „Des Herrn Dauphin königliche Hoheit werden Ihr Glück in der Erfüllung aller Wünsche einer so liebenswürdigen Gemahlin finden.“

„Wenn er so artig ist wie Ew. Eminenz, gewiß. Wie schade ist es, daß Sie als Cardinal nicht tanzen dürfen, ich würde Sie schon heute zu einer Menuet im voraus engagiren.“

Die Offenherzigkeit der jungen reizenden Erzherzogin wurde als ein allerliebster Scherz bewundert, welcher jedoch dem Cardinalbischof das Roth einer großen Verwirrung ins Gesicht trieb. In diesem Moment ahnte Niemand, daß in dem Herzen dieses hohen Würdenträgers der Kirche eine Neigung für die liebliche Braut des Dauphin keime, welche später zu so großem Eclat führen werde. Die Kaiserin war in sehr guter Stimmung. Sie sagte scherzend zu Rohan: „Se. königliche Hoheit der Herr Dauphin können sich Glück wünschen, daß Ew. Eminenz zu den Aposteln gehören und den Weltfreuden abgeschwo-

ren haben. Mademoiselle findet, wie man hört, großes Vergnügen an Ihnen."

Kaiser Joseph kam nicht zum Souper. Man finde ihn nicht, lautete der Bericht der nach ihm geschickten Cavaliere. „Nun, er geht seinen eigenen Weg", bemerkte die Kaiserin . . . „und er befindet sich in dieser Weise stets am besten." Daß die hocharistokratischen Personen, welche die Ehre hatten, ihres Ranges wegen theil an dem kaiserlichen Souper zu nehmen, sich nicht sehr schmerzlich von der Abwesenheit des Mitregenten berührt fühlten, bezeugte die heitere Stimmung, welche sich bald Aller bemächtigte. Joseph's Naturell, das Einfache, die Wahrheit Liebende, konnte für Leute, die sich in gekünstelten Combinationen wohlbefanden und mit den Ansichten des Mitregenten im grellsten Widerspruch standen, nichts Erfreuliches bieten. Seine Manier von Aufrichtigkeit in welcher er den übeln Dünkel blasirter Hofaristokraten bekämpfte und nicht selten dem Spotte preisgab, war in diesem Kreise mehr als unbeliebt, und wenn man sich über etwas geschmeichelt fühlte, so war es die Gewißheit, daß seine kaiserliche Mutter ihm wenig Einfluß auf die Regierungsgeschäfte verstatte, was aus den Bestrebungen ihrer Partei hervorging.

Während hier beim Souper die heiterste Stimmung herrschte, promenirte der Kaiser inmitten zweier Personen durch die verschiedenen prächtig erleuchteten Räume des Schlosses. Der ihm zur Rechten Gehende war ein schon in die Jahre des Lebensabends vorgerückter Mann in einem kaffeebraunen Plüschkleide. Seine Gesichtszüge trugen den Anhauch plastischer Ruhe, die oft tief niedergesenkten Lider ließen ihn als Denker, als Sinnenden erkennen. Die ganze Erscheinung hatte etwas Würdevolles, Ernstes. Der zur Linken Gehende war fast noch ein Knabe, mit einem kindlich heitern Gesicht, aus dessen Augen Lebensluſt und Begeisterung leuchteten. Er trug ein rothes Scharlachkleid, in dem sich seine kleine Person ungemein zierlich ausnahm. Die beiden Begleiter des Kaisers gehörten keineswegs der Adelsaristokratie an, obwol sie mit demselben Rechte sich geborne Fürsten und Herren, wenn auch nicht im Reiche Oesterreich, sondern im Reiche der Tonkunst nennen konnten. „Was Sie da sagen von der neuen Zeit, die wie eine duftige Morgenröthe am Himmel der Musik aufblühen soll, goutire ich ganz, Herr Gluck", redete der Kaiser. „Es kann Niemand mehr mit Ihnen einverstanden sein, daß Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit als die einzig wahren Elemente des Schönen

zu betrachten sind, als ich, und hoffe daher, meinem Streben, diese Grundelemente der edeln Tonkunst auch zu denen meines Reiches zu machen, bei den Vernünftigen Anklang zu verschaffen."

„Ew. kaiserliche Majestät haben bereits Proben dieser erhabenen Gesinnung abgelegt, welche Ihnen in tausend und aber tausend Herzen den heißesten Dank erweckt haben", antwortete Gluck.

„Nun, reden wir nicht von meinem, sondern von Ihrem Reiche", wich der Kaiser lächelnd aus.

„Es ist auch das Ew. kaiserlichen Majestät, denn wer wie Ew. Majestät fertig im Klavierspielen und Meister des Violoncellos ist, daß er ehrenvoll in Concerten bestehen kann, der ist ein Jünger der edeln Musika", war des Meisters Antwort.

„Mich zu bedanken, Herr Kapellmeister. Ich bin demnach sehr glücklich situirt. Geht es mit dem Kaiserseín nicht, nun so steht mir die Aussicht auf die Charge eines Concertmeisters zu Diensten", lächelte Joseph . . . „es ist nur eine kleine Uebersiedelung aus einem Reiche in das andere, und man muß sich dareinfinden. Was meinen Sie dazu, Mozart? O, wo haben Sie wieder die Augen?"

„Kaiserliche Majestät", antwortete der Gefragte . . . „ich studiere soeben die Eleganz. O was ich sehe,

ist eine ganze Opera, die Noten sind lebendig geworden und wollen sich mir mit Gewalt durch die Augen ins Herz drängen. Ich möchte tausend Augen haben. Wie schön müssen diese Damen sein!"

„Haben Sie gehört, Gluck?" fragte der Kaiser . . . „unser kleiner Mozart sucht sich Ideale unter Masken."

„Habe ich die Maske nur erst, habe ich auch das Gesicht", entgegnete Mozart schnell . . . „ich muß fühlen, wenn ich componiren soll. Meine Saiten wollen von außen berührt sein, wenn sie recht ertönen sollen. Das Leben ist ja Musik, denn es ist Empfindung, ohne sie ist Tod und ich mag für keine Todten Musik machen. So werde ich immer sein. Ach, ich habe oft gewünscht, auf einer Welle an den fernen Gestaden des Oceans vorüberschaukeln zu können, um alle Freuden, allen Ernst der fremden Welt in mir aufnehmen und in Tönen wiedergeben zu können. Das wäre eine Musik, wie wir sie brauchen, wie Alle sie verstehen würden."

„Nun, ich wünsche, daß die Mailänder Ihren «Mithridates» als eine solche Musik erkennen mögen", sprach der Kaiser. „Uebrigens, mein lieber Mozart, kann ich Ihnen etwas Erfreuliches sagen. Meiner gnädigsten Frau Mutter Majestät wird Ihnen die

Composition eines ihr sehr gefallenden Themas «Ascanius in Alba» zu einer Serenade übertragen. Sie wird Sie rufen lassen."

„Kaiserliche Majestät, der «Ascanius in Alba» ist schon fertig, nicht in Noten etwa, aber in meiner Seele, die einen ganzen Himmel von Serenaden in sich hat, durch die nur dann und wann eine kleine disharmonische Intervalle «kein Geld» hinzieht. Aber zu einer Serenade oder, wie's der Italiener heißt, «Notturno» ist auch das prächtig passend, denke ich."

Der heitere Sinn des vierzehnjährigen Componisten, der in vielen Beziehungen trotz des frühzeitig gereiften Geistes noch eine wahrhaft kindliche Naivetät an den Tag legte, erweckte ein Lächeln des Kaisers, der sich zu Gluck wendend äußerte: „Sie sind glücklich, von solcher Disharmonie nichts zu wissen."

„Dafür habe ich Wünsche, deren Nichterfüllung einer Disharmonie gleich kommen dürfte", war die Antwort des alten Meisters. Ein „Nun?" Joseph's foderte ihn zur Erklärung auf und er redete weiter: „Ich wünsche meine «Alceste» in der Großen Oper zu Paris aufgeführt zu sehen. Es wäre ein Triumph für die deutsche Tonkunst."

„Ich werde Sie meiner Schwester besonders empfehlen. Als Gemahlin des Dauphin wird man

ihr Verlangen nach einer Oper ihres Landsmannes sicherlich respectiren, verlassen Sie sich darauf." Eben wollte Gluck seinen Dank aussprechen, als des Kaisers vertrauter Lakai Meyer herantrat und seinem Herrn ein Zeichen gab, das diesen sogleich bestimmte, die Unterhaltung mit den beiden Größen der Tonkunst abzubrechen und davonzueilen. „Daß auch dieser graue gelbaufgeschlagene Mensch jetzt gerade kommen mußte, um den Herrn abzurufen!" murrte Gluck verdrießlich . . . „ich hatte ihm noch soviel zu sagen, so Vieles, was mich jetzt ganz beherrscht." Der kleine Mozart hatte das gehört und antwortete lustig: „Nun, kann ich's nicht auch hören, Herr Kapellmeister?"

Gluck schaute in des Knaben heiteres Gesicht und sagte nach einer Weile: „Höre Er, Mozart, ich hab's Ihm schon gesagt, ich halte nichts von den musikalischen Wunderkindern, wie Er eins gewesen oder vielmehr noch ist; aber wenn ich Ihn so anschaue, gemahnt mich's schier, als strahle mir ein verwandter Geist aus Seinen Kinderaugen entgegen, und das ist's, was mir Ihn so lieb gemacht hat. Wenn Er den Geist, den ich meine, nicht mit der italienischen Dudelei seccirt, wie dies jetzt überall Mode gewesen in unserer schönen Kunst, wenn Er daran denkt, daß Er ein Deutscher und kein Affe Anderer ist, so wird

Er meinem Beispiele folgen. Ich mein's gut mit Ihm, Mozart. Sieht Er, in dem Sumpfwasser unserer bisherigen Musik ist mir oft recht schwül im Herzen geworden, ich fühlte es, daß nicht Kraft noch Saft in der Sache und von dramatischem Werth gar keine Spur sei. Aber woran lag der Hauptfehler? in der Seichtigkeit und innern Zusammenhangslosigkeit der lyrischen Dichtungen, die dem Componisten zur Unterlage dienen mußten und aus nichts als aus leicht zusammengewürfelten Arien, Duetten und Dialogen bestanden, deren dramatischer Zusammenhang nur dem momentanen Effect oder der Eitelkeit eines Sängers oder einer Sängerin opferten. Wenn ich einen Text finden könnte, dessen Scenen engverbunden, dessen Situationen richtig motivirt wären, dann ist es möglich, der Musik einen Charakter zu geben! dachte ich mir oft, und siehe, was ich gedacht, wurde mir erfüllt. Ranieri di Calzabigi lieferte mir solchen Text und die «Alceste» hat Wunder gewirkt. Das soll von meiner Seite kein Selbstruhm sein, verkenne Er mich nicht, Mozart, und denke Er etwa, ich sei ein eitler Narr, der sich brüstet, weil er einen Diamant gefunden. Schlage Er den Italienern ein Schnippchen und mache Er den deutschen Geist zum Herrn seiner Compositionen, damit, wenn ich einmal todt sein

werde, Er in der von mir angefangenen Reform fortarbeite. Sie muß durchschlagen, und Er hat's Zeug dazu, sage ich Ihm. Lerne Er sich an den Genius der Sprache binden, der Vortheil wird Ihm dann die Gemüther und Herzen weit aufschließen. Er wird einziehen darin wie ein Held, denn Wort und Ton sind mit und für Ihn. Wer will da widerstehen?" Eine lichte Röthe der Begeisterung hatte sich des Meisters Antlitz bemächtigt, seine ruhig plastischen Züge leuchteten verklärt von der beglückenden Empfindung, als Schöpfer der neuen Aera seiner göttlichen Kunst sich zu fühlen. Der junge Mozart war tief angeregt von den Worten Gluck's, die den Weg zu seinem Herzen gefunden hatten, um als fruchtbare Samenkörner die edelsten Früchte zu treiben. Er ergriff des Kapellmeisters Hand und drückte sie mit Innigkeit an seine Lippen. „Was an mir liegt, soll gewiß geschehen", sagte er recht freudig . . . „Euch, Herr Gluck, kann ich's wol gestehen, daß ich sogern aus dem innersten Leben heraus componiren möchte. Wie eine Welt voll lauter Zauberherrlichkeiten schließt sich's vor mir auf, wenn ich die Gedanken niederschreibe, die gleich den ersten von der Sonne hervorgelockten Frühjahrsblumen so rasch in mir aufblühen, daß ich oft vermeine, ich sei gar

nicht der arme Mozart, sondern ein vornehmer Herr, dessen Reichthum kein Ende nimmt, um den es immer klingt und singt wie von tausend Engelsstimmen. O, laßt mich nur erst älter werden und größer, daß die Leut' mich nicht mehr als ein Kind ansehen, sondern für einen Mann, da soll's wol an den Tag kommen, daß ich Eurer großen Güte werth gewesen bin."

Gluck drückte ihm wohlwollend die Hand und Beide durchschritten nebeneinander wie Vater und Sohn die glänzenden Gemächer, sich nicht um die neckenden Masken bekümmernd, die gleich bunten Vögeln auf lauer Luftwelle sie umschwirrten. Es gibt Augenblicke im Leben, wo Gefühl und Ahnung in Eins fließen, wo der Raum der Jahre, der zwischen Alt und Jung liegt, unbeachtet bleibt und die gleichen Geister sich finden. Meister Gluck durchlebte einen solchen großen und seltenen Moment und hielt ihn mit der Inbrunst reiner Empfindung fest. Für ihn war der vierzehnjährige Knabe ein dem seinen gleicher Geist, der Unterschied des Alters machte keinen in der Zuneigung zu demselben, in ihm sah er den gottbegabten Erben seiner großen reichen Ideen. Gluck's Herz hatte sich erschlossen und er vertraute in aller Freudigkeit seinem Begleiter, daß er in dem Bailli von Rollet, der sich jetzt gerade zu Wien aufhalte, einen Freund gefunden,

der ihm versprochen habe, Racine's „Iphigenia“ zu einem Operntexte umzuwandeln. Er, Gluck, glaube sich überzeugt, daß die französische Sprache sich besser zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher Gefühle in der Musik als die italienische eigne. Und wenn er durch die Gnade der künftigen Dauphine die Erlaubniß erhalte, diese Oper, die er aus voller Seele schreiben wolle, in der pariser Großen Oper aufzuführen, so denke er der deutschen Musik einen Triumph zu bereiten, der sie frei mache von der Unterthänigkeit, in der sie bisjetzt aufs unwürdigste geschmachtet habe. Während sie so nebeneinander hinschlenderten, neigte sich manche stattliche Maske zu ihnen mit freundlichen Gruße. Es war ein schönes Zeichen der Huld, das die Crême der Aristokratie den Meistern der Kunst erwies, welche ihren Thron unmittelbar allein im Menschenherzen aufgeschlagen. Es entsprang der Idee der Ebenbürtigkeit, die die Rangstolzen den Rangarmen gegenüber, vielleicht wenn auch zum größten Theil unbewußt, ins Leben übertrugen. Gluck war von Allen gekannt und geliebt, Wiens vornehme Welt war stolz auf ihn, die einfachen, marmorhaften Gestalten seiner „Alceste“ hatten ihn auf die Höhe eines berühmten Mannes erhoben. Der kleine Mozart, das Wunder seiner Zeit, glich

für jetzt zwar noch dem seltenen Bäumchen, das schon im ersten Jahre seines Wachsthums süße Früchte bot; aber seine blühende Kindlichkeit und sein Genie, dem so heitere Töne entflossen, hatte ihm Vieler Herzen gewonnen. Wenn in der verklungenen Zeit, in welcher die Ereignisse dieser Geschichtserzählung sich gestalteten, Vieles einen trüben Eindruck hervorrief und eine beklagenswerthe Nachwirkung hinterließ, so ist auch der Lichtstrahl, der durch Kunst und Wissenschaft, welche bis dahin in einer traurigen leichenhaften Erstarrung gefesselt lagen, das von vielen Schatten überbreitete Zeitgemälde erhellte, als ein Bote der geistigen Ueberhebung nicht zu übersehen. Und diese Leuchte des Himmels ging in Bezug auf die Tonkunst von Wien aus. Die Namen Gluck und Haydn, denen sich der aufgehende Stern Mozart zugesellte, bildeten die hohe Trias der vom edelsten Geiste Erleuchteten, sie waren die Vermittler zwischen den ewig reinen Melodien höherer Sphären und der Menschheit.

Die Entfernung der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der ältern Personen unter den Balltheilnehmern, um dem kaiserlichen Souper die demselben gebührende Ehre zu erweisen, hatte dem jüngern Kreise der Cavaliere und Damen mehr Freiheit

gestattet, und die zahlreichen einzelnen Paare, die Arm in Arm in dem ungeheuern Saal promenirten, bezeugten, wie sich Viele unter der Verkleidung gefunden, deren Verhältnisse zu anderer Zeit keine gegenseitige Annäherung erlaubten, aber jetzt sich des Vergnügens erfreuten, ungenirt, weil ungekannt, Herzensergießungen auszutauschen. Eine Maske im blauseidenen Domino, einen breitkrämpigen Federhut auf dem Kopfe, stieg die Treppen zu der fast ringsumlaufenden auf Säulen ruhenden Tribüne hinauf. Statt in den Gang sich zu wenden, der zu der Tribüne führte, schritt die Maske einen andern Gang seitwärts zu mehren kleinen Gemächern, welche als Garderoben für die Damen im Gefolge der Kaiserin benutzt wurden. Ein Portier hielt Wache. Die Maske sah sich genöthigt ihm ein paar Worte zuzuflüstern und sich für einen Augenblick zu demaskiren, worauf der Thürsteher sich tief verbeugte. Eine kurze Frage beantwortete der Mann mit einem unterthänigen Ja. „Die Dame, die hier hineingegangen, hatte dir ein Goldstück in die Hand gedrückt und dir eine Losung gesagt, unter der du einen Cavalier im blauseidenen Domino ungehindert hereinlassen solltest — nicht?“

„So ist es“, war die demüthige Antwort des Thürstehers.

„Ich befehle dir, Niemand, wer es auch sei, nach mir hereinzulassen und . . . Schweigen, oder ich werde untersuchen lassen, ob ein kaiserlicher Thürsteher die Befugniß hat, Geschenke anzunehmen, die ihm unter verdächtigen Umständen verabreicht werden.“ Nach diesen Worten öffnete der Domino die Thür, welche zu den kleinen Gemächern führte, und nachdem diese sich wieder hinter ihm geschlossen, ging er an den Zimmern hin, in jedes schauend. Die Musik in dem Saale schallte in dem luftigen Holzbau stark wider, sodaß das Geräusch seiner Schritte, ebenso das Oeffnen der Zimmerthüren kaum vernehmbar war. Erst als er in das letzte Gemach schaute, welches sich an das andre Ende der Tribüne schloß, erblickte er die stolze Spanierin, die sogleich von einem Sitze sich erhob und ohne Larve, die sie auf den Tisch gelegt hatte, ihm entgegeneilte. „Wie lange lassen Sie auf sich warten!“ rief sie. „Kommen Sie, ich habe Ihnen Vieles zu sagen. Wir müssen unser Geheimniß sehr streng bewahren, mein Gemahl, der Narr, hat eine Ahnung davon, ein Niederträchtiger hat ihn auf die Vermuthung unsers Verhältnisses gebracht. Ach, dieser Gemahl war eine Last für mich, als er keinen andern Wunsch kannte als den, mir zu gehorchen, und jetzt, wo er anfängt,

mit lächerlicher Eifersucht mich zu quälen, ist er mir auch noch verächtlich. Ich bin keineswegs gesonnen, meine geheimen Freuden ihm aufzuopfern. Wir müssen uns besprechen, auf welche Weise ..."

„Frau Gräfin Trautson, ich wünsche nicht so tief in ein unehrenhaftes Geheimniß, wie dieses ist, eingeweiht zu werden", unterbrach sie der Dominoträger, die Larve vom Gesicht ziehend.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Gräfin Angelica Trautson zurück. Welche Enttäuschung! vor ihr stand Kaiser Joseph, der von den tagscheuen Geistern so tief Gehaßte. Eine Pause folgte. „Ich hätte nicht gedacht, heute noch eine solche traurige Erfahrung zu machen", redete er dann. „Was glauben Sie wol, was der Hof, die Kaiserin sagen werden, wenn ich morgen davon erzähle?"

So tief niedergeschmettert die Gräfin auch war, diese Frage des Kaisers durchzuckte sie wie ein Blitz. Ihre lebhafte Einbildungskraft rief ihr im Nu den Gedanken an die Schande vor die Seele, welche ihrer in diesem Falle harrte. Ihr Stolz hatte durch die Worte des Kaisers allen Halt verloren, sie fühlte sich plötzlich in den Staub der Entehrung niedergedrückt, daß ihre geistige Spannkraft, welche ihr bisher stets treu zu Diensten gewesen, in eine Ohnmacht

aufgegangen zu sein schien, unter der sie unfähig jeder Entgegnung wurde. Nur der äußere Ausdruck des Entsetzens, fieberhaftes ihre Gestalt durchschauerndes Beben, war das einzige Merkmal von der sie erdrückenden Last dieses furchtbaren Moments.

Der Kaiser ließ eine Pause vorübergehen, dann fragte er: „Nun, Madame, finden Sie kein Wort der Entschuldigung? Ist es Ihnen gleichgültig, aus der Nähe der Kaiserin plötzlich entfernt zu werden? oder halten Sie Ihre Verirrung vielleicht für eine Tugend, welche noch Lob verdient?"

Gräfin Trautson stammelte kaum hörbar: „Tödten mich Ew. Majestät . . . aber geben Sie mich nicht der Verachtung preis!"

„Sie haben das rechte Wort genannt, Madame", entgegnete der Kaiser . . . „Verachtung! gewiß, es gibt keine martervollere Nemesis als sie. Aber sie würde auch den Namen Ihres Gemahls dem Gespötte anheimfallen lassen, der Schuldlose, Betrogene darf jedoch nicht unter den Folgen Ihres Verbrechens leiden. Madame, lassen Sie mich das Vertrauen zu Ihnen fassen, daß Sie einer Erhebung fähig sind. Ich will glauben, daß Misstimmungen in Ihrer Ehe Sie zu der Verirrung verleiteten, deren Zeuge ich durch Zufall geworden bin — und verlange nicht den

Namen Dessen zu kennen, den Sie hier erwarteten. Er theilt Ihre Schuld oder ist vielleicht noch viel strafbarer als Sie, denn es gibt Gewissenlose, welche eheliche Misstimmungen Anderer in ihrem Interesse auszubeuten verstehen.“ Es folgte eine längere Pause. Im Lichte der an den Wänden des kleinen Garderobezimmers brennenden sechs Wachskerzen sah der Kaiser das zu Schnee erbleichte Antlitz der Gräfin, in dem Zittern ihrer Gestalt erblickte er den Ausdruck der Angst, der Zerknirschung, die sich ihrer so sichtbar bemächtigt hatte. Er überließ sie für die Dauer einiger Minuten dieser Folter, dann sagte er: „Frau Gräfin, Sie können mein Schweigen über diesen zwischen uns stattgefundenen Vorfall erkaufen.“

„Ich?“ fragte die Gräfin tonlos, den Blick zu ihm aufwerfend.

„Schwören Sie mir, die Neigung, welche Sie zu diesem Rendezvous antrieb, aus Ihrem Herzen, aus Ihrem Gedächtniß zu verbannen, nicht mehr den Namen Trautson durch das Verbrechen der Untreue zu entehren. Sie sehen, ich habe Glauben an Sie, an Ihr besseres Ich. Sollte ich mich in diesem Glauben an die edle gewiß nur irregeleitete Weiblichkeit in Ihnen täuschen? Ich halte Sie für unfähig, meinem Vertrauen sich unwürdig zu zeigen. Sie standen

bisher fleckenlos da, besaßen die Gnade der Kaiserin im vollsten Grade; Sie konnten straucheln, aber nicht so sinken, daß Sie die Kraft zur Erhebung über eine verbrecherische Leidenschaft verloren hätten. Schwören Sie mir zu, daß Sie mein Vertrauen als die Stütze betrachten, an der Sie sich aufraffen wollen."

In sichtbar großer Bewegung glitt die Gräfin aufs Knie und hauchte leise: „Ich schwöre es."

Der Kaiser hob sie auf und sagte gütig zu ihr: „Madame, unter meine Schwächen und Mängel gehört die, daß ich kein Bibelheld bin; aber diese Stunde ist mehr als jede andere geeignet, mich erkennen zu lassen, welche große Weisheit und Wahrheit in den Aussprüchen des heiligsten aller Bücher enthalten ist. Ich gedenke des Satzes: «Im Himmel wird mehr Frohlocken über einen zurückgekehrten Bußfertigen als über neunundneunzig Gerechte sein.» Solches Frohlocken empfinde ich jetzt bei dem Gedanken, Sie sich selbst gerettet zu haben. Lassen Sie Ihren Schwur zur Wahrheit werden, vergessen Sie diese Stunde nicht. Ich habe Ihnen Schweigen versprochen und halte das Versprechen, Sie gelobten Rückkehr zur Treue gegen Ihren Gemahl und ich glaube Ihnen. Es scheint mir unmöglich, daß Sie sich auch an der Hochachtung für mein Vertrauen zu Ihnen versün-

digen könnten. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Sichselbstwiederfinden. Leben Sie wohl, Madame, ich habe nicht als Kaiser, sondern als Mensch zu Ihnen gesprochen, welcher nicht in der Entehrung Schuldiger, sondern in deren Erhebung ein wahrhaftes Glück findet. Die Erinnerung an diese Stunde, Frau Gräfin, wird für uns Beide ein Segen sein." Mit diesen Worten verließ Joseph II. rasch das kleine Gemach. Die Gräfin blieb zurück, und als eine lange Zeit darauf einige der den niedern Dienst bei den Damen des kaiserlichen Gefolges versehende Frauen in die Garderoben kamen, fanden sie sie auf einem Sopha ausgestreckt liegen, von einer Ohnmacht befangen. Man brachte sie auf Anrathen schnell herbeigerufener Aerzte in ihre Wohnung.

VI.

Die so scheinbar glückliche Ehe zwischen dem Grafen Trautson und seiner Gemahlin hatte in der letztern Zeit eine Störung erfahren, welche der Graf jedoch um seiner selbst willen sorgsam vor den Augen der Welt verhüllte, um nicht Gegenstand bitterer Spöttereien zu werden, welche seitens des Hofes sicher, wenn auch nicht ihm ins Gesicht, doch hinter seinem Rücken erfolgten, sobald nur die geringste Spur eines Misverhältnisses in seiner Ehe ruchbar wurde. Es war vielleicht in dem Leben dieses Cavaliers die einzige Erfahrung, die ihm zutheil geworden, da er, um pikant zu erscheinen, früher selbst die Chronique scandaleuse nach Kräften ausgebeutet hatte. Er fühlte es, daß er seiner Gemahlin gegenüber bei den Spöttern im Nachtheil war, da sie als eine feurige noch junge Lebensdame Entschuldigung finden werde, während man ihn, den kraft- und saftlosen Funfziger,

der ihr nichts als ein unter Sinnengenüssen welkgewordenes Herz bieten konnte, zur Zielscheibe des Witzes machen würde. Graf Trautson besaß alle Mittel, um sich als Grand Seigneur zu geriren, und indem er als solcher ein glänzendes Haus führte, seine Salons der großen Gesellschaft offenstanden und den Fremden ein höchst angenehmer Sammelplatz waren, wo man die ausgezeichnetsten Männer und Frauen Wiens fand, entsprach er der Neigung seiner Gemahlin vollkommen, da sie Glanz und Luxus als Entschädigung für ihre Wahl seiner Person zum Gemahl betrachtete.

Auf welche Weise der Graf eine Vermuthung hinsichtlich eines geheimen Einverständnisses zwischen ihr und einem jungen preußischen Cavalier, der sich Freiherr von Starkow nannte, und der für die wiener Gesellschaft, die gern in Allem die Intentionen der Kaiserin nachahmte, den besondern Vorzug, ein Schlesier zu sein, besaß, erlangt hatte, blieb der Gräfin ein Räthsel. Es erfolgte eine unangenehme Scene zwischen beiden Gatten. Der junge schlesische Freiherr sah sich von Seiten des Grafen Trautson sehr kalt behandelt und hatte den richtigen Takt, nicht mehr in dessen Salon sich einzufinden. Angelica fühlte sich von den Vorwürfen ihres Gemahls tief empört, und

in dieser Empfindung lag ihr nichts ferner als der Entschluß, ihre Neigung zu dem fremden schönen jungen Mann aufzugeben. Nachdem sie darüber mit sich einig war, und sie wurde dies sehr leicht, denn sie hatte bisher unentdeckt manches Geheimniß derart gepflegt, gab es keine Schwierigkeit weiter, als ihr Geheimniß so zu arrangiren, daß es den Augen der Welt verborgen bliebe. Sie wußte in einigen Zeilen Herrn von Starkow Nachricht zu geben, daß sie ihn auf dem Maskenball in Eugen's Schloßhofe im blauen Domino nebst Federhut zu finden erwarte. Um jede Irrung in der Person zu vermeiden, solle der Federschmuck seines Huts aus drei Farben, lichtblau, weiß und orange, bestehen, während sie ihm auch ihr Costüm genau angab. Das Billet war nicht in Herrn von Starkow's Hand gekommen, der Zufall aber hatte es gefügt, daß der Kaiser einen ähnlichen Federschmuck trug, wodurch die Täuschung Angelica's veranlaßt wurde. Die Gräfin stellte in ihrer Person eine jener verfehlten Lebensaufgaben dar, welche in allen Ständen, vorzüglich aber in den höhern Kreisen der Gesellschaft, so zahlreich zu finden sind. Die Bildung, der verfeinerte Geschmack in den Umgangsmanieren sind in diesen Fällen der Kitt, welcher die Contraste zusammenhält und über die Bruch-

theile einer affectirten Zufriedenheit einen schützenden Deckmantel wirft. Nirgends ist das wahre Glück ferner als in diesen so ungleichen Ehen, die auf dem Boden der Convenienz erwachsen oder durch außergewöhnliche Umstände bestimmt geschlossen werden.

Den geistigen Anlagen zufolge hätte Gräfin Angelica ein dauerndes Glück finden müssen, sie besaß eine Charakterstärke, die ihr Ausdauer zu jedem Opfer verlieh; aber die Leidenschaftlichkeit überwucherte die edeln Triebe und sie gab sich derselben mit der beklagenswerthesten Energie hin. Oft war im Verlauf ihrer Ehe mit Trautson die Wahrheit ihres Unglücks an sie herangetreten, sie liebte den Mann ihrer freien Wahl nicht, und was schlimmer als dieser Mangel an Zuneigung zu ihm war, sie empfand auch keine Hochachtung für ihn. Sie fühlte sich zuweilen tief niedergedrückt von der Ueberzeugung, daß sie ein Glück heucheln müsse, um der auf jeden Eclat lauernden Gesellschaft eine Täuschung vorzuspielen, von der sie nichts empfand als den Abscheu für Die, welche sie täuschte. Gräfin Trautson war eins jener zerrissenen oder durch Erziehung und Selbstschuld zerfahrenen Gemüther, die sich selber oft zur Last werden. Mit Ausdauer, je tiefer sie darüber mit sich ins Klare kam, wie ihre Ehe mit Trautson auch aller jener

kleinen fesselnden Nuancen entbehre, die zuletzt liebe Gewohnheiten werden, hatte sie den Haß gegen Erdödy und dessen Gemahlin festgehalten. Das Bewußtsein ihres eigenen Unglücks fand in dem gestörten Lebensglück Beider eine Befriedigung. Sie war es gewesen, die unter dem Scheine der Freundschaft zu Konstanze deren Gemahl immerfort aufstachelte, den großen Gegensatz seiner und Konstanze's Sinnesart mehr und mehr zu fühlen.

Nicht allein in dieser Beziehung handelte sie ihrem Hasse gegen ihn gemäß, sie verstand es auch, seinen Ehrgeiz aufs tiefste zu verwunden, ohne daß er ahnen konnte, von wem aus der geheime Pfeil komme. Sie hatte die Gunst der Kaiserin erworben, und die aufrichtige Theilnahme der erhabenen Frau für das Loos Konstanze's machte es der Gräfin Trautson leicht, derselben Schilderungen von dem wilden und unehrenhaften Benehmen Erdödy's gegen seine Gemahlin zu entwerfen, welche ganz geeignet waren, das so leicht von jedem Unrecht empörte Gemüth der Kaiserin zu hartnäckiger Verweigerung jeder Anstellung im Staatsdienste bezüglich des Gemahls Konstanze's zu bestimmen. Es war die tiefste Wunde, welche Erdödy geschlagen werden konnte, seine Selbstliebe ward durch diese Zurücksetzung aufs empfindlichste

berührt, und es lag nur in seinem Naturell, den tiefen Groll über dieses ihn noch obendrein mit der Schmach der Unfähigkeit für jede höhere Stellung brandmarkenden Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen in den Strudel wilder Sinnengenüsse ersäufen zu wollen. Ein halbes Jahr nach dem Tode Konstanze's bezog Graf Trautson auf den Wunsch seiner Gemahlin auf wenige Wochen sein an die Herrschaft Szomolan grenzendes Besitzthum. Die Jagd war auf ungarischem Grund und Boden ungemein ergiebig, und Angelica liebte dies Vergnügen, ein hinreichender Grund, daß ihr Gemahl ihrem Wunsche bereitwillig entsprach. Die Einladungen zur Theilnahme an den Jagden riefen die meisten Grundherren der Umgegend herbei, auch Erdödy erschien. Er hatte sich außerordentlich verändert, sein Gesicht war aufgedunsen vom unmäßigen Genuß starker Weine, fieberhafter Wechsel von Röthe und Blässe bezeichneten ihn als einen Kranken. Angelica begegnete ihm diesmal mit großer Liebenswürdigkeit, es war offenbar, daß sie sich bemühte, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, in welchem Bestreben ihr Gemahl ihr nach Kräften beistand. Das Auge der Frauen ist schärfer als Männeraugen, es gehört gleichsam zu den feinsten Fühlhörnern weiblicher Seelen, und

Gräfin Angelica bemerkte mit geheimem Vergnügen, wie in Erdödy's Herzen die alte Leidenschaft zu ihr wieder mächtig aufglühte. Die Pointe des Triumphes ihres Hasses konnte jedoch nur durch eine Gelegenheit herbeigeführt werden, durch welche Erdödy zum Ausbruch oder vielmehr zum Ausdruck seines unterdrückten Gefühls veranlaßt wurde. Diese Gelegenheit kam, die Gräfin schützte Unpäßlichkeit vor, als sie eines Tages mit ihrem Gemahl auf ein benachbartes Schloß zum Diner fahren sollte; Graf Trautson mußte der Einladung allein entsprechen. Sie hatte sich nicht geirrt, Erdödy ergriff die ihm zutheil werdende Gelegenheit, und diese Stunde war es, die seinen geistigen Zustand zerrüttete. Die Leidenschaft ließ ihn die Worte nicht abwägen; er verrieth, wenn auch nicht mit offenbaren Reden, doch andeutungsweise, daß Konstanze's Tod sein Werk sei, indem er die Gräfin an jenen Abend erinnerte, wo sie in Szomolan zu ihm gesagt hatte: „Sie lebt noch!"

Angelica konnte den Schreck, den dies Geständniß auf sie bewirkte, nicht bemeistern. Die stieren glühenden Blicke, welche Erdödy auf sie heftete, begannen sie jetzt zu ängstigen. Der von ihr erwartete Triumph ihres Hasses glich in diesem Moment einem Steine, der auf seines Schleuderers Haupt zurückfällt und

ihn hart verletzt, statt dem Feinde zu schaden. Der Magnat schien nicht zu ahnen, was in ihr vorging. „Sie lebt nicht mehr!“ rief er . . . „es ist kein Hinderniß mehr vorhanden, das Sie mir noch entgegensetzen könnten.“

„Keins?“ fragte Angelica unentschlossen, wie sie sich seiner Nähe, die ihr nun furchtbar ward, entziehen sollte.

„Nein, keins!“ wiederholte Erdödy . . . „wie? kann man mehr thun, als sich der Hölle in die offenen Arme stürzen, um durch dies Opfer einen Himmel zu erringen? Und das habe ich gethan, ich, hören Sie es! Sie müssen mir den Lohn zahlen, den ich so schwer erkauft habe. Ja, Gräfin, ich war bisjetzt ein Narr, daß mich der Gedanke an Das, was geschehen, so ausschließlich beherrschen konnte, es soll nicht mehr sein. Von nun an will ich erst leben, ich bin frei, frei — Sie müssen mich lieben. O, nun will ich die Freude auskosten in langen langen Zügen, ich habe ein Recht, diese Freude von Ihnen zu fodern, denn Sie sagten, als wir uns zum letzten male sahen: «Sie lebt noch».“

Angelica zitterte unter der Gewalt dieses Augenblicks, wo sie sich der Urheberschaft eines Mordes angeklagt sah. Der Anblick Erdödy's, den die Leiden-

schaft so sehr beseelte, daß ihn die Gräfin zu Allem fähig hielt, denn seine weitaufgerissenen Augen drückten eine thierische Wildheit aus, seine Züge, von einem brennenden Roth übergossen, zuckten in heftiger Bewegung, war um so furchtbarer, als sie den Ausbruch eines nicht so leicht zum Schweigen zu bringenden Zorns von ihm erwarten mußte, in welchem er, Alles vergessend, auch sie in den Selbstverrath seines Geheimnisses verwickelt haben würde, und dies mußte sie unmöglich zu machen suchen. Nur durch Täuschung konnte dies gelingen, denn mittels kalten Zurückstoßens dieses tiefgesunkenen Mannes setzte sie sich unausbleiblich den Folgen seiner zum höchsten Gipfel gesteigerten Aufgeregtheit aus.

„Warum so schweigsam, Angelica?“ fragte er... „wie? ich glühe, das Blut rast durch meine Adern... und Sie . . . hätten Sie nur ein Spiel mit mir getrieben, ein Spiel, um welches ich meine Seligkeit hingeworfen habe, reden Sie, Angelica — Sie müssen reden, wenn Sie mich nicht rasend sehen wollen!“

So erfindungsreich Gräfin Trautson auch sonst war, jetzt versagte ihr Denken, sie wußte keinen Ausweg, diesen zu Allem Fähigen zu besänftigen, sich ihm zu entziehen. Plötzlich jedoch tauchte der Gedanke an die Möglichkeit, seine aufgeregten Sinne

durch Schreck zu bändigen, in ihr auf, und sie ergriff diese ihr wenigstens einen Zeitgewinn versprechende Idee mit Hast. Einen halblauten Schrei ausstoßend, umklammerte sie ihn mit dem Ausdruck der größten Angst. „Was ist Ihnen?“ fragte Erdödy. Angelica schien unfähig geworden zu sein, zu antworten, sie stierte auf einen Punkt vor sich hin, die Hand abwehrend gegen diesen ausgestreckt. „Was haben Sie, Gräfin?“ drängte jener. — „Konstanze!... da ... da steht sie ... sie droht ... sehen Sie sie, Graf? ... die bleiche Gestalt ... jetzt schreitet sie näher ... ach, dieses Gesicht!“ ... stammelte Angelica.

Mit Erstaunen und zugleich mit Entsetzen erkannte sie, daß die von ihr in Anwendung gebrachte Täuschung auf den schon in seinem Geiste so schwer angegriffenen Erdödy eine Wirkung hervorbrachte, deren Möglichkeit sie nicht im entferntesten geahnt hatte. Einen grellen Laut der Angst ausstoßend, stürzte er an die Wand zurück. „Sie fodert den Ring!“ schrie er ... „den Ring ... ich habe ihn nicht ... er ist in Szomolan geblieben.“ Convulsionen durchschüttelten seinen Körper, der jähe Wechsel von der höchsten Aufregung der Leidenschaft zum Schreck stürzte ihn durch die Uebermächtigkeit des Eindrucks in die Knie,

er wand sich wie ein von zahllosen Schmerzen Gepeinigter am Boden. Die Gräfin rief Hülfe herbei. Des Grafen Hausarzt und seine Diener brachten ihn auf sein Zimmer; Angelica fühlte sich außerordentlich von dieser Scene angegriffen. Der Vorwurf der mittelbaren Theilnahme an dem an Konstanze verübten Morde, woran sie nicht mehr zweifeln durfte, quälte sie. Es gelang ihr nicht, denselben von sich zu scheuchen, je mehr die Furcht, Erdödy könne in seinem extremen Zustande die That verrathen, ihr vor die Seele trat.

Sie hatte sich in der Frucht ihres Hasses betrogen, er war für sie selbst ein Gespenst geworden, welches sich feindlich gegen sie wendete. Erst des Hausarztes Erdödy's Aussage, daß sein Herr schon zuweilen ähnliche Anfälle gehabt habe, in denen er seine verstorbene Gemahlin als Geist zu sehen gewähnt, gab ihr eine Beruhigung. Die Zufälligkeit, welche die von ihr angewendete Täuschung das in ihm nur schlummernde Entsetzen, welches der Gedanke, von dem Geiste der Gemordeten verfolgt zu werden, in seiner Seele hatte Wurzel fassen lassen, plötzlich ins Leben gerufen, war die Ursache gewesen, daß er, vermuthlich durch die Ueberzeugung, das Phantom seiner Einbildungskraft sei auch Andern sichtbar,

denn wie hätte Angelica es sonst sehen können, so gewaltig erschüttert worden war. „Hüten Sie ihn, daß er nicht in Berührung mit Andern komme“, sprach die Gräfin zu Dr. de Luigi ... „er redet Dinge, die nicht für jedes Ohr zum Hören sind. Isoliren Sie ihn womöglich von aller Gesellschaft, es wird das einzige und beste Mittel sein, Vermuthungen vorzubeugen, welche wenig vortheilhaft für ihn sein dürften.“ De Luigi versicherte, daß er dem Rathe der Gräfin genau folgen wolle. Am nächstfolgenden Tage reiste Graf Erdödy ohne Abschied ab, entschuldigt durch seinen Arzt bei Trautson und dessen Gemahlin, daß er sich zu krank befände, um noch durch das unangenehme Gefühl des Abschiednehmens seinen ohnehin peinlichen Zustand zu vermehren. Trautson hatte keine Ahnung, in wie naher Berührung seine Gemahlin zu Erdödy's Krankheit stehe, er sprach die aufrichtigste Theilnahme für ihn aus. Eine Woche später siedelten Beide nach Wien über.

Der Gräfin speculativer Geist war durch dies Erlebniß zu sehr angeregt, als daß sie sich dem Nachdenken, wie der Mord geschehen sei, hätte entziehen können. Da Dr. de Luigi Konstanze einige Zeit vor deren Tode nicht mehr behandelt hatte, sondern Dr. Little, so konnte dieser auch allein um das Verbrechen

wissen, und doch sträubte sich ihr Denken gegen die Vermuthung eines Einverständnisses desselben mit dem Gemahl der Gemordeten umsomehr, als sie wußte, daß er Konstanze geliebt hatte. Dr. Little, von Szomolan zurückgekehrt, hatte Angelica Bericht über den unerwartet schnellen Tod der Gemahlin Erdödy's abgestattet. Sie konnte sich nicht erinnern, daß irgendeine Verlegenheit oder ein absichtliches Verbergen von irgendetwas Geschehenem oder eine Selbstüberwachung in seinen Reden zu bemerken gewesen sei, vielmehr eine Ruhe, welcher gegenüber der Gedanke an irgendeine Theilnahme bei dem Verbrechen, dessen sich der Magnat anklagte, ganz unhaltbar war. Sollte bei Erdödy nur eine Fiction, eine wirkliche Verirrung seines Geistes stattfinden? es war fast unglaubbar. Wenn ein verbrecherisches Geheimniß zugrunde lag, und sie zweifelte nicht daran, so mußte auch nur Dr. Little — der von der Kaiserin zum Professor der Heilwissenschaft an der Universität ernannt worden war, und zwar wie die Gräfin Trautson meinte, auf ihre Fürsprache, was indeß nicht so ausschließlich sich bestätigte, sondern vielmehr auf Anregung van Swieten's geschehen war, und weil die Kaiserin durch diese Ernennung ihr Vorurtheil gegen den jungen Arzt gutmachen wollte — wenigstens eine Vermuthung über dasselbe hegen.

Das Glück schien mit der Ernennung Egon's diesen besonders heimsuchen zu wollen. Man betrachtete es für eine Ehre, den von van Swieten so besonders Ausgezeichneten zum Hausarzt zu haben, und der junge Professor besuchte in dieser Eigenschaft, die ihm ein bedeutendes Einkommen sicherte, die höchstgestelltesten Familien. Das Trautson'sche Haus schloß sich als eins der reichsten der hohen Aristokratie nicht von der Manie aus, Das zu fêtiren, was alle Welt von Distinction fêtirte. Es würde Egon leicht geworden sein, in besondere Beziehungen zu Gräfin Angelica zu treten; doch so sehr er sich auch von ihr angezogen fühlte, so lebte doch etwas in ihm, was ihn von dieser Verirrung zurückhielt und einem Schutzgeist gleich ihn in von der Gräfin scheinbar zufällig, jedoch absichtlich herbeigeführten Momenten der Verführungskunst bewahrte. Das war die neu in ihm erwachte Liebe zu Konstanze, die er mit stolzem Bewußtsein als sein Geschöpf betrachtete, aber diese Neigung war nicht von jener stürmischen Art, wie Jünglinge lieben, sie war geklärt, geheiligt durch Zeit und Schmerz. Es war eine edle Schwärmerei, in der er sich glücklich fühlte, ein geheimer Impuls für all sein Thun, der ihn über jede unwürdige sinnliche Regung erhob. Konstanze's Glück und Friede war *seine* Sorge, er

war der Einzige, auf den sie vertrauen durfte, ihr Geheimniß isolirte sie von den Weltfreuden — wie unsaglich unglücklich wäre sie gewesen, wenn sie ihn, den einzigen Freund auf Erden, verloren hätte! Und der Reiz des Geheimnisses, das sich jetzt um ihr Dasein wand, trug nicht wenig dazu bei, seine Neigung zu ihr zu jenem schönen Bewußtsein zu erheben, welches der treuste Schildhalter der Tugend ist. Als Gräfin Angelica die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen erkannte, erkaltete auch bei ihr die Theilnahme an dem Doctor, er erschien ihr als ein Unbeholfener, der keines Aufschwungs fähig sei. Erst nach ihrer Rückkehr aus Ungarn an den Hof gestaltete sich zwischen ihnen ein anderes Verhältniß. Die Gräfin hatte ihn rufen lassen. Sie erzählte ihm vom Grafen Erdödy.

„Seine Sünde schlägt ihn, dieser Vergeltung konnte er nicht entgehen, die ewige Gerechtigkeit Gottes machte sein eigenes Gewissen zum Rächer an ihm“, antwortete Egon.

„Das heißt soviel, als Sie, Herr Professor, sind überzeugt, daß er ein Verbrechen an Konstanze verübt hat“, entgegnete die Gräfin.

„Ich bin es“, gestand jener... „er hat sie durch seine Roheit geistig getödtet.“

„Und später körperlich“, setzte Angelica hinzu mit einer Bestimmtheit, daß Egon sich davon stark frappirt fühlte. Die Sprechende bemerkte sein schreckhaftes Staunen und redete, ihren Sieg verfolgend, weiter: „Mein Herr, indem ich Sie zu mir bitten ließ, folgte ich einer Regung meines Herzens, die mich drängt, ein Geheimniß der Oeffentlichkeit zu übergeben, das mich mit Schauer erfüllt, wenn ich nur daran denke. Sie wissen, ich war Konstanze's Freundin. Dies ist genug, Ihnen meine Theilnahme für Alles zu bezeichnen, was mit der Erinnerung an sie zusammenhängt. Graf Erdödy legte vor mir das Bekenntniß ab, er sei ihr Mörder ... Schon wollte ich der Kaiserin Majestät diese Entdeckung mittheilen, als ich mich rechtzeitig entsann, daß wenn, wie der Graf behauptet, ein Mord seiner Gemahlin Leben endete, auch Sie darum wissen müssen, Sie waren ihr Arzt, Dr. de Luigi hatte, wie Sie mir selbst einmal sagten, keinen Einfluß auf die Behandlung der Gräfin. Erklären Sie mir, Herr Professor, den Zusammenhang, ehe ich die Kaiserin von einem Ereigniß unterrichte, das nicht wenig Aufsehen in der Welt machen wird, und bei welchem leider auch Ihr Name, mehr als Ihnen vielleicht wünschenswerth, genannt werden muß. Ich betrachte eine solche Handlungsweise von

meiner Seite als eine Pflicht gegen meine Freundin Konstanze."

Egon erkannte die Nothwendigkeit, das Geheimniß zu lösen, welches Konstanze's Dasein vor den Augen der Welt verbarg. Nachdem er ihr Alles, was bis zu dem Augenblick des Wiedererwachens Konstanze's im Waldschlosse Szomolan geschehen war, treu mitgetheilt hatte, erzählte er weiter: „Ich kann Ihnen, gnädige Gräfin, nicht mit Worten schildern, welche Freude ich empfand, als Konstanze's Blicke, auf mich gerichtet, das neue Leben, in das sie nun trat, gleichsam besiegelten. Es war die große Segnung meines Berufs, die ich mit inniger dankbarer Rührung erkannte. Von dem Augeublick an, wo ich sie mit Hülfe ihrer Frauen in das zum Balsamirungsgeschäft bestimmte Gemach hatte tragen lassen, gehörte sie mein, und schon am nächsten Tage überzeugte ich mich, wie wenig ich hinsichtlich der Entdeckung dieses Geheimnisses zu fürchten hatte. Die geringe Bildung der Schloßbewohner ließ ihnen das Geschäft des Einbalsamirens als ein so entsetzliches erscheinen, daß der Flügel des Gebäudes, in dem sich ihrer Meinung nach die Leiche befand, gänzlich von Allen gemieden wurde. Die beiden Kammerfrauen der Gräfin, in Furcht gebracht, schlossen sich in dieser

Beziehung an und so blieb Niemand als Cäcilie, die mit dem Geheimniß Vertraute, im ersten Stockwerk des Schlosses wohnen, nur ein paar Diener wohnten im zweiten Stock. Um nichts zu unterlassen, was zum Schutze des Geheimnisses dienen konnte, ließ ich zuweilen starkduftende Räucherungen anzünden, und man vermeinte, dies geschähe, um den Leichengeruch zu verscheuchen. Mein treuer Toni, den ich nothgedrungen mit ins Geheimniß ziehen mußte, bewährte eine unwandelbare Verschwiegenheit. Die Durchführung des Geheimnisses erfoderte die größte Vorsorge. Ich hatte an Alles gedacht, was zur Täuschung gehörte, um Konstanze zu retten, während sie abgeschlossen von jeder Berührung nach außen, im Geheimen von Cäcilien und mir gepflegt, der Genesung entgegenschritt. Toni, welcher auf mein Geheiß jetzt mehr als bisher mit den Schloßleuten verkehrte, wußte ihre Furcht vor Leichen besonders zu verstärken, und eines Abends erzählte er mir lachend, daß die Leute fest an Gespenster glaubten, und ein alter hier stationirter Jäger des Grafen Stein und Bein darauf geschworen habe, vor Zeiten sei Szomolan in schlechtem Rufe wegen Geisterspuk gewesen, indem ein Graf Erdödy eine hier heimlich gehaltene Geliebte, die er in Untreue überrascht, erstochen, wes-

wegen die in ihren Sünden Gestorbene sich als halb weiße und halb schwarze die Gänge zur Mitternachtzeit durchwandelnde Gestalt habe sehen lassen. Toni vertraute mir nicht, daß er darauf einen Plan gegründet hatte. Wenige Tage später erfuhr ich von dem Castellan, daß man in der vergangenen Nacht einen Geist in weißen fliegenden Gewändern nicht nur an den in den Hof gehenden Corridorfenstern gesehen habe, sondern auch diese Spukgestalt auf den Treppen den in ihre Wohnung im zweiten Stockwerk hinaufgehenden Dienern begegnet sei, welchen schrecklichen Anblicks zufolge einer dieser Leute heftig erkrankt wäre. Toni hatte diesen Geisterspuk ausgeführt, und als ich ihn darüber zur Rede setzte, sagte er lachend: «Wissen's Herr Doctor, die Ungarn sind gegen uns eine intricate Bagage, daß es ihnen gar nichts schadet, wenn man ihnen so 'n klein Bisserl Schreck in den Leib jagt. Uns deutsche Leut' will die ungarische Kesselflickergesellschaft nicht gelten lassen, da mögen's halt an Gespenster glauben lernen. Und jetzt sind wir schon ganz sicher, daß Keiner uns in den Weg kommt.»"

„Die Entfernung Konstanze's aus dem Schloß war der größten Schwierigkeit unterworfen. Um sie zu bewerkstelligen, mußte die äußerste Vorsicht in

Anwendung kommen, die Täuschung mußte vollkommen gemacht werden, kein Scrupel, wie dieselbe aufrechtzuerhalten, durfte mich beirren. Toni, welcher von mir an Herrn van Swieten nach Presburg zur Herbeischaffung der nöthigen zum Balsamirungsgeschäft gehörenden Dinge geschickt worden war, hatte auf mein Geheiß eine weibliche Larve mitgebracht, und mit seiner und Cäcilie's Hülfe ward es mir möglich, in der kleinen Hauskapelle eines Nachts ein Trugbild im Sarge aufzustellen, über dessen Gesicht ein Schleier lag und eine über die Ränder des Sarges herabreichende rothe goldgestickte Decke die ganze Figur einhüllte. Die Schloßdiener waren froh, daß ich sie nicht bei diesem Geschäft zur Beihülfe aufgefodert, besonders da Toni ihnen gesagt hatte, die Leiche sei so verunstaltet, daß ich gerechtes Bedenken getragen, irgend Jemand zu deren Handhabung und offenem Anblick zu veranlassen. Man pries meine Einsicht, und am nächsten Morgen erschien der Pfarrherr von Szomolan, um mit seinen Priestern die üblichen Gebete zu verrichten. In der That war dieser Tag einer der entsetzlichsten für mich, die Angst, durch einen unglücklichen Zufall die so wohl vorbereitete Täuschung plötzlich entdeckt zu sehen, quälte mich so sehr, daß ich in einem fieberhaften Zustand verfiel.

Mit Mühe erhielt ich mich aufrecht. Aber das Glück war mir günstig, Niemand kam auf den Gedanken, eine Neugier nach dem von dem Schleier verhüllten genauern Anblick der Leiche zu befriedigen, und während ein paar Stunden vor der feierlichen Abführung derselben in die Pfarrkirche von Szomolan die Geistlichen der Einladung des Castellans zu einem kleinen Souper folgten, gelang es mir mit Beistand Toni's, den Sarg zu schließen; das Geheimniß war nun geborgen und ich athmete frisch auf. Cäcilie blieb unter dem Vorwande, zu sehr angegriffen zu sein, allein bei Konstanze zurück, während ich und Toni dem von allen Dienern des Schlosses und den beiden Kammerfrauen der Gräfin begleiteten Leichenzuge folgten, welcher am Weichbild der Stadt von den Kirchenglocken empfangen wurde. Erst nach Mitternacht kehrten wir ins Waldschloß zurück. In der nächstfolgenden Nacht fand unsere Abreise statt. Toni's Gespensterrolle, die er bei Einbruch der Nacht wieder erneute, brachte solche Angst und Verwirrung unter den Leuten des Schlosses hervor, daß es möglich wurde, die Gräfin ungesehen in den harrenden Wagen zu bringen. Indem ich sie jenseit der Grenze auf mährischen Grund und Boden brachte, war sie gerettet. Dort lebt sie jetzt in einem Dorfe, um-

geben von Cäcilie und meinem Toni, den ich bei ihr gelassen."

Die Gräfin beobachtete ein langes Schweigen; dann sagte sie: „Ich verhehle Ihnen nicht, Herr Professor, daß ich jetzt wünsche, dies Geheimniß nicht kennen gelernt zu haben, denn es ist ein Doppelverbrechen. Sie haben nicht nur einen frevelhaften Eingriff in die Rechte des Grafen Erdödy, sondern auch eine absichtliche Mystification der Heiligkeit der Kirche begangen. Die Entdeckung dieses Doppelverbrechens muß für Sie zum größten Unglück werden. Die Kaiserin ist eine unerbittliche Richterin in so schweren Verbrechen, Sie wissen es so gut wie ich."

„Ich weiß es, Frau Gräfin, aber es gab keinen andern Ausgang, Konstanze zu retten. Ich glaube, Das, was ich that, vor Gott und meinem Gewissen verantworten zu können", antwortete der Doctor. „Es galt die Sicherung eines Menschenlebens, das in den Händen des Grafen Erdödy bestimmt verloren ging, da sein Herz in einer strafbaren Leidenschaft für Sie, meine Gnädige, entbrannt war."

„Für mich? . . . mein Herr!" rief die Gräfin.

Egon erklärte ihr seine Zeugenschaft bei der nächtlichen Unterredung Erdödy's mit ihr im Waldschloß. „Ihre Worte: «Sie lebt noch!» trieben den Grafen

zu dem Morde", fuhr er dann fort ... „und wenn man mich als Verbrecher an den Rechten des Grafen und der Kirche verurtheilen will, so sehe ich mich gezwungen, diese Unterredung Erdödy's mit Ihnen als den Schlüssel zu seinem an Konstanze verübten und von mir vereitelten Verbrechen, und Das, was ich gethan, als eine unmittelbare Folge dieses durch Ihro gräflichen Gnaden Worte ins Leben gerufenen Mordes zu bezeichnen. Wenigstens werden dann meine Richter ein mich stark entschuldigendes Motiv meiner That in dieser Ihrer Unterredung mit dem Grafen finden."

Gräfin Angelica's Antlitz veränderte unwillkürlich die Farbe; der Schreck, ein Geheimniß, das sie in keines andern Menschen Wissen glaubte, von ihm gekannt zu sehen, entriß ihr die Uebermacht, die sie durch die Kenntniß seines Geheimnisses über ihn erworben zu haben wähnte. „Sie drohen mir, Herr Professor", sagte sie nach einer Weile ... „können Sie mich wirklich für fähig halten, einen Verrath an Konstanze zu begehen? Es ist das schlimmste Compliment, welches Sie mir machen konnten, aber ich verzeihe Ihnen das Mistrauen gegen mich, es ist sicher nur der Befürchtung vor Entdeckung Ihres Geheimnisses entsprungen. Und was würde Ihnen

im Falle solcher Entdeckung es nützen, den Schleier von Dingen zu ziehen, die mich wol compromittiren, aber sicher nie als strafbar bezeichnen können? Es wäre schrecklich, wenn Ihre Vermuthung, den Schlüssel zu dem von Ihnen vereitelten Verbrechen des Grafen in meinen ihn abweisenden Worten: «Sie lebt noch!» — und ich erinnere mich derselben nicht einmal — gefunden zu haben, eine Wahrheit sein sollte; aber nur ein ungerechter und unparteiischer Richter könnte mich deshalb einer indirecten Theilnahme an dem beabsichtigten Morde zeihen. Doch ist es nicht thöricht, mich Ihnen gegenüber zu vertheidigen? Ich gebe Ihnen die volle Freiheit, nach Ihrem Gutdünken zu handeln, wenn Sie es für recht finden. Was Ihr Geheimniß betrifft, so werde ich darüber das strengste Schweigen beobachten. Begehe ich dadurch ein Verbrechen, so mag es in der Freundschaft zu Konstanze seine Entschuldigung finden."

„Frau Gräfin, diese Güte beschämt mich tief!" rief Dr. Little.

„Keine Tiraden, mein Herr", entgegnete Angelica stolz... „Dergleichen findet bei mir kein geneigtes Ohr. Ich erwarte, daß Sie sich wenigstens zu der Rücksichtnahme veranlaßt sehen, ein gleiches strenges Schweigen gegen Konstanze in Bezug der

mir heute gewordenen Kenntniß ihres Lebens zu beobachten."

„Ich schwöre es Ihnen zu, Frau Gräfin", betheuerte jener.

Angelica fühlte sich sehr unangenehm von der Gewißheit berührt, daß der Doctor ihre Sicherheit und Ehre in der Hand habe. Hielt sie ihn auch nicht für fähig, die Tragweite des Verraths ihres Geheimnisses ganz ermessen zu können, so konnte sie sich doch nicht darüber täuschen, daß er eine moralische Macht über sie dadurch errungen. Die Nothwendigkeit, ihn zum Freunde zu behalten, trat ihr nahe, und Dr. Little erkannte bald dieses Bestreben von ihrer Seite. Wenn je ein niederschmetternder Schlag den Stolz Angelica's moralisch vernichten konnte, so geschah derselbe durch den von ihr selbst ausgegangenen Irrthum, welcher den Kaiser Joseph in ihr geheimes Verhältniß zu dem jungen Herrn von Starkow eingeweiht hatte. Zorn und Scham machten sie in der That krank. In ihrem Herzen tobte ein mächtiger Zwiespalt: die geheime Neigung zu dem jungen Freiherrn und die tiefste Scham bei der Erinnerung an den Edelmuth des Kaisers. Dieses Schamgefühl entsprang nicht nur dem widrigen Bewußtsein, als geheime Sünderin vor ihm gestanden zu haben, son-

dern auch einer bessern Regung ihres Innern. Seine Handlungsweise war eine edle gewesen, er hatte sie, die Schuldige, nicht in den Staub der Erniedrigung getreten, nicht dem allgemeinen Gespötte, der Unehre preisgegeben, sondern sie erhoben. Es gab Momente, wo Angelica, so sehr sie auch Heuchlerin geworden war, doch der Empfindung der Bewunderung solcher Größe und solchen Edelmuths sich unwillkürlich hingab. Der bessere Theil ihres eigenen Selbst zwang sie unwillkürlich dazu. Aber diese Erkenntniß glich nur der von der Gewalt des Sturms aus dem Grunde des Meeres aufgewühlten Wasserwoge, bald stieg eine andere Welle über sie und die erstere versank. Als sie nach einigen Tagen sich selber wiedergefunden oder vielmehr mit sich selbst ins Klare gekommen war, begab sie sich in die Burg zur Kaiserin, um derselben den Dank für die ehrenvolle Theilnahme hinsichtlich der ihr zugestoßenen Unpäßlichkeit auszusprechen. Die junge Erzherzogin Maria Antoinette befand sich bei ihrer erhabenen Mutter.

„Da sehe ich Sie ja wieder, meine Liebe“, rief die Kaiserin ihr entgegen, ihr die Hand zum Kusse reichend ... „Sie hatte sich gewiß zu stark zusammengeschnürt, und ein übler Zufall konnte nicht ausbleiben. Das ist nun halt einmal die unselige Mode

bei unsern jungen Damen, daß sie ihre Gesundheit über die Maßen secciren. Nachher verwundern sie sich, wenn eine Ohnmacht erfolgt. Nun, nun, meine gute Trautson, das soll kein Vorwurf, nur eine Andeutung für Sie sein, Sie braucht deshalb nicht in Angst vor mir zu kommen, ich mein's ja gut mit Ihr."

„Ihro kaiserlichen Majestät Gnade ..."

„Und so weiter", fiel die erhabene Frau ihr ins Wort ... „ich weiß schon, Sie will mir da eine Flattuse sagen; aber ich hab' jetzt grad' keine Zeit dazu. Ziehe Sie sich das Tabourettel dort her, Sie kann da gleich einer Lection beiwohnen, die ich hier der königlichen Jungfer Braut halte ... oder wenn Sie Lust hat, etwas noch Besseres als Zuhören zu thun, so sticke Sie — Sie ist ja eine Meisterin in der Kunst, wie ich weiß — dort an dem Altarkissen für die heilige Wallfahrtskirche zu Mariazell. Es soll hingeschenkt werden."

„Zu Ihro kaiserlichen Majestät Befehl", antwortete Gräfin Trautson.

„Sag' Sie doch nichts von Befehl, Gräfin. Was man für die heilige Kirche thut, zur Ehre Gottes oder der allerheiligsten Mutter, das muß aus Herzensgrund geschehen und nicht auf Befehl. Wir Menschen sind so klein winzig vor Gott, daß eine Frohn-

arbeit für ihn gar keinen Segen bringen und sein Wohlgefallen an uns gar nicht erwecken kann. Was ihm lieb sein soll, muß mit wahrer Freudigkeit von uns vollbracht werden. Sie hat's auch gar nicht so gemeint, Sie ist ja eine gute Christin." Während Gräfin Trautson sich am Fenster niederließ, um am Stickrahmen thätig zu sein, nahm die Kaiserin ihren Sessel wieder ein und redete zu der jungen Erzherzogin: „Schau, mein liebes Kind, die jetzige Zeit ist eine ganz andere als wie die, wo ich ein so junges Ding war wie du. In den 50 Jahren ist die Welt ein großes Stück fortgerollt und so Vieles anders drinn geworden, daß wenn die alten Herren und Frauen von damals jetzt ein Bisserl hereinlauschen könnten, sie sich am End' nicht ein- oder ausfinden möchten. Davon weißt gar nichts, mein liebes Kind, daß ich noch, wie ich schon meinen herzliebsten Gemahl, deinen Herrn Vater hochselig, geheirathet hatte, so streng von meines Herrn Vaters kaiserliche Majestät gehalten wurde, daß meine vertraute Kammerfrau viel Pfiffigkeit hat anwenden müssen, um in Haubenschachteln, im Gebetbüchersack oder auch im Reitzeug meines lieben Herrn mir die schwer verpönten Kaffeebohnen zuschmuggeln zu können. Jetzt trinkt's Jeder, der nur ein Geld dazu übrig hat. Uebrigens wär's

ein großes Unrecht, wenn ich mich harb darum geberden wollte, daß des höchstseligen Herrn Vaters kaiserliche Majestät den Kaffee für meine kleine Persönlichkeit nicht hat leiden mögen; meinem Widersacher, dem König von Preußen, ist's nicht um 'n Härlein anders gegangen. Den haben's auf eine immerwährende Biersuppe gesetzt, die preußische Majestät hat's heut noch nicht vergessen, und wann sich eine Gelegenheit bietet, sagen Dieselben es ihren Preußen stets, daß ihnen die Biersuppen ehemals nicht zu sehr geschmeckt haben."

Die Kaiserin erwähnte gern der Aehnlichkeiten zwischen ihr und dem König von Preußen, obwol sie demselben eben nicht besonders zugeneigt war. Sie schien eine geheime Freude in der Ueberzeugung zu finden, ihrem Gegner selbst in Unannehmlichkeiten ebenbürtig zu sein. Ein leichtes Lächeln hatte ihr Gesicht bei der Erinnerung an die königlich preußische Biersuppe überflogen, sie befand sich in sehr heiterer Stimmung und redete nach einer kurzen Pause weiter: „Was bist du, mein liebes Kind, für eine glückliche Prinzeß, daß du in ein Land heirathest, wo Alles geordnet und gesichert ist. Mir ist's lang nicht so gut geworden, denn wie ich meines Herrn Vaters höchstseliger Majestät Hinterlassenschaft angetreten hab',

ist die halbe Welt gegen mich aufgestanden und hätt's gern gesehen, wenn ich mit meinem herzlieben Franzel wär' als Bettlerin aus dem Land gegangen, daß sie's hätt' schlucken können. Aber schau, mein Kind, da hab' ich ein eisernes Gottvertrauen gehabt. Manchmal hat mir die Angst um die Zukunft wol viel Thränen erpreßt, wenn ich jedoch daran gedacht hab', daß Alles nur eine Prüfung und Der allein verloren ist, der keinen Muth in der Seel' hat, ist mir's riesengroß vorm Geiste aufgewachsen, daß ich nur tapfer aushalten müßt', ich würde schon durch die Hitz' durchkommen. Und mit Gottes Hülf' bin ich auch durchgekommen. Mein liebes Kind, ich will's nicht wünschen, daß du schlimme Tage erleben möchtest, sollte es aber doch sein, da denk' halt an deine Mutter, wie die immer zu Gott gehalten und auf ihn gehofft. Laß nie von der heiligen Religion ab! wenn alle Stäbe brechen, auf die wir uns stützen, der Stab bricht nicht, der ist fest wie Himmel und Erde. Werde auch nie stolz, denn es ist gerad' soviel als wenn dein Geist blind wird. Der Stolz frißt die Menschenliebe rein auf und Niemand hat's nöthiger als ein regierender Fürst oder Fürstin, ein großes offenes Herz für Menschen zu haben, weil Gott soviele Tausende oder Millionen Unterthanen an ihre Herzen gewiesen hat. Ich

frag' mich manchmal: ist's recht, was du thust und können meine guten Oesterreicher dabei ..."

Der Thürsteher gab von außen das Zeichen, daß er zu melden habe; aber im selben Augenblick erscholl draußen die Stimme Kaiser Joseph's, der laut sagte: „Ich glaub's gar, der Dibeldapp will mich bei meiner gnädigsten Frau Mutter kaiserlichen Majestät erst melden? Merk's, daß zwischen Mutter und Sohn kein Dritter gehört und sei künftig ein wenig gescheidter." Unmittelbar darauf öffnete der Kaiser die Thür und schritt, von dem Staatsreferendar, der einen Papiersack voll Schriften unter dem Arme trug, gefolgt, ins Zimmer. Die Kaiserin war gütig genug, um den Thürsteher seiner Unkenntniß wegen zu entschuldigen, denn er versähe den Dienst heute zum ersten male.

„Desto besser, gnädigste Frau Mutter, so wird er gleich bei seinem ersten Irrthum zur Vernunft kommen und hat vor Denen etwas voraus, die das Unglück erleben, beim letzten Irrthum erst gescheidt zu werden", entgegnete der Kaiser heiter. Die erhabene Frau, die in dem Beginnen Binder's, welcher Briefschaften aus dem Papiersack auf dem in der Mitte des Gemachs stehenden Tisch ordnete, wohl erkannte, daß der Besuch ihres Sohnes diesmal poli-

tischen Angelegenheiten gälte, sagte zu dem Staatsreferendar: „Wenn ich Ihn und Seine Ruhe sehe, mit der Er Alles abmacht, so denke ich mir immer, daß Er ein Mann von gutem Gewissen ist.“

„Ich habe die Ehre“, versetzte Binder trocken, sich verneigend.

„Nun, eine Ehre ist's immer, da hat Er Recht“, stimmte die Kaiserin lächelnd bei . . . „und ich wünsche, daß Jeder in meinem Oesterreich darauf halten möchte. Aber freilich haben die Leut' von der Ehre so verschiedene Begriffe, als sie Köpfe haben. Ich mein' jedoch, daß mit der Zeit auch über diesen Punkt eine Aufklärung kommen wird. Nun, was sieht Er mich so erstaunt an?“

„Kaiserliche Majestät, ich habe eine andere Ansicht von der Aufklärung. Bei mir heißt sie ebenso viel wie eine Feuersbrunst, weil die meisten Leute über die eine wie über die andere gleich sehr erschrecken und in beiden Fällen abscheulich gestürmt wird. Darum gibt's bei uns auch so viele feuerfeste und massive Köpfe und ganze große Gesellschaften sind mit Brandgiebeln versehen, auch kommt das Beten des Feuersegens alle Tage mehr in Schwung.“

„Er bleibt doch immer, was Er von jeher gewesen, ein recht intricater Spötter“, sagte die Kaiserin,

mit Mühe das Lachen verbergend. „Ich weiß schon, wohin Er Seine Pfeile gern abschießt, aber schaden thät's Ihm grad' nicht, wenn Er auch zu einer Brandgiebelgesellschaft gehörte. Die Leut' sind gar nicht so zu verachten, wie Er meint.“

Der Staatsreferendar verbeugte sich schweigend und die Kaiserin wendete sich ihrem Sohne zu, der mit seiner Schwester, der jungen Erzherzogin, über den Wunsch ihres frühern Lehrers in der Musik, des Kapellmeisters Gluck, seine Opern in Paris zur Aufführung gebracht zu sehen, sprach. Die erhabene Frau ergriff den Gegenstand mit jenem Eifer, von dem sie sich stets beseelt zeigte, sobald ihr irgendetwas als zur Verherrlichung Oesterreichs geeignet erschien. Die junge Königsbraut mußte ihr das Versprechen geben, sich dieser Angelegenheit mit Eifer annehmen zu wollen, „denn“, sagte sie, „es ist eine Pflicht für jeden Oesterreicher, seines Vaterlandes Ruhm auszubreiten nach Möglichkeit, und ich wollt' mich sehr freuen, wenn die Franzosen sagen müßten, in Wien wissen's schon, was schön und gut ist“. Nach einigen Wechselreden, in denen die Kaiserin ihre Ansicht aussprach, die Künste des Friedens wären weit eher geeignet, den Ruhm eines Staats zu gründen, als der Krieg, setzte sie lächelnd hinzu:

„Wenn's in meiner Macht stände, dürfte kein Krieg mehr sein, denn seine Uebel sind größer als sein Segen; aber freilich, mit solcher friedliebenden Anschauung der Sache kommt man gewissen Herren nicht zum besten an. Sobald gewisse Herren eine Armee zu commandiren haben, fährt ihnen der leidige Kriegsteufel gleich durch den Kopf und sie möchten am liebsten gleich drein wettern." Der Kaiser, auf den diese Aeußerung zielte, küßte ihr die Hand und sagte: „Ich danke meiner gnädigsten Frau Mutter unterthänigst für die Erinnerung an die feine Epistel Pauli an die Korinther, die Höchstdieselbe mir ins Gedächtniß rufen. Ich glaube wohl, daß die Korinther des Pauli Wort: «Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen», aufs prächtigste exerciren konnten, denn es war eine kleine Gemeinde; wenn aber der Apostel jetzt leben sollte, möcht's ganz anders heißen."

„Nun, ich bescheide mich schon, weil ich allmälig zur Ueberzeugung gebracht werde, daß junge Weisheit das Widerspiel von jungem Weine ist, dem man alten vorzieht", entgegnete die Kaiserin. Die junge Erzherzogin wurde von ihrer kaiserlichen Mutter entlassen, die auch der Gräfin Trautson einen Wink sich zu entfernen gab. „Ah, sehr gut, jetzt fällt mir's wieder ein und ich muß gleich Nachfrage halten. Hast auf

dem Maskenballe die Dame wiedergefunden, die dir ein Zettelchen hat in die Hand fallen lassen?"

„Ja, Madame."

„Wirklich? . . . wer war's? Ich hoffe nicht, daß mein Sohn ein Geheimniß aus der schamlosen Aufführung eines Frauenzimmers an meinem Hofe machen wird."

„Gnädigste Frau Mutter, wenn Schweigen mehr Nutzen stiftet als öffentliche entehrende Anklage, so werde ich stets und unter allen Umständen schweigen. Ich finde es nicht gut, eine Verirrte zu brandmarken, und eine solche war die Dame. Sie wird, hoffe ich, jene Stunde, die mich zum Mitwisser ihres Geheimnisses machte, nie vergessen."

Die Kaiserin war wenig davon erbaut, einen sie so sehr anregenden Gegenstand von dem Kaiser mit einem großmüthigen Schweigen behandelt zu sehen. Ihre Ansichten über weibliche Tugend waren so streng, daß sie ohne weiteres die vom Kaiser als „Verirrte" bezeichnete Dame der Schande preisgegeben haben würde. „Ich kann mich über solche Großmuth nicht freuen, weil sie eine Ungerechtigkeit gegen mich selbst ist. Wie kann ich mit Recht die gleiche Sünde anderer ordinären Personen bestrafen, wenn die Vornehmern in Schutz genommen werden sollen?" eiferte

die erhabene Frau, und da ihr kaiserlicher Sohn schwieg, wendete sie sich zur Gräfin Trautson mit den Worten: „Nun, meine Liebe, Sie ist eine brave und rechtschaffene Frau, die ganz sowie ich vor Allem, was gegen die weibliche Ehrbarkeit verstößt, Abscheu hat, ich bitte Sie recht sehr, lasse Sie von Dem, was Sie jetzt gehört hat, gegen Niemand etwas verlauten. Ich möcht' um Alles in der Welt den Ruhm nicht haben, daß mein Sohn, der Kaiser, Das in Schutz nimmt, was ich verdamme. Gehe Sie, meine Gute, ich werde Sie rufen lassen." Die Gräfin entfernte sich nach tiefer Verbeugung und Handkuß.

„Was war das?" fragte sich der Staatsreferendar, welcher zufällig, während die Kaiserin mit ihrem Sohne die eben geschilderten Wechselreden führte, seinen Blick auf Gräfin Trautson gerichtet hatte und mit Erstaunen bemerkte, wie dunkle Röthe und tiefe Blässe auf deren Gesicht abwechselten und sie sich in der größten Verwirrung zu befinden schien. Auch ein Seitenblick des Kaisers auf sie war dem Baron nicht entgangen. Sein ruhiger combinirender Geist erkannte in dieser auffallenden Aeußerung von Verlegenheit und Scham auf Seiten der Gräfin und dem belauschten Blicke des Kaisers auf sie eine unleugbare Beziehung, und es bedurfte keiner sonderlichen Anstrengung

im Nachdenken, um zu dem Schlusse zu kommen, daß Gräfin Trautson jedenfalls die in Rede stehende Dame vom Maskenballe sei. „Nun, ich werde mich bemühen, ihrem Geheimniß auf die Spur zu kommen“, sagte der Baron zu sich . . . „ich habe ihr Revanche zu nehmen versprochen und hoffe, daß mir der Zufall günstig genug sein wird, um die Tugend dieser erlauchten Dame zu entschleiern und Wort zu halten.“

Seit jener Stunde, wo er vor sechs Jahren den zur Feier des Namensfestes des Grafen Trautson im gräflich Losy'schen Sommerpalais in der Josephsvorstadt gegebenen Ball verlassen hatte, nährte der Staatsreferendar einen tiefen Widerwillen gegen Angelica. Er gehörte keineswegs zu Denen, welche Vorkommnisse nach ihrer Aeußerlichkeit oberflächlich hinnehmen, er pflegte mit ruhigem Geiste über Alles nachzudenken und aus den sichtbaren Folgen auf die meist unsichtbaren Ursachen der Vorfälle zu schließen. Diese rückgängige Logik war natürlich oft mit Täuschungen verbunden; indeß sie lag einmal im Charakter und in der ganzen Weise des Staatsreferendars, der zu sehr kalter Verstandesmensch war, als daß er eine besondere Wärme oder Gefühl für irgendetwas außer seinem eigenen Ich hätte empfinden sollen, und wo dies nicht ins Spiel kam, blieb er in der

Regel theilnahmlos. Dagegen hatte er ein eisernes Gedächtniß für jede Kleinigkeit, die ihn in eine andere Situation brachte, als die von ihm selbst gewählte war. Und Angelica war an jenem Abend die Ursache geworden, daß er sich in die Stellung eines Düpirten versetzt gesehen hatte, das verzieh er ihr nie. Man hatte ihn von allen Seiten um die Erklärung bestürmt, was er eigentlich mit der Theseusfahrt habe bezwecken wollen, und er mußte die Antwort schuldigbleiben. Man lachte auf seine Kosten, und er fühlte die Nothwendigkeit, den Lachern gegenüber seine oft scharfen Spöttereien zurückzuhalten. Er war nicht nur getäuscht, sondern auch wehrlos geworden. War es wirklich Angelica's Absicht gewesen, die misgestaltete Cäcilie dem Hohne auszusetzen, so fühlte er sich desto tiefer empört, daß sie ihn zum Werkzeug dieser unedeln Rache gemacht hatte; indeß er glaubte zuweilen, daß diese Absicht nicht die sie bestimmende gewesen sei, obwol er einen andern Zusammenhang nicht finden konnte. Mochte es jedoch sein, wie es wolle, so änderte es seine feindselige Stimmung gegen die Gräfin nicht und es verursachte ihm nur desto tiefern Verdruß, daß er noch nichts gegen sie hatte auffinden können. Darum ergriff er jetzt mit geheimer Freude die Spur, welche sich ihm zu erschließen schien.

Der Kaiser hatte mit seiner erhabenen Mutter ein kurzes und leises Gespräch an einem Fenster geführt, und als sich Beide zurück ins Zimmer wendeten, zeigte sich die Miene der Kaiserin wieder begütigt. Jedenfalls hatte der Kaiser einen Ausweg gefunden, die erhabene Frau über die sie sehr in Eifer versetzt habende Angelegenheit hinsichtlich der Dame zu beruhigen. „Haben Sie die Briefe und Depeschen alle nach der Reihenfolge geordnet, Baron?“ fragte der Kaiser an den Tisch tretend.

Zu Befehl, Ew. Majestät, hier liegen auch die Papiere hinsichtlich der Ansprüche auf die Herrschaft Zips.“

Ein Kopfnicken des Kaisers und eine kaum merkbare Handbewegung deuteten dem Staatsreferendar für jetzt seine Entlassung an. „Sorgen Sie dafür, Baron Binder, daß das Vorzimmer leerbleibe, bis ich von hier weggehe“, rief er dem das Zimmer Verlassenden nach.

VII.

Die Diplomatie hat das wunderbare Glück, in jedem Jahrhundert neue Tummelplätze für ihre Speculationen zu finden; das 18. Jahrhundert machte von dieser Regel keine Ausnahme. Die schlesischen Feldzüge und der Siebenjährige Krieg, aus welchem Preußen als anerkannte deutsche Großmacht hervorging, hatten den Diplomaten fast des ganzen Erdtheils vollkommene Gelegenheit gegeben, ihre Künste zu entwickeln, und diese Uebungen befähigten sie zu einem noch viel verwickeltern Spiele. Die beutedürstende Regierung der zweiten Katharina von Rußland schürzte einen neuen Gordischen Knoten für die europäische Diplomatie und namentlich für Oesterreich und Preußen. Katharina's Sucht, Polen an sich zu reißen, scheute weder die List noch die Gewalt als Mittel zu diesem Zweck. Die Zerfahrenheit des größtentheils übermüthigen polnischen Großadels war der russischen

Herrscherin besonders günstig zur Erreichung ihres Ziels, und nicht weniger günstig war die von ihr erreichte Bundesgenossenschaft Friedrich's II. von Preußen. Frankreich erkannte das Gewicht des nordischen Drucks, und durch seine diplomatische Schlauheit wußte es nicht nur die mit dem russischen Beglückungsversuche unzufriedenen Polen zur Conföderation zu Bar in Podolien, sondern auch, was ein Hauptstreich war, die Hohe Pforte zu einer Kriegserklärung an Rußland (30. Oct. 1768) zu treiben. Rußlands Glück stieg mit jedem Tage höher; es war vorauszusehen, daß die ohnehin durch innere große Krebsschäden geschwächte, zum Kriege keine ausdauernden Mittel besitzende Hohe Pforte sich der russischen Oberherrlichkeit werde fügen müssen, und diese Aussicht erfüllte nicht blos Oesterreich und die übrigen europäischen Mächte mit Besorgnissen, sondern auch Rußlands Bundesgenossen, Friedrich den Großen.

Diese Besorgniß ward Ursache der Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich, und die Zusammenkunft des Preußenkönigs und Joseph's II. zu Neisse in Schlesien im Jahre 1769 konnte mit Recht der Sprößling dieser angebahnten Verbindung genannt werden. Wie widerlich die letztere für Maria Theresia und ihren allmächtigen Kaunitz gewesen sein

mag, geht aus der Verweigerung eines bei einer frühern Reise Joseph's durch Böhmen und Sachsen geäußerten Wunsches (1766), Friedrich's II. persönliche Bekanntschaft zu machen, hervor; aber die Nothwendigkeit gebot und man mußte sich unterwerfen. Der Preußenkönig ließ seinen feinen Verstand bei dieser Zusammenkunft die bestmöglichste Frucht tragen, er verkörperte die Politesse in seiner Person, während Joseph eine liebenswürdige heitere Unbefangenheit in allem seinen Thun wies. Es war ein wunderbares Schauspiel für die denkende Welt, die anatomisch das herzliche Einverständniß zergliederte und einen sehr bittern, ungenießbaren Kern herausfinden wollte. Das Resultat der neisser Zusammenkunft war für Deutschland eine völlige Neutralität, wenn zwischen Frankreich und England sich ein Krieg entspinnen sollte, der damals in Aussicht stand, und hinsichtlich der russischen Uebermacht, dieser entweder Grenzen zu setzen oder, was das Weiseste zu sein schien, auf eine geschickte Art zu suchen, ob man aus Rußlands Vergrößerungsplänen Vortheil ziehen könne. Ein so rascher, feuriger Geist wie der Joseph's sog diese Lehre begierig ein und sie ward für ihn der Anstoß zu jenen oft sehr unwürdig endenden Bereicherungsversuchen, deren die Geschichte gedenkt.

Die Wirkung dieser glänzenden Freundschaft, von welcher Friedrich II. das Urtheil abgab, es würde ein unverzeihlicher politischer Fehler von preußischer Seite gewesen sein, sich blindlings der Ehrlichkeik der Oesterreicher anzuvertrauen, fand bei Fürst Kaunitz, dem regierenden Geiste Oesterreichs, einen bedeutenden Nachhall; auch er erkannte die scheinbar nur leicht hingeworfene Andeutung des Preußenkönigs, das Weiseste zu wählen, das heißt auf eine geschickte Art aus Rußlands Vergrößerungsplänen nach Kräften Vortheil zu ziehen, als sehr beherzigenswerth, und es galt nur, Rußland und dem kranken zerrütteten Polenreiche an den Puls zu fühlen, welche Stellung man gegen beide wol zu behaupten habe. Es mußte daher etwas Thatsächliches sein, durch das man diese Probe bewerkstelligen konnte, und Kaunitz war glücklich genug, einige alte Documente im ungarischen Archiv aufzutreiben, mittels deren Oesterreich einige Strecken polnisches an Ungarn grenzendes Land, darunter auch die Herrschaft Zips, als ungarisches Eigenthum beanspruchen zu können behauptete. Fehlte diesem Anspruch auch jeglicher Rechtsgrund, so legte Oesterreich noch seine drohende Heeresmacht in die Wagschale, und der Versuch konnte nun gewagt werden. Die diesen Versuch betreffenden Documente

lagen jetzt auf dem Tische der Kaiserin. Nur die Nothwendigkeit, die die politischen Verhältnisse Oesterreich auferlegten, zu irgendeiner Demonstration sich zu entschließen, hatte das Freundschaftsband mit Friedrich II. geknüpft, im tiefsten Herzen war es der Kaiserin zuwider, sie haßte ihren Bundesgenossen und verachtete noch viel mehr die russische Katharina II. Welche arme beklagenswerthe Freundschaft, ihr fehlte weiter nichts als eben nur die Freundschaft; denn während man sich gegenseitig Artigkeiten erwies, trieb das gegenseitige Mistrauen die Spionerie an beiden Höfen zu immer höherer Thätigkeit. Auch in dieser Branche der Speculation gewann Friedrich der Große den ersten Preis. Er wußte sich, um vergleichsweise zu sprechen, an die Brüste der wiener Geheimnisse zu legen. Außer seinem Gesandten befanden sich noch mehre junge schöne Leute in der österreichischen Hauptstadt, die bei einem jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern und Erstattung aller Extrakosten die Aufgabe hatten, bei den hübschen Kammerzofen Glück zu machen, was nichts Anderes heißt, als von ihnen unter der Maske von Liebhabern Alles, was nur den Anstrich eines Geheimnisses ihrer Herrschaften trug, zu erlauschen und auf geheimen Wegen der preußischen Gesandtschaft zu hinterbringen. Diese

jungen Emissare in vielerlei Gestalten führten demnach ein sehr lucratives Leben in Wien, sie liebten auf Ordre, und da ihr Gehalt nicht für besondere Depensen eingerichtet war, so wurden ihnen die an ihre Göttinnen gemachten nothwendigen Geschenke baar vergütet. Auf diese Weise hatte Friedrich der Große den Kaiserhof von Wien in seiner Tasche, welcher indeß zu demselben Glauben hinsichtlich der Vorgänge in Berlin berechtigt zu sein vermeinte, obwol es in der That nicht so ganz der Fall war. Friedrich der Große hatte schon vor Beginn des Siebenjährigen Krieges in diesem delicaten Punkte seine Meisterschaft bewiesen.

Die Kaiserin hörte die von großem Eifer zeugenden Reden ihres Sohnes mit Ruhe an, und als dieser nach ihr bezüglich der russischen Eroberungsgelüste vorgelesenen preußischen Depeschen, und dem Hinweis auf die vergilbten ungarischen Documente wegen des Anspruchs auf einige polnische Ländereien, mit den Worten geschlossen hatte: „Madame, es ist eine sehr dringende Nothwendigkeit, die russische Souveränin zu hindern, auf einem Punkte, wo Oesterreich und Preußen keinen Antheil nehmen können, in der Türkei nämlich, ihre Vergrößerungspläne in Ausführung zu bringen, und das Mittel zu diesem Hinder-

niß kann in keinem Kriege gegen Rußland bestehen, er ist zu gewagt, weil er nicht nur ein unsicheres Resultat in Aussicht stellt, sondern auch nicht oder wenigstens nur unter den größten Aufopferungen auf russischem Grund und Boden geführt werden kann. Man muß der Czarin den Vorschlag machen, ihre Entschädigung in Polen zu suchen, wo Oesterreich und Preußen Antheil nehmen und die zeitherige Stellung der Staaten zueinander rücksichtlich der materiellen Mittel und Kräfte forterhalten werden können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Katharina von Rußland bereits den Gedanken auf Polen schon lange gefaßt hat, denn Alles, was sie seit ihrer Thronbesteigung bis jetzt gegen Polen unternommen, deutet darauf hin; aber diese Idee, die beiden slavischen Hauptvölker, Russen und Polen unter Einer Herrschaft zu vereinigen, liegt noch in den Fesseln der Furcht vor Oesterreichs und Preußens Einschreiten, darum wird ihr der Vorschlag einer Theilnahme ihres Plans gegen Polen von unserer Seite sehr annehmbar erscheinen, und wir haben das Vergnügen, Oesterreich einen Zuwachs an Land und Leuten zu erwerben.“

„Behüte mich doch Gott der Allmächtige vor solcher Politik!“ rief die Kaiserin. „Das ist ja um

kein Haar anders, als wie es bei der Kreuzigung unsers Herrn und Heilandes zugegangen, wo auch die Kriegsknechte um sein Gewand würfelten. Du mein heiliger Herrgott, soll ich denn noch mit Unehre zur Grube fahren, daß man mich zu so treuloser That auffodert! Da es heißt, unser Anspruch an Polen wegen der Herrschaft Zips und einiger andern Länder sei ein vollkommen berechtigter, nun, so soll und muß er erhoben werden, das ist meine Pflicht gegen Oesterreich; aber ich habe kein Recht über Polen mit zu würfeln . . . solch übles Beispiel, das aller Ehr' und Reputation ins Gesicht schlägt, werde ich nicht geben. O, mein liebster Sohn, laß mich aus von so bösem Treiben, da ist kein Segen drinn, vielmehr ein rechter Kummer, denn ich sehe halt leider, daß dich die preußische Majestät, die ich bis ins Grab hinein nicht leiden mag, in eine Schul' genommen, die, Gott soll's erbarmen! schon an uns selber ihre schlimmen Früchte geäußert. Ach, mein schönes Schlesien! . . . und auch das Beispiel der petersburger Frau, vor der kein rechtschaffen Weibsbild einem Reverenz machen wird, hat dich angehaucht. O Joseph! mein herzlieber Joseph! laß so böse Gedanken fahren, hör' auf mich, ich bin deine Mutter. Ich hab' keinen Gefallen an derlei Plänen. Wann ich

meinem lieben Oesterreich ein Glück verschaffen könnte, das für immer aushielt, Gott weiß, ich möcht mein Blut d'rum hingeben, aber Unrecht gedeiht nicht und wo Segen sein soll, muß Gutes und Rechtschaffenes gesäet werden."

„Mit Verlaub, gnädigste Frau Mutter, daß ich da widerspreche", entgegnete Kaiser Joseph. „Wenn von politischen Dingen die Rede ist, meine ich, stehen wir Beide nicht als Mutter und Sohn vor der Welt und unserm Lande, in allen andern Dingen bin ich der gnädigsten Frau Mutter unterthänigster, treugehorsamster Sohn, wie ich dies auch bisher stets bewiesen habe. Ich möchte behaupten, daß ein so von Zwiespalt und Ungerechtigkeit aller Art zerrissenes Land wie das polnische es nur für ein Glück halten kann, wenn es unter die energische Herrschaft von Staaten kommt, die die Macht haben, dem Unfrieden in dessen Innern den Hals zu brechen, und indem ich fest überzeugt bin, daß, wenn ein Antheil von Polen dem Ihro kaiserlichen Majestät von mir mitgetheilten Entwurfe gemäß an Oesterreich fallen sollte, Recht und Ordnung daselbst ihren Sitz aufschlagen und das uns mit dem Antheil zugefallene polnische Volk das Glück, Menschenrechte zu besitzen, und die Segnungen der Civilisation kennen lernen würde, so verschwindet

auch jedweder Scrupel gegen die von Ihro Majestät als ein Unrecht bezeichnete projectirte Theilung des Polenlandes. Madame, es geht die Sage von einem von Peter dem Großen seinen Nachkommen auf dem russischen Throne hinterlassenen politischen Testament, ich weiß nicht, was wahr oder erlogen daran ist; aber daß auch Oesterreich die Aufgabe hat, Traditionen zu verwirklichen, welche bisher nur unerfüllte Wünsche geblieben sind, das weiß ich, und so der Allmächtige mir das Leben erhält, will ich die Bahn antreten, welche nach mir die Kaiser aus dem Hause Habsburg zu wandeln haben."

Die Kaiserin hatte sich, da ihr das Stehen überhaupt wegen stark zunehmender Körperfülle besonders schwerfiel, in einen Sessel niedergelassen und äußerte ironisch: „Ich muß mir diesen Tag besonders im Kalender anstreichen, da kaiserliche Majestät, mein Herr Sohn, mir Lectionen in der Staatskunst zu geben belieben. Nun, wenn man ein altes Weiberl geworden ist, muß man schon darauf Acht haben, was der junge Nachwuchs für einen Ton anschlägt."

Joseph, zu sehr von seinen ihn ganz und gar erfüllenden weit ausschweifenden Ideen angeregt, achtete nicht auf diesen Spott seiner erhabenen Mutter, und hob an: „Ich halte es für einen Wink des Geschicks,

Oesterreich zu mehren, nach allen Seiten hin. Im Morgen müssen Serbien und Bosnien Theile Oesterreichs werden, im Mittag muß es unsere Aufgabe sein, einen Theil der Republick Venedig an uns zu bringen und jede günstige Gelegenheit wahrzunehmen, durch die man Triest und das Mailändische auf eine bequeme Art mit Tirol vereinigen kann; Modena muß nach dem Tode des jetzigen Besitzers, meines Herrn Bruders Ferdinand erzherzogliche Gnaden, da er die Erbin von Modena zur Gemahlin hat, an unser Haus fallen; das päpstliche Ferrara von Oesterreich, als zu diesem ursprünglich gehörend, vom Heiligen Stuhle zurückgefodert, und dem König von Sardinien die Landschaften Tortonese und Alessandria als frühere Besitzthümer der mailänder Herzoge, abgenommen werden. So wäre Oesterreich im Mittag arrondirt. Das abendliche Baiern muß vor allem das Innerste unsers Augapfels sein, es eröffnet Oesterreich den Weg nach Tirol. Jede Möglichkeit einer Vereinigung Baierns mit der Pfalz unter Einem Souverän darf Oesterreich nicht aufkommen lassen. Der durch die vorauszusehende bairische Erbschaft allzu mächtig werdende pfälzer Kurfürst muß, durch List oder Gewalt eingeschüchtert, auf Baiern verzichten, dessen wir unverzüglich uns bemächtigen. Da es

in Oesterreichs Interesse liegt, die Donau gleichsam in dessen Schos entspringen zu sehen, so müßten dann auch unsere alten Ansprüche auf das würtemberger Herzogthum wieder erhoben werden. Ist dies Project durchgeführt, so ständen wir an den Ufern des Rhein und hätten die Aufgabe vor uns, das Elsaß, welches vor alters einen Theil des Reichs ausmachte, einzuziehen, und das schöne Lothringen, welches Frankreich meines höchstseligen Herrn Vaters kaiserliche Majestät abgenommen, im Guten oder im Bösen wieder an uns zu bringen. Im Norden bietet sich uns Schlesien, eine der lieblichsten Perlen unserer Krone. Auch für die Zurücknahme dieser uns entrissenen Perle wird sich eine günstige Gelegenheit finden. Sie sehen, Madame, daß Vorwürfe, als sei ich von der preußischen Majestät bezaubert, gegen mich nicht wohl in Anwendung zu bringen sind. In meinen Adern fließt das Blut der Habsburger, ich vergesse es nie!"

Eine lange Pause folgte. Die Kaiserin starrte ihren Sohn an, als habe er ihr ein wunderbares Märchen erzählt. „Joseph! Joseph!" rief sie . . . „das ist für einen Menschen zu viel, und der Nachwelt gegenüber ein schwerer Frevel. Soll's denn mit uns so werden, wie's beim Thurmbau zu Babel ge-

schehen, daß der Stolz und der Uebermuth uns mit Verwirrung schlägt? Wo soll Oesterreich die Kräfte hernehmen, um aus sich selbst die dazu gehörende Macht zu beschaffen?"

„Oesterreich muß zu dem Zweck in sich selbst umgeschaffen werden", antwortete Joseph mit Bestimmtheit . . . „seine Erwerbsquellen müssen gehoben, Sparsamkeit in der Verwaltung eingeführt, das Volk mündig gemacht, und alle Die rücksichtlos entfernt werden, die nur ihr eigenes, nicht unser Interesse verfolgen."

Die Kaiserin verstand den Sinn der letztern Anspielung gar wohl, und der Schatten, der über ihr Gesicht zog, bestätigte den Verdruß, den sie jederzeit empfand, sobald irgendetwas die Kirche, vorzüglich die Jesuiten Betreffendes von Joseph zum Gegenstand des Gesprächs gewählt wurde. Zu ihrem größten Leidwesen kannte sie in diesem sie so sehr berührenden Punkte ihres Sohnes gänzlich von den ihren abweichenden Gesinnungen. Dieser ließ sich jedoch von diesem Zeichen des mütterlichen Unmuths nicht beirren, er fand in der Besprechung der sehr zerfahrenen Finanzzustände der österreichischen Länder einen bequemen Uebergangspunkt zu der Jesuitenfrage, welche für ihn wie für die Kaiserin-Mutter, freilich in sehr verschiedener Weise, eine Lebensfrage war.

„Madame“, fuhr er nach einer Weile fort . . . „die Uebersicht, welche ich mir bisjetzt hinsichtlich unserer Staatseinkünfte und Staatsschulden verschafft habe, ist sehr trauriger Art. Ich finde zu meinem Erstaunen die Gnadengaben, Pensionen, Zulagen und anderweitige Nebeneinflüsse verschiedener Beamten und anderer Leute zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen. Adel und Geistlichkeit befinden sich natürlich sehr wohl, weswegen eine Reform unumgänglich nothwendig ist. Die Geistlichkeit besonders wird ein Gegenstand dieser Reform sein müssen, da sie in allen den Staat betreffenden Dingen zu weit greift. Ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das Zukünftige aufgetragen ist, sich soviele Mühe geben, unser Dasein hiernieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Madame, wenn ich vorhin Ihnen eine Skizze meiner Pläne mittheilte, so glaube ich nur als Ihr treugehorsamster Sohn Ihnen sagen zu müssen, daß, wollen wir nicht absichtlich die Uhr der Zeit rückgängig machen, wir dem uns von andern Ländern, die nicht schlechter katholisch sind als wir, gegebenen Beispiel, die Jesuiten auszuweisen, uns anschließen müssen. Die ganze aufgeklärte Welt hat die Bemühung dieses Ordens erkannt, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finisterre

bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie bisjetzt Mandarine, in Frankreich Akademiker, Hofleute, Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation, und in Paraguay Könige. Ihre Intoleranz war die Ursache, daß Deutschland das Elend eines Dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinrich von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber des abscheulichen Edicts von Nantes geworden. O meine gnädigste Frau Mutter, hören Sie die Stimme der edelsten Männer unsers Reichs, Keiner ist für die Diener eines Ordens eingenommen, welcher einen so traurigen Gebrauch von der geistlichen Herrschaft über die Herzen der Könige und Königinnen macht und den Nationen Fesseln anlegt. Wäre ich fähig zu irgendeinem Hasse, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die den tugendhaften Fénélon verfolgt und die Bulle «In coena Domini» hervorgebracht hat, welche soviel Verachtung für Rom erzeugte."

Die Kaiserin hielt mit beiden Händen das Gesicht bedeckt und schluchzte: „Mein Gott! mein Gott! was soll ich denn thun, um nicht Schlimmes zu begehen! ach, was Das meine Seele ängstet!"

Joseph erkannte den großen und schweren Kampf

in dem Herzen seiner erhabenen Mutter, er trat ihr nahe und sagte mit sanfter Stimme: „O meine herzliebste Frau Mutter, Sie wollen nur das Beste, das Glück Ihrer Unterthanen, Ihr Herz ist fromm und gottergeben, die ganze Welt weiß das, darum prüfen Sie die von mir besprochene Reform hinsichtlich der Jesuiten. Lassen Sie Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und Kenntniß zusammenkommen und legen Sie Diesen die Frage von der Nothwendigkeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu in den österreichischen Staaten vor — wie die Antwort fällt, so handeln Sie, es wird gewiß das rechte sein. Auch diese Depeschen und Briefschaften bitte ich Sie durchzulesen, verschiedene Ansichten machen ein Ganzes aus, und unser Handeln soll ein solches sein, da uns ein Streben treibt: Oesterreichs Wohlfahrt und Größe." Ihr die Hand in tiefster Ehrfurcht küssend, verließ er sie.

Die Kaiserin befand sich in einem jener moralischen Halbzustände, in denen das Gute und das Böse, je nachdem beide Extreme dem sich im Zwiespalt mit sich selbst Befindenden erscheinen, einander die Spitze bieten. Ihre geistige Größe, sich auf einen gesunden Menschenverstand, auf ein edles für alles von ihr erkannte Gute beseelte Herz, auf einen festen, fast männlich starken Charakter stützend, und ihre

geistige Schwäche, tief wurzelnd in trauriger Bigotterie, in Neigungen aus ihrer Weiblichkeit hervorgehend, und zuweilen in verrotteten Vorurtheilen, die ihrer Eitelkeit schmeichelten und ihrem Wesen den ihr oft von ihren Gegnern zum Vorwurf gemachten Anstrich der Herrschsucht gaben, kämpften einen gleich großen und schweren Kampf, aus dem sie nur einen einzigen Ausweg fand, indem sie sich im inbrünstigen Gebet niederwarf. Der Zufall entschied, der Eintritt ihres Beichtvaters, des Jesuitenpaters Campmillr, eines Mannes, der den stehenden Spruch: „Wenn Ihro kaiserliche Majestät nur soviel Glauben als ein Samenkörnlein groß, besitzen", ihr bei jeder Gelegenheit ins Gedächtniß rief, wenn es sich um den Protestantismus betreffende Dinge handelte, denen er gar kein Recht irgendeiner Art eingeräumt sehen wollte, veränderte mit einem male den peinlichen Zustand der erhabenen Frau, und als Pater Campmillr sich entfernte, konnte er sich des süßen Bewußtseins erfreuen, des Kaisers Mahnung gänzlich aus ihrem Herzen verwischt zu haben. Eine Angst war nur der Kaiserin geblieben. Die Milde, die hervorstechend in ihres Sohnes Reden hinsichtlich der Protestanten sich ihr öfterer schon geoffenbaret hatte, machte ihr viel Kummer, denn von der Milde bis zur Ueberzeugung

der Gültigkeit eines von jener kirchlichen Partie, für die man, um vor der Welt nicht gar zu gehässig zu erscheinen, die Bezeichnung «akatholisch» erfunden hatte, erhobenen Anspruchs auf Gleichberechtigung war ja nur ein Schritt, und in demselben wurzelte der Ansicht der Kaiserin zufolge gleichzeitig die Abtrünnigkeit vom katholischen Glauben, zumal Joseph schon vielerlei Zeichen freier Gesinnung gegeben und nie den Priestern seiner Kirche besondere Rechte eingeräumt sehen wollte.

Kaiser Joseph war in der Unterredung mit seiner erhabenen Mutter warm geworden, sein Gesicht mehr als gewöhnlich geröthet, seine Schritte sehr lebhaft, fast eilig, als er aus dem dritten Stockwerke, in welchem die Kaiserin nach ihres Gemahls Tode wohnte, hinab in seine Zimmer stieg. Die Empfindungen seines Herzens waren die eines Kaisers, und wenn er die Schwäche, seine Vornahmen meist in ungeduldiger Hast überstürzend — weshalb Friedrich der Große von Preußen von ihm sagte: „Er thut den zweiten Schritt immer eher als den ersten" — hätte ablegen können, so würde Vieles, was seinem großen edeln Geiste entstammt war und durch die übereilte Ausführung unvollkommen sich erwies, jetzt noch als ein schönes unvergängliches Zei-

chen seines edeln freisinnigen Aufschwunges der Welt im Andenken geblieben sein, da sich Milde und ein unbegrenztes Wohlwollen für die Menschheit in seinem Charakter paarte. Ehe er in sein Zimmer trat, erblickte er den Professor Little, welcher, aus einem Seitengang kommend, die Treppe hinabsteigen wollte. In der heitern gehobenen Stimmung, denn er vermeinte auf die Kaiserin-Mutter einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben, rief er Egon an, welcher sich ihm sogleich mit tiefer Reverenz nahte. „Ei, ei, Herr Professor, sind Dero Hochgelahrtheit in den Ueberzug eines Hofmenschen gekrochen, daß Ihnen so tiefe Bücklinge so geläufig geworden sind?“ fragte Joseph lachend.

„Kaiserliche Majestät, ich kenne die Pflichten der Ehrfurcht gegen die geheiligte Person ...“

„Pst! pst!“, unterbrach ihn der Kaiser lebhaft ... „das sind Redensarten, die ich zum Ueberdruß anhören muß, und die mir wie Gespenster an den Fersen haften. Lassen Sie das, lieber Professor. Zeigen Sie sich mir als der, welcher Sie sind, das heißt als Einer, der ehrlich vom Herzen herunterredet. Ich erinnere mich immer mit großem Vergnügen unserer Bekanntschaft im Sperl, wo ich in Gefahr gerieth, eine Seladonschaft, von der ich nicht

eine Silbe wußte, auf empfindliche Weise zu büßen. Die Jahre daher sind wir etwas auseinandergekommen, aber Gott sei Dank, wir haben doch Beide eine recht passable Carrière gemacht. Aus dem herzensfrischen Studenten ist ein gelehrter Doctor und ein lehrender Professor geworden, und der Joseph Burgshaber hat das Grossogeschäft seines seligen Herrn Vaters angetreten, ist zum Ganzen und obendrein zur Hälfte seiner Frau Mutter, der Frau Ober-Landsteuereinnehmerin avancirt. Das ist auch etwas, denke ich. Kommen Sie auf eine Viertelstunde zu mir herein, Professor. Es ist für Leute in einem Grossogeschäft wie das meine eine Erheiterung, mit einem alten Bekannten sich zu unterhalten. Das frischt das Herz auf, und wer bedürfte solcher Erfrischung nicht?" Nach diesen Worten schritt der Kaiser rasch, wie seine Gewohnheit war, durch das Vorzimmer, vom Professor Little gefolgt, in seine Wohnzimmer voran. Er bewohnte drei Zimmer nach der Bastei hinaus. Das erste, durch welches Egon ihn begleitete und welches die Bezeichnung „Schlafstübel" führte, hatte gründamastene Tapeten mit Goldtressen. Die sich hier befindenden Möbeln verriethen keinen Prunk, vielmehr Einfachheit. Die Wände waren nach damaliger Sitte über und über mit illuminirten

Kupferstichen, Ruinen und Landschaften darstellend, behangen. Ein Klavier nahm in der Nähe der Fenster stehend einen ziemlichen Raum ein, darüber hing an einem Nagel ein Violoncello. Notenblätter lagen verstreut auf dem erstern Instrument. Unweit von diesem letztern wies sich der große Bogeneingang zu einem Alkoven. Da dessen Gardinen von großgeblumtem Zitz zurückgeschlagen waren, konnte man das Innere des Alkovens übersehen. Er enthielt nur sein mit einer gründamastenen Decke überbreitetes sehr einfaches, aus einem mit Türkisch-Weizenstroh gefüllten Sacke, über den eine Hirschhaut und ein leinenes Tuch lag, und einem mit Leder überzogenen Roßhaarkissen bestehendes Bett, ein paar Stühle, einen kleinen Tisch, auf dem sich einige Bücher wiesen, und über demselben ein goldenes Crucifix hängend.*) Alles hier Befindliche verrieth des Besitzers Vorliebe für Einfachheit. Aus diesem Schlafstübel ging es in ein Cabinet, grün gemalt, an dessen Fenstern zwei Canarienvögel in Käfigen hingen, welche sogleich, als der Kaiser eingetreten war, ihre Rufe nach ihm erhoben und in langem prächtig rollenden

*) In späterer Zeit hing das Porträt der Czarin Katharina II. von Rußland in rothem Goldstück über seinem Bette.

Schlage endeten. „Bisquit! Bisquit! ich verstehe euch schon“, sagte Joseph lachend, und brach für jeden ein auf einem Teller liegendes Bisquit ab, es den kleinen Schreihälsen in die Käfige steckend. Außer einigen mit weißem Atlas überzogenen Stühlen, einem kunstvoll gearbeiteten Tisch von Nußbaum und einer am Pfeiler zwischen den beiden Fenstern stehenden Etagère mit Vasen mit einer Menge buntfarbiger, duftender Blumen, Erzeugnisse holländischer Zwiebelgewächse, gefüllt, paradirte an der Wand das Porträt Friedrich's II. in blauer Uniform, wie er den Hut beim Abziehen beim Gesicht hält. Aus diesem Cabinet trat der Kaiser in sein eigentliches Wohnzimmer, wo er den größten Theil des Tages zu verbringen, und da er hier die Geschäfte abzumachen pflegte, auch das geheime Schreibzimmer genannt wurde. Es war sehr geräumig, der Raum in dessen Mitte jedoch ganz frei, auch mit keiner Fußdecke überlegt, was für den ersten Blick auffällig erschien. Der Kaiser klopfte nach Eintritt sehr stark mit dem Fuße auf den Boden und trat dann an eins der Fenster, Egon zu sich winkend. Indem er hinaus nach der Umgebung der Bastei deutete, fragte er heiter: „Erinnert sich der Herr Professor, daß es vor sieben Jahren zuweilen Abendstunden gegeben,

wo der Joseph Burgshaber mit dem Mediciner, Egon Little, ganz in aller Stille daselbst promenirte?“

„Ach, Ew. Majestät, diese Erinnerung wird mir eine ewig liebe bleiben“, antwortete Egon.

„Auch mir, auch mir“, stimmte Joseph bei . . . „ich lerne die Menschen gern kennen, wie sie im Innersten des Herzens denken; die Bekanntschaft mit Kleidern, in denen wohlgeschulte Leute stecken, die kein Wort über die Zunge springen lassen, wenn's nicht vorher die Goldwage passirt hat, ist mir immer fatal. Ich weiß wohl, daß man mich darum tadelt, daß ich die Menschen nicht abstufungsweise, wie Gold, Silber, Blei und sonstige Metalle schätze, aber es sind Thoren, die einem Kaiser einen Zügel anlegen wollen, was er lieben oder meiden soll. Wenn ich unter meinesgleichen sein wollte, so müßte ich zu den ehrwürdigen Patres Kapuzinern in die kaiserliche Gruft hinabsteigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und Der hat einen Vorzug vor Andern bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht Der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Ahnherren nennt.“ *)

*) Antwort, die er der Adelsdeputation gab, welche, als er 1766 dem Publicum den Prater eröffnet hatte, den Besuch dieses Parks dem gemeinen Volke verwehrt zu sehen wünschte.

„Ich wünsche, daß Ew. Majestät immer die Früchte dieser erhabenen Gesinnung ernten mögen", sprach Egon.

„Die Früchte?" fragte der Kaiser lächelnd ... „nun, man muß mit ihnen vorliebnehmen, wie sie gerade kommen, ich habe sie bereits recht verschieden kennen gelernt; aber das wird mich nie dazu bringen, die Menschen weniger zu lieben, als ich es jetzt thue. Sie als Arzt werden mir beistimmen, daß nichts Tolleres und Absurderes gefunden werden kann, als die Ueberhebung wegen zufälligen Geburtsvorzugs. Nicht die Geburt, die Erziehung ist es, welche höhere Ansprüche begründet, der Geist, der die Erziehung entwickelte, empfängt dadurch Rechte, welche allein anzuerkennen sind. Die Geburt an und für sich ist nichts als ein natürlich erfolgender Proceß, der, wenn nicht Erziehung von Seiten der Mutter und des Vaters des Kindes sich demselben anschließt, auch nicht einmal den Erstern ein Recht verleiht, kindliche Liebe zu beanspruchen. Lasse man einen rohen Bauer zu Vermögen kommen, so wird er, von Dünkel erfüllt, den Wunsch seine Kinder hochgeehrt zu sehen, ausführen und ihnen eine bessere Erziehung geben lassen, als er selbst genossen. Wenn drei Generationen hingestorben sind, werden die Enkel des rohen Bauers

Leute geworden sein, deren Abkunft unter der glättenden Hand der Erziehung verschwunden ist, und sie befähigt sind, in der Reihe gebildeter und feingesitteter Staatsbürger zu glänzen. Doch genug davon. Wie geht es im Sperl zu, Herr Professor? Sie hatten dort Freunde."

„Und ich habe sie noch, kaiserliche Majestät", antwortete Egon.

„Das höre ich gern. Es ist ein gutes Zeugniß für Jeden, der seine Freunde nicht vergißt, und auch, wenn seine Stellung eine höhere geworden, ihnen die frühere Freundschaft bewahrt. Nun, das war von Ihnen schon damals zu erwarten, als der Burgshaber Joseph Sie kennen lernte. Der ist aber auch der nämlichen Meinung wie Sie, und ist nicht selbst viel Aehnlichkeit zwischen unsern beiderseitigen Berufen? Ich will ein Staatsleben curiren, an dem es recht viele tiefe Wunden und brandige Stellen gibt, Sie haben es mit dem einzelnen Menschenleben zu thun ... machen wir unserm guten Willen und unserer Kunst die möglichste Ehre. Fehlschläge muß man geduldig hinnehmen, weil wir keine Götter sind. Der unerwartete Todesfall der Gräfin Erdödy war für Sie ein Fehlschlag. Wären nicht Sie der Arzt derselben gewesen, so würde ich meine gnädigste

Mutter aufgefodert haben, diesen Todesfall untersuchen zu lassen, denn der Ausdruck des Wahnsinns, in welchem sich nach Fürst Esterházy's mir zutheil gewordenem Bericht der Graf Erdödy befindet, gibt der Vermuthung eines Mordes an seiner Gemahlin Raum ... Was ist Ihnen, Professor? Fühlen Sie sich unwohl werden? ... die Erinnerung an den Tod der Gräfin kann Sie doch nicht erbleichen machen? Ihnen sieht kein Mord ähnlich."

„Nein, bei Gott dem Allmächtigen, von solchem Verbrechen ist mein Herz rein!" rief Egon unwillkürlich und leidenschaftlich.

Der Kaiser blickte ihn eine Weile lang forschend an. Die Aufwallung Egon's, wo es doch keiner bedurfte, mußte ihm befremdend erscheinen, und ohne Ursache konnte diese nicht entstanden sein. „Sie sind mir Rechenschaft über Ihr sonderbares Benehmen schuldig", sagte er. Der Professor war in so große Verwirrung gerathen, daß er eine Weile über Schweigen beobachtete, dann aber, da er hier Antwort geben mußte, sich sichtbar zusammenraffte und sprach: „Majestät, deuten Sie die mich überraschende Empfindung nicht zu meinen Ungunsten. Die Erinnerung an Gräfin Erdödy ist stets für mich ein großer Schmerz, denn ... ich liebte sie."

Ein staunendes „Ah!“ entfloh dem Munde des Kaisers.

„Ja, ich liebte sie“, fuhr Egon fort zu sprechen. „Wunderbar hatte das Geschick sie und mich zusammengeführt, es ließ mich sie unter Aufopferung meines Lebens vom Tode retten, und mittels der Transfusion floß mein Blut in ihren Adern. Vielleicht sprach es für mich zu ihrem Herzen, denn sie liebte mich wieder. Es war ein reines heiliges Gefühl, kein Sinnenrausch, der unsere Herzen verband. An jenem Abend, wo ich und ihre Freundin Cäcilie zum Gespött der vom Grafen Losy geladenen Gesellschaft wurde, wollte ich von ihr, die eine Woche später Gemahlin des Grafen Erdödy wurde, Abschied fürs ganze Leben nehmen. Wer den abscheulichen Verrath an mir beging, der vielleicht auch ihr gelten sollte — ich kann es fast nicht anders denken — weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich, dem Hohne preisgegeben, fast wahnsinnig wurde. Nie glaubte ich, sie wiederzusehen, und doch war mir dies vorbehalten, als die schöne Engelsgestalt zum Bilde des tiefsten Jammers geworden war.“

„Reden wir nicht weiter davon“, sagte der Kaiser mild . . . „ach, mein guter Professor, ich verdamme Sie wegen der Liebe zur Gräfin Erdödy nicht, das

Herz hat seine von unsern Weltformen unabhängigen Rechte. Und den Schmerz, ein geliebtes Wesen uns durch den Tod entrissen zu sehen, habe auch ich durch den Verlust meiner ersten Gemahlin tief empfunden. Ach, mein Freund, durch Freude wie durch Schmerz werden wir gleich sehr daran erinnert, daß nur die starren Lebensformen uns von dem großen Haufen scheiden, daß wir aber nichtsdestoweniger Menschen sind wie der Aermste unter den Armen, empfänglich für Gutes und Schlimmes."

Diese Unterredung erlitt eine Störung, da der Lakai des Kaisers den General Loudon meldete. „Wird angenehm sein", sagte der Kaiser und wendete sich dann zu Egon mit den Worten: „Bleiben Sie noch, ich habe noch eine Frage an Sie in petto." Loudon trat ein. Hätte diesen Mann nicht die Uniform ausgezeichnet, er würde in dem gewöhnlichen bürgerlichen Kleide ganz unbeachtet geblieben sein. Seine Gestalt war keineswegs ansehnlich, und die äußere Erscheinung dieses Feldherrn hatte eher etwas Abstoßendes als für ihn Gewinnendes. Mit der auffallenden Magerkeit seines Körpers paarte sich auf dem blassen Gesichte ein düsterer schweigsamer Ernst, die Melancholie prägte sich aufs vollkommenste in seinem Gesicht aus, dessen Augen unter übermäßig

starken Brauen fast stets zu Boden gerichtet waren. Um den unangenehmen Eindruck seines Aeußern noch mehr hervorzuheben, hatte sein Gesicht eine widerliche Form, und das rothe Haar war nicht geeignet, den Blick Dessen, der ihn zum ersten male sah, zu versöhnen. Friedrich II., der der Empfindung der Abneigung gegen den unschönen Loudon, welcher 1743 als russischer Capitän in preußische Dienste hatte treten wollen, einen sehr unzarten Ausdruck gegeben, hatte im Siebenjährigen Kriege mehrfache Gelegenheit, als Philosoph zu bereuen, daß er auf Aeußerlichkeit gesehen und in dem tief von ihm gekränkten und zurückgewiesenen Offizier seinen Gegnern, den Oesterreichern, einen ebenso schlauen als tapfern und muthigen Feldherrn zugewiesen hatte. Trotz des großen Ruhms, den Loudon als solcher im Siebenjährigen Kriege erworben, war er doch die Bescheidenheit in Person, und fast hätte man auf die Vermuthung kommen können, daß das Bewußtsein des unangenehmen Aeußern den ebenso wissenschaftlich gebildeten als von Charakter milden Feldherrn niederdrücke und sein Gemüth mit Trauer erfülle.

„Nun Gideon, Schwert des Herrn“, redete ihn der Kaiser an ... „Sie sind die Pünktlichkeit selber, und es ist kein Wunder, daß ich, von solchen Offi-

zieren umgeben, auch etwas von dieser Tugend profitire. Sie kommen, um die Ordres in Empfang zu nehmen. Ich hoffe, daß man in der Cabinetskanzlei damit fertig sein wird. Ah, was fällt mir ein! welch seltsames Zusammentreffen! Sehen Sie hier, Herr General, den Professor Dr. Little, welcher Ihr Nachfolger in der Wohnung des Schneidermeisters Pillhofer gewesen ist. Sie werden mit diesem gelehrten Arzte eine anziehende Unterhaltung anknüpfen können, während ich die Ordres unterzeichne." Während Loudon's ernstes und düsteres Gesicht sich belebte, da in ihm die Erinnerung an den, wenn auch armen, aber rechtschaffenen Meister Pillhofer wachgerufen wurde, bei welchem er trübe Tage und zugleich den Anfang seiner Carrière durch den Staatsminister Kaunitz erlebt hatte, gab Kaiser Joseph ein abermaliges Zeichen mittels Klopfen mit dem Fuße auf den Boden. Ein Geräusch gleich dem beim Aufwinden einer Last wurde hörbar, in Mitte des Zimmers schob sich der Fußboden auseinander, und bald darauf hob sich mittelst Walzen ein Tisch in die Höhe, auf dem vollkommenes Schreibmaterial und die von dem Kaiser noch zu unterzeichnenden Ausfertigungen lagen, an welches Geschäft er sogleich ging, nachdem er den Inhalt dieser Papiere flüchtig durchgesehen.

Diese praktische Einrichtung, welche viel Laufen ersparte und den schnellen Gang der Geschäfte beförderte, war Joseph's eigene Erfindung. Indeß er sich mit der Unterzeichnung der Erlasse beschäftigte, gerieth der sonst so schweigsame Loudon in Wärme des Gefühls. Er gedachte mit Rührung des so schmucklosen Dachstübchens Pillhofer's und der mannigfachen Tröstungen, die ihm von Seiten des rechtschaffenen Schneiders zutheil geworden waren, wenn er verdrießlich über fehlgeschlagene Hoffnungen und vergeblich gemachte Wege nach Hause gekommen. Ueber Loudon's blasses unschönes Gesicht huschte ein seltener Gast, ein Lächeln; er sagte: „Die ehrliche Seele hatte eine merkwürdige Manier bei ihren Trostsprüchen; Meister Pillhofer pflegte stets sich auf gleiche Stufe mit dem zu Tröstenden zu stellen, und erinnere ich mich wohl, wie er öfters mir zu beweisen suchte, daß ein Major, welchen Charakter ich damals besaß, nur durch den Säbel von einem Schneider zu unterscheiden sei. «Schauen's Ew. Gnaden, Herr Major», sagte er mir von diesem Gedanken erfüllt . . . «'n Schneider ist 'n Mannerl, der die Leut' zustutzt, damit's reputirlich ausschauen, und 'n Major stutzt ein ganzes Bataillon zu; aber wenn er halt kein Bataillon hat, geht's ihm nicht um 'n Härl anders als einem Schneider, dem

Nadel und Zwirn ausgegangen, daß er keinen Stich machen kann. Ui, Ew. Gnaden müssen halt auch 'n Raison annehmen, wann's in so 'ner Schneiderlage sein. Ich kann's, bin schon oft 'n Major ohne Bataillon gewesen; aber der Herrgott ist mir immer zu Hülf' gesprungen und hat mich und die Meinigen nicht zu Schand' und Spott werden lassen. Hoffen's nur auf den, der macht's gerad so wie's gut ist. Wann's Ew. Gnaden wieder besser geht und nicht mehr seccirt werden von einer schlechten Menschheit, da denken's an mich, den Meister Pillhofor, ich hab's Ew. Gnaden ehrlich gesagt, daß Sie nicht verzagen sollen.»"

„Nun ich habe mich oft an den braven herzensguten Mann, und zwar gern erinnert", gestand der General mit sichtlicher Rührung . . . „und wenn mir etwas leidthut, ist es Das, daß ich ihn nicht lange mehr unterstützen konnte, denn ein paar Monate darauf, als ich den von der Frau Kaiserin Majestät mir allergnädigst verehrten Hadersdorfer Park (bei Wien) bezog, starb Meister Pillhofer. Wenigstens ist er mit der Freude gestorben, daß seine Tochter, die Lorette, sich durch Heirath mit einem braven Wachtmeister, der mir als Diener und Freund nach Hadersdorf gefolgt war, gut versorgt hatte."

Egon hätte nicht geahnt, daß, als er die Zimmer

des Kaisers betrat, er hier an die einfache ärmliche Dachwohnung Meister Pillhofer's erinnert werden würde. Unmittelbar mit dieser Erinnerung hing auch die an Lorette zusammen. Das Mädchen, welches er immer sehr zutraulich gefunden und das mit Eifer jeden seiner kleinen eine Bequemlichkeit im häuslichen Wesen betreffenden Wünsche zu erfüllen gesucht, hatte, nachdem er wieder geheilt aus der kaiserlichen Burg in seine Wohnung bei ihrem Vater zurückgekehrt, allmälig eine Scheu vor ihm an den Tag gelegt, welche er sich heute noch nicht erklären konnte. Der Entschluß Pater Hambacher's, ihn eine andere Wohnung beziehen zu lassen, hatte zwischen dem ehrlichen Schneider und ihm eine immer mehr sich erweiternde Entfernung angebahnt, sodaß binnen einem Jahre der Verkehr zwischen ihnen fast ganz aufhörte. Der Lebensweg Egon's lenkte zu weit ab von dem ehemaligen Gleise bei Pillhofer. Lorette's Verheirathung erfuhr er nur zufällig durch seinen Toni.

Der Kaiser war mit der Unterzeichnung fertig, nahm einige der unterschriebenen Papiere vom Tisch, welcher auf sein Klopfzeichen mit demselben Geräusche der sich von Walzen abwickelnden Gurten wieder in die Tiefe der unter seinem Zimmer befindlichen geheimen Cabinetskanzlei hinabsank, und der Fußboden sich über

die Oeffnung wieder fest zusammenschob. „Hier, Herr General, sind die Ordres. Indem ich sie Ihnen übergebe, weiß ich, daß sie mit Pflichttreue ausgeführt werden“, sprach Joseph . . , „ich wünsche aufrichtig, daß den Soldaten meiner Armee jede mögliche Verbesserung ihrer Stellung zugute komme, und halte es für Thorheit, daß es Offiziere gibt, welche in der von mir ertheilten Genehmigung, den Truppen zu Fuß die Gelegenheit zur Arbeit bei Bürger und Bauer jederzeit zu gönnen, eine Entehrung des Militärstandes erblicken. Ist der Soldat etwas Anders als ein Sohn des Vaterlandes? und kann jemals Arbeit einen Vaterlandsvertheidiger schänden? Der Nutzen dieses Befehls ist ein doppelter. Müßiggang wird durch Thätigkeit verhindert, der Soldat bleibt im allgemeinen Verbande mit dem Volke und wird durch verdienten Lohn in den Stand gesetzt, sein Leben erträglicher zu machen. Wie sich von selbst versteht, muß, da bei der Reiterei wegen verdoppelten Anspruchs des Dienstes an den Mann dieser auf Verdienst durch auswärtige Arbeiten nicht rechnen kann, der Sold der Cavalerie erhöht werden, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Ich erwarte darüber Ihre Anträge, Herr General.“ Indeß Loudon die Ordres durchschaute, wendete sich der Kaiser zu dem

Professor und fragte: „Sie kamen aus dem Gange nach dem großen Rittersaale her, wo sich der Corridor des Flügelgebäudes anschließt; hatten Sie da einen Krankenbesuch zu machen?"

„Nein, kaiserliche Majestät," ich kam aus dem Obersthof- und Landjägermeisteramt, wo ich für einen Freund bei dem Herrn Grafen Harrach, welcher mir, als ich vorm Jahre so glücklich war, seinen Neffen herzustellen, die Versicherung seiner Gnade gegeben, eine Anstellung zu ermitteln suchte."

„Waren Sie glücklich dabei?"

„Es ist Alles überfüllt", antwortete Egon achselzuckend.

„Aber Sie haben ja noch einen Freund, der sich für Ihr Anliegen verwenden könnte."

„Ich wüßte keinen, der in dieser Sache . . ."

„Kleingläubiger, haben Sie nicht mich?" fragte der Kaiser heiter. „Der Joseph Burgshaber vergißt seinen Freund aus dem Sperl nicht so leicht. Wer ist der Anstellungssuchende?"

„Ein junger Schlesier, Freiherr von Starkow."

„Ein Schlesier? ah, ein Vorzug, der ihn im voraus empfiehlt, wenigstens bei meiner gnädigsten Frau Mutter Majestät. Gut, bringen Sie ihn morgen zu mir. Man muß sehen, was sich für ihn thun läßt."

„Ew. Majestät Gnade . . .“

„Und Ew. gelahrten Herrlichkeit Sperldienst“, unterbrach ihn Kaiser Joseph scherzend . . . „heben wir beides gegeneinander auf und beobachten wir Schweigen darüber.“ Der Lakai meldete den Theatercensor Sonnenfels. Ein feines Lächeln überglitt des Kaisers Antlitz. „Warten wir noch ein Viertelstündchen, werden sich die vier Facultäten wol noch zusammenfinden“, sagte er in Bezug auf den gemeldeten, die Stelle eines Lehrers der Staatswissenschaften bekleidenden Sonnenfels, der mit tiefer Verbeugung eintrat. Sein Aeußeres trug den unverkennbarsten Typus jüdischer Abkunft, die scharfe Ausprägung der unverwischbaren Merkmale der Israeliten hinsichtlich der vorspringenden Gesichtsformen dieser Nation, welche der sichtbare Ausdruck ihres Witzes und ihrer großen Klugheit sind und ihren Individuen mehr oder minder den Anstrich eines stets auf der Hut Seienden und Lauernden geben, wies sich auf seinem Antlitz. Er war sehr beweglich und eifrig. „Nun, mein lieber Sonnenfels, was gibt es?“ fragte Joseph gütig.

„Ew. Majestät Succurs unterthänigst in Anspruch zu nehmen bin ich gekommen. Die badener Schauspielertruppe, welche vorm Jahre in der Leopoldstadt

und dies Jahr in dem Theater nächst dem Kärnthnerthor spielt, ist auffätzig geworden und will wieder eine extemporirte Komödie zur Aufführung bringen. Wenn dies durchginge, dürfte mit Gewißheit zu erwarten sein, daß all mein Eifern gegen die Hanswürste, Bernadone, Burline und wie all die unsaubern Geister heißen, denen es bisjetzt gestattet war, die Schaubühne zu einem Schauplatz des Unsinns und der Zotenreißerei zu machen, vergebens gewesen. Ew. Majestät flehe ich unterthänigst an, mit einem Machtworte dreinzufahren, daß die deutsche Schaubühne in der Hauptstadt Ihres Reichs nicht in den Zustand jener schmuzigen Versunkenheit wieder verfalle, aus dem sie sich, wenn auch nur wenig, aber doch in etwas seit Jahresfrist aufgerichtet hat. Ich will gern alle Verleumdungen und Gehässigkeiten ertragen, weil nun einmal ein Theatercensor, dem die Aufgabe geworden ist, einen solchen Augiasstall wie unsere deutsche Bühne zu fegen, die Schuppenhaut eines Krokodils haben muß, um nicht an dem Drachengifte seiner Feinde zu sterben. Ew. Majestät, die Bühne ist eine wahrhaft kaiserliche Sache. Was nützen alle Universitätslehrstühle, wenn nicht gute Sitte und Geschmack von der Bühne gelehrt wird? Man darf's freilich nicht sagen, daß Kirche und Bühne

einerlei Mission, die, den Menschen zu veredeln, haben; aber ist es doch eine unumstößliche Wahrheit und bleibt eine solche für alle Zeit."

„Und als eine solche erkenne ich sie auch", stimmte Joseph bei. „Ja, ja, mein ehrlicher Sonnenfels, der Augiasstall, den ich zu fegen habe, nimmt Mühe und Zeit in Anspruch; aber wir wollen uns nicht abschrecken lassen. Verlassen Sie sich auf meinen Schutz, und bleiben Sie fest auf dem Posten, ich bin Ihr Secundant, der Ihnen gegen den schmuzigen Teufel auf der Bühne streiten hilft. Die extemporirte Komödie, an deren plumpen Roheiten sich leider unser Großadel wie die gemeinen Stände noch erfreuen, ist und bleibt für immer todt. Ich werde sogleich den Komödianten nächst dem Kärnthnerthore den betreffenden Befehl zugehen lassen. Wenn ich allein regierte, würde ich eine Bühne für das deutsche Schauspiel gründen, indeß der Kaiserin Majestät, meine gnädigste Frau Mutter, ist bisjetzt mit diesem meinem Vorschlage noch nicht ganz einverstanden. Gedulden wir uns also. Ich hoffe, daß die Zeit der welschen Opern und Ballets, die gleich einer Seuche bei uns grassiren, auf die Neige gegangen, und mithin das Uebergewicht, unter dem jede Vernunft gedrückt wurde, dahin ist. Dann aber, wenn die Zeit

der Morgenröthe für die deutsche Bühne bei uns anbricht, erwarte ich auch, daß unsere Dichter aus der Nebelferne des classischen Alterthums, in der sie so gern schwärmen, herabsteigen und durch nationale Schöpfungen das Herz des Volks sich erschließen werden.“ Eine leichte Bewegung mit der Hand des Kaisers deutete den Dreien ihre Entlassung an.

„O, wie glücklich sind des Herrn Generals Excellenz!“ rief Sonnenfels mit Emphase, als sie das Vorzimmer durchschritten . . . „Ihnen gehorchen ein Halbhunderttausend auf einen Wink, und unsereins hat seinen Todesärger mit einem Häuflein Komödianten, weil sie alle Köpfe von Stein und Nerven von Schiffstauen haben, an denen Alles abprallt. Nichts als Chicane und Widersetzlichkeit! Wenn des Kaisers Majestät unsereinem nicht die Stange hielten, diese Hornissen machten Einen mit Herzenslust todt.“

VIII.

Die Leidenschaft, welche im Herzen der Gräfin Angelica Trautson den Sieg über den bessern Theil ihres Selbst errungen, war erfinderisch genug, ihr den Weg zu zeigen, mittels welchen sie ihr geheimes Verhältniß zu dem Freiherrn von Starkow ohne Unterbrechung unterhalten konnte. Unter Vermittelung des Professors Dr. Little, der als Arzt des Trautson'schen Hauses freien Zutritt zu ihr hatte, war es allein möglich, und die Gräfin calculirte sehr richtig, daß der Professor es für zuträglicher finden werde, ihr, der Mitwisserin seines Geheimnisses um das Leben Konstanze's, gefällig zu sein, als sich ihr schroff mit einer Ablehnungsantwort entgegenzustellen. Um wenigstens ihn im Anfange zu täuschen, ihn in ihr Geheimniß zu verwickeln, daß er, selbst bei einer spätern Erkenntniß desselben, ihr unterthan bleiben müsse, war Angelica wenig verlegen: die Heuchelei hatte eine treue Priesterin in ihr.

Zwei Tage nach dem prächtigen Maskenball in Eugen's Schloßhof, von welchem sie erkrankt nach Hause gebracht worden war, fand der Professor sie bei seinem Besuche in tiefer Verstimmung; er glaubte zu bemerken, daß ihre Augen von Thränen geröthet seien. Ob diese Wahrnehmung mit dem von ihm seit kurzer Zeit an Graf Trautson beobachteten Unmuthe im Zusammenhang stehe, wußte er nicht; aber er glaubte es und gab ihr daher zu verstehen, daß des Arztes Kunst jederzeit zuschanden werden müßte, wenn nicht die Störungen im Gemüthsleben des Patienten zu beseitigen wären, die sich stets in Verstimmungen zu äußern pflegten, und wie er zu seinem Bedauern auch solchen Ausdruck von Unzufriedenheit, Unruhe oder was es sonst sein möge, an ihr bemerke. Die Gräfin entgegnete, an eine Beseitigung der Ursachen von den sie öfters beherrschenden und von ihr bisher, wenn auch mit allem Aufwande von Muth und Selbstverleugnung niedergekämpften Verstimmungen dürfe sie nicht denken, sie lägen außer den Grenzen ihrer Macht, ihres Willens, weil sie in einer unglücklichen Neigung ihres Gemahls wurzelten. „Sie erschrecken mich, gnädige Gräfin", entgegnete der Professor . . . „was könnte das sein, was mitten im vollen Genusse aller Glücksgüter Sie so unglücklich

macht?" Gräfin Angelica verbarg während einer Weile das Gesicht in ihrem Tuche, dann sagte sie wie vom tiefsten Schmerze berührt: „Herr Professor, ich will gegen Sie kein Geheimniß bergen. Das Geschick hat uns seltsam zusammengeführt; es wäre ein Unrecht von mir, wollte ich Ihnen gegenüber ein Schweigen beobachten, wo Vertrauen mir wenigstens Ihre Theilnahme sichern wird."

Es gelang ihr, Egon zu überreden, daß Eifersucht eine der mancherlei Schwächen ihres Gemahls sei, unter der sie schwer leiden müsse. Der Ehre wegen habe sie Alles vermieden, was diese Störung des ehelichen Friedens der Welt zur Kenntniß bringen könne; indeß eben dies Schweigen erscheine ihrem Gemahl als ein stilles Bekenntniß ihrer Schuld, er quäle sie mehr als je durch Eifersucht. „Ach, ich will ja nur den Schein des Glücks aufrechterhalten", sagte Angelica . . . „Niemandem Anlaß geben, den Witz der Bosheit an mir zu schleifen. Kenne ich etwa nicht das Vergnügen, das so Viele gar nicht einmal zu verbergen sich die Mühe nehmen, Anderer häusliche Verhältnisse zu lästern, zum Gegenstande des Hohns zu machen? Man würde sich sehr freuen, mich als eine geheime Sünderin darstellen und der Kaiserin Majestät dies zu Ohr bringen zu

können, denn die Gunst derselben hat mir viele Neider, viele geheimen Feinde erweckt. Nur solange als sie kein Fleckchen an mir finden, um ihrer Verleumdungssucht einen Halt zu bieten, bin ich unantastbar für ihre Zungen. Indem ich also den Schleier des Geheimnisses über das unangenehme Verhältniß zwischen meinem Gemahl und mir nach allen Seiten hinbreite, um keinem Lauscher dasselbe erspähen zu lassen, muß ich diese Sorge für die Ehre unsers Namens in der Stille hart genug büßen. Sie sind der Erste, Herr Professor, dem ich das Vertrauen schenke, einen Blick in dies so sorgsam verschwiegene Geheimniß meines Eheleids zu werfen."

„Sie haben es keinem Unwürdigen geschenkt, Frau Gräfin."

Die Gräfin erzählte, daß ihr Gemahl jetzt einen Gegenstand gefunden habe, welcher seiner Eifersucht sehr willkommen sei. Eine in Mähren lebende Freundin habe einen jungen schlesischen Freiherrn an sie adressirt, um für denselben bei der Kaiserin zu wirken, ihm eine Stelle bei Hofe zu verschaffen. „Daß ich den jungen Mann freundlich in unsern Cirkel aufnahm, und er mir seine Aufmerksamkeit durch zuvorkommende Artigkeit gegen mich ausdrückte, gab meinem Gemahle bereits Stoff zu einer Menge Krän-

kungen für mich. Ich darf nicht daran denken, für den mir Empfohlenen bei der Kaiserin Majestät zu sprechen. Erführe es mein Gemahl, würde er nur noch mehr in seinem unglücklichen Wahne bestärkt. Es bleibt mir nichts übrig, als für diesen jungen Mann auf andere Art zu wirken; aber auch dazu fehlt mir der Vermittelungsweg. Wem könnte ich vertrauen?"

„Mir, Frau Gräfin, ich übernehme gern diese Vermittelung, wenn sie in meinen Kräften steht", antwortete Egon . . . „ich glaube nicht anders Ihrem Vertrauen würdig entsprechen zu können."

Angelica reichte ihm die Hand und sagte: „Ich hoffte auf Sie, aber ich wagte nicht, Sie darum zu bitten."

Indem Egon sich zur Vermittelung dieser die Gräfin sichtlich so sehr bekümmernden Angelegenheit erbot, hatte er nicht die geringste Ahnung, daß er nur ein Werkzeug ihrer geheimen Leidenschaft sein solle. Sie hatte ihn vollkommen getäuscht.

Am Nachmittag desselben Tages trat der Professor in die Wohnung des Freiherrn von Starkow in der Augustinergasse. Er fand einen jungen schönen Mann, der in jeder seiner Reden einen ziemlichen Grad von Bildung bewies. Egon fand sich sonder-

bar zu ihm hingezogen, auch von Seiten Jenes schien eine gleiche Anziehungskraft zu Egon empfunden zu werden, denn er zeigte sich so offen und herzlich, als hätte er ihn schon längere Jahre gekannt. Nachdem er das ihm durch den Professor von der Gräfin gebrachte Billet durchlesen, reichte er diesem die Hand und sagte freundlich: „Mein Herr, ich schätze mich glücklich, in Ihnen einen Freund gefunden zu haben, und ich glaube die von Ihnen bewiesene Theilnahme nicht besser vergelten zu können, als wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß ich leider nicht unter die Zahl der Glücklichen gehöre, die mit einem bevorzugten Geburtsrange auch die Mittel empfingen, denselben geltend zu machen. Aber ich schäme mich dieses Mangels nicht, denn ich hoffe, ihn durch eigenes Verdienst ausgleichen zu können."

Egon fühlte sich so sehr von dieser Aufrichtigkeit angesprochen, daß er sich erbot, ihm hinsichtlich einer Anstellung bei Hofe, da er doch vieler Bekanntschaften sich erfreue, die nicht ohne Einfluß wären, behülflich sein zu wollen.

„Das wollen Sie?" rief Herr von Starkow lebhaft ... „o nehmen Sie im voraus meinen Dank! Diese Zeilen der Frau Gräfin Trautson verkündeten mir nichts von dieser Hoffnung. Sie sagt mir nur darin,

daß, da sie die mir zugesagte Fürsprache bei der Kaiserin aus Rücksicht auf ihren Gemahl nicht erfüllen könne, ihr nichts weiter bliebe, als mich durch Geldmittel zu unterstützen. Darf ich fragen, was Sie, Herr Professor, bewogen hat, mir Ihren Beistand zu versprechen, da wir gegenseitig doch nicht näher bekannt sind?"

„Sie versetzen mich in die Lage, Ihnen gestehen zu müssen, daß ich kein vor der Prüfung der Logik bestehendes Motiv dafür angeben kann", antwortete Egon. „Es gibt so viele Räthsel in unserer Menschennatur, daß ich die mich selbst überraschende plötzlich gefaßte Zuneigung zu Ihnen auch zu diesen rechnen muß. Ist es mir doch, als gehörten wir zusammen, als hätten wir uns schon früher gekannt, und, auf vieler Jahre Länge voneinander getrennt, uns heute unerwartet wieder zusammengefunden!"

„Sie sprechen das aus, was ich Ihnen gegenüber empfinde, und doch diesem Gefühl keinen Namen, keine Erklärung des Warum geben kann", entgegnete von Starkow. „Ich kann nur wünschen, daß diese so seltsame Zuneigung zwischen uns eine bleibende sei." In der That konnte sich der Professor keines ähnlichen Falles entsinnen, wo er sich bei dem ersten Anblicke eines ihm bisher gänzlich Unbekannten

von solcher Sympathie für denselben bewegt gefühlt habe. Es war eine Freundschaft des Augenblicks, welche zwischen Beiden sich wunderbar gestaltete, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft zu geben vermochten. Wenn diese wunderbar schnell gekommene Verbindung zwischen ihnen wirklich noch einer Befestigung bedurfte, so beruhte diese in der Anstellung des Freiherrn in der Arcierenleibgarde. Kaiser Joseph, dem das schöne kräftig-männliche Aeußere Starkow's gefiel, bot ihm diese, welche, wenn auch nicht hinsichtlich des Gehalts eine glänzende, aber doch als eine Basis zu weiterer Beförderung bei Hofe beachtenswerth war.

Ehe das Frühjahr noch seinen Blütensegen ausstreute, kannte der Freiherr alle Functionen seiner neuen Stellung und trat in dieselbe ein. Seine große edle Gestalt nahm sich ungemein stattlich in der Uniform der Arcierenleibgarde aus. Der rothe Rock mit den schwarzen Sammetaufschlägen und goldenen Schlingen, Carabinerriem und Patrontasche von schwarzem Sammet mit Gold bordirt, hob sein kräftiges Ansehen noch mehr, und als er zum ersten male mit seinen Kameraden das Wachtlocal, das sogenannte Bataillonzimmer in der Burg bezog, wußte Kaiser Joseph es so einzurichten, daß seine erhabene Mutter

an seiner Seite auf dem Wege von ihren Appartements nach dem Wagen hinab dies Zimmer durchschritt. Es war nicht besonders auffallend, daß die Kaiserin in den vielen Jahren ihrer Regierung durch öfteres Sehen alle Personen kannte, welche der Dienst in ihren Vorzimmern versammelte, und daher jedes neue Gesicht sogleich von ihr herausgefunden wurde. „Ein Novize, ein Rekrut“, sagte sie lächelnd, den Blick wohlgefällig auf den jungen Leibgardisten heftend.

„Ich habe ihn geworben, gnädigste Frau Mutter“, antwortete Joseph . . . „und hoffe, daß meine Wahl Ihrer Majestät Beifall hat.“

„Ganz, ganz. Was für ein Landsmann?“ fragte sie.

„Ein Schlesier“, erwiderte der Kaiser.

„Ah, ein Schlesier!“ rief die Kaiserin mit großer Lebhaftigkeit, und die leicht erregbaren Züge ihres Gesichts verriethen, wie sehr die Erinnerung an diese schöne an Preußen verlorene Provinz sie augenblicklich bewegte. Sie trat nahe zu ihm und fragte gütig: „Aus welcher Gegend von Schlesien ist Er?“

„Aus der schweidnitzer, kaiserlicher Majestät zu Befehl.“

„Sein Name?“

„Freiherr von Starkow.“

„Erinnert man sich in dem guten Schlesien noch an die Zeit, wo es kaiserlich war?“

„Sehr oft, Majestät. Der neue Herr ist dem Lande aufgedrungen, nicht angestammt.“

Die Kaiserin blickte ein paar Secunden lang zu Boden; ein Beweis, daß sie ihre Gefühle beherrschen wollte, dann richtete sie einen freundlichen Blick auf Herrn von Starkow und sagte: „Er soll nicht vergessen werden, verlasse Er sich darauf. Die Schlesier sind mir immer lieb gewesen.“

Zum Verständniß des Lesers ist es zu bemerken, daß die Arcierenleibgarde nur aus jungen adeligen Männern bestand, die als sogenannte Gemeine bereits den Rang eines Oberlieutenants besaßen. Ihre Anzahl war daher verhältnißmäßig sehr klein, nur auf achtzig Mann, dreizehn Oberoffiziere, neunzehn Unteroffiziere, zwei Oberknechte (Stallmeister), dreiundvierzig Reitknechte und vierundzwanzig Livréebediente, nebst sechs Trompeter und einen Pauker beschränkt; aber aus dieser Garde wurden eine Menge junger Adeliger zu höhern Offizierstellen in der Armee befördert, wenn sie nicht den Wunsch hegten, in der Arcierengarde, in der der Lieutenant schon im Range eines Oberstlieutenants stand, fortzudienen. Bei solcher Protection war dem Freiherrn von Starkow die

Aussicht auf ein baldiges Avancement erschlossen. Stürmisch schloß er, nachdem er andern Tages vom Wachtdienste abgelöst worden war, den Professor in die Arme, indem er ihm sein Glück mittheilte. Egon sprach unverhohlen seine Freude darüber aus, und äußerte, daß, wenn der Freiherr diese Nachricht seinen Verwandten in Schlesien mittheilen werde, diese gewiß großes Vergnügen empfinden würden.

„Meinen Verwandten?“ entgegnete von Starkow mit sichtlich sich verdüsterndem Blicke . . . „ach, wo sind sie? ich weiß es nicht . . . vielleicht lebt Keiner mehr von ihnen.“

„Sie kennen Ihre eigene Familie nicht?“ fragte der Professor erstaunt.

„Nein! Das Unglück, mein Freund, trifft die Edelsten wie die Niedrigsten. Fragen Sie nicht nach diesem Geheimniße, ich kann es nicht eher beantworten, bis ich mein Ziel errungen haben werde. Der erste Schritt ist dazu gelungen, möge mir das Glück zu den fernern beistehen.“ — Da der Professor Schweigen beobachtete, schien Starkow darin einen Anlaß zu finden, den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den seine geheimnißvolle Antwort auf denselben hervorgebracht. „Mein Freund“, hob er an . . . „legen Sie meinen Worten nicht Mistrauen

gegen Sie zugrunde. Dürfte ich, wie ich wollte, Sie wären Derjenige, vor dem ich nichts verbergen möchte, und doch muß ich es, denn ich habe es in die Hand eines mir theuern Sterbenden geschworen. Ehren Sie meinen Schwur, ich bitte Sie!"

Der Professor beruhigte ihn, indem er ihm erklärte, daß Niemand weniger als er Neugier nach Anderer Geheimnisse fühle, er halte die Freundschaft für zu edel, als sie durch eine solche untergeordnete Empfindung zu entweihen; und somit fiel auch dieser Gegenstand des Gespräches zwischen Beiden. Wie von selbst wendete sich die Unterhaltung auf das reformatorische Bestreben Kaiser Joseph's. Der Professor meinte, Joseph sei ein Glück für Oesterreich und dessen Staaten, denn von seinem Scharfblicke werde Betrug und Lüge, welche ihr Drachenhaupt so furchtlos hoch getragen, in den Staub getreten werden, eine neue Aera breche an, das große Evangelium der Menschenrechte würde nun den Völkern Oesterreichs geoffenbaret. „Solange die Kaiserin lebt, zweifle ich an dem vollkommenen Siege des Rechts in Oesterreich", erwiderte von Starkow.

„Warum?" entgegnete Egon.

„Weil sie selbst das Unrecht zum Recht gemacht hat. Sie erstaunen, Professor? Wie? wären Ihnen

die Umstände unbekannt, unter denen Maria Theresia ihre Regierung angetreten? Nicht sie war die Erbin des Kaiserthrons, sondern der Kurfürst von Baiern, der Gegenkaiser Karl VII. Hätten Sie nie gehört von dem Strafgericht, das sie über Böhmen verhängte, als dies Königreich, dessen Stände Karl VII. als rechtmäßigem Erben gehuldigt hatten, wieder in ihre Gewalt fiel?"

„Ich gestehe aufrichtig, daß ich wol von der Strenge gehört habe, mit der damals die Kaiserin gegen die Böhmen verfuhr, jedoch zu einem tiefern gründlichern Eingehen in die Staatsgeschichte bin ich nicht gelangt, mein Studium der Heilwissenschaft nahm mich zu ausschließlich in Anspruch. Uebrigens hat merkwürdigerweise ein böhmischer Familienname des großen Unglücks wegen, welches sich in jener Zeit des Strafgerichts an ihn knüpfte, einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Welcher Name?" fragte von Starkow.

„Der der Grafen Wrtby."

„Der Wrtby?" rief jener wie aufgeschreckt . . . „mein Himmel, der Wrtby!"

„Was ist Ihnen? wie kann der Name einer fremden Ihnen ganz unbekannten Familie solchen Eindruck auf Sie machen?"

Herr von Starkow verfiel in ein langes Sinnen, aus dem er sich ermunternd Egon fragte: „Der Name der unglücklichen Wrtby hat also einen wunderbaren Eindruck auf Sie gemacht? wie gelangten Sie zur Kenntniß dieses Namens.“

Egon hatte keine Ursache, zu verhehlen, daß er die alte Veronica, der Sperlwirthin Mutter, die ehemalige Amme und Pflegerin der in der wiener Hofburg unmittelbar nach der Geburt eines Zwillingspaares verstorbenen Gräfin Wrtby, kenne, wie er überhaupt in der Familie Speilgruber genau bekannt sei, auch diese öfters besuche. Auch redete er vom kaiserlichen Ofenheizer Stockel, der damals bei dem Tode der Gräfin noch im activen Dienste bei der Kaiserin gewesen und die Leiche der Gräfin im Dunkel der Nacht zu deren Ruhestätte auf den Augustinerkirchhof begleitet habe. Seit jener Zeit sei Herr Stockel ein Glied der Speilgruber'schen Familie geworden. „Aber ich begreife nicht, wie das Ihnen solche Theilnahme einflößen kann!“ schloß er seine Erzählung.

Herr von Starkow bot in seinem Aeußern den Anblick eines durch irgendein entsetzliches Ereigniß Erstarrten, sein Körper schien bewegungslos geworden zu sein, er stierte planlos vor sich hin, nur zuweilen

verrieth ein Beben der Lippen, daß die ganz auf sein Innerstes zurückgedrängte Empfindung einen Ausweg suche, ohne jedoch die Macht zu haben, die Fessel der ihm gewordenen Ueberraschung zu sprengen. „Um aller Heiligen willen!“ rief der Professor . . . „was ist Ihnen? geben Sie doch einen Laut von sich! Ihr Schweigen, dies Versteinern flößt mir Entsetzen ein. Was hat Sie nur so sehr ergriffen?“

Der junge Schlesier gewann unter dieser Zusprache wieder Macht über sich selber. „Großer Gott, welche Entdeckung!“ rief er . . . „ich hätte noch Geschwister! O sagen Sie mir, wo leben sie? Ich beschwöre Sie, mein Freund, zeigen Sie mir den Weg zu ihnen. Ach, ich glaubte der Einzige zu sein, welcher noch von dem alten Geschlechte der Wrtby übriggeblieben, und erfahre jetzt das erste Wort, daß noch Geschwister von mir leben!“

„Wie? mein Herr? . . . Ihre Worte bezeichnen Sie als einen Grafen Wrtby. Habe ich denn recht gehört?“ fragte der Professor, der sich kaum von der ihm soeben zutheil gewordenen Ueberraschung zu fassen vermochte.

„Sie haben es, mein Freund“, sagte jener . . . „diese Stunde hat Ihnen mein Geheimniß offenbart, und der Eid, den ich in meines theuern Pflegevaters

erkaltende Hand legte, ist gebrochen, ohne daß ich dieser Schuld mich zu zeihen hätte, denn wer möchte mich verdammen, daß die Nachricht, noch Geschwister zu besitzen, mich mir selbst entriß! Es wäre thöricht, vor Ihnen ein Hehl aus meinem Geheimniß zu machen, Sie werden es zu würdigen und zu verschweigen wissen. Ihnen vertraue ich."

„Sie können es, hier meine Hand darauf", sprach der Professor.

Nach einer Weile der Erholung von dem ungeheuern, ihn noch ganz beherrschenden Eindruck der durch Egon ihm gewordenen Entdeckung hob der Freiherr an: „Ihnen gegenüber habe ich nicht nöthig, die Wahrheit meiner Aussage durch besondere Beweise zu bekräftigen. Sie sehen selbst ein, daß es unklug wäre, sich für den Sohn einer gewaltsam vernichteten Familie auszugeben, da nur ganz besonderes Glück die Möglichkeit herbeiführen kann, je einen Anspruch auf das confiscirte Besitzthum dieser Familie erheben zu können. Ich habe auch nicht nöthig, Sie daran zu erinnern, wie sehr es unter die Seltenheiten gehört, daß in solchem Falle durch einen Act der Gerechtigkeit wiedergutgemacht werde, was die Ungerechtigkeit, der Haß verbrach. Diese Ueberzeugung sei Ihnen der Bürge für die Wahrheit meiner Er-

zählung. Meine Kindheit und Jugend verlebte ich auf einem dem schlesischen Edelmann Freiherrn von Starkow gehörenden kleinen Landgute. Es war sein einziges Besitzthum, von dessen Ertrag er noch ein paar Schwestern zu unterhalten hatte. Ueberfluß war demnach nicht vorherrschend in Herrn von Starkow's Hause; doch war eben dieser Umstand auch die Ursache, daß ich in keiner Weise verzärtelt wurde. An meiner Ausbildung ließ der Freiherr, dessen Namen ich führte, nichts fehlen, und als ich die Schulen hinter mir hatte, brachte er mich nach Breslau, wo ich vorläufig eine kleine Anstellung bei dem dortigen königlichen Obergericht fand. Nur ein alter Diener, Wenzel, ein Böhme, der mich von Kindesbeinen an gepflegt, ward mir vom Freiherrn mitgegeben. Wenzel beobachtete stets eine große Ehrfurcht gegen mich, als sei ich der Erbe eines reichen, vornehmen Hauses, was mir zuweilen ein Lächeln abnöthigte. Ehe noch ein Jahr verflossen war, hatte man mich bereits zu einer höhern Charge bei der Verwaltungsbehörde der Provinz Schlesien befördert und demnach sich mir die Aussicht auf eine schnelle und glückliche Carrière im Staatsdienst erschlossen."

„Plötzlich unterbrach jedoch die mir durch einen Eilboten zukommende Nachricht von dem nahe bevor-

stehenden Ende meines Pflegevaters meine Laufbahn, ich erhielt die Weisung schnell nach Hause zu kommen. Es war schon Nacht, als ich im Herrenhause anlangte, dessen erleuchtete Saalfenster ich mir nicht deuten konnte. Noch weniger vermochte ich den Befehl des Freiherrn zu fassen, ihm jetzt nicht zu nahen, sondern zu warten, bis er mich werde rufen lassen, während Wenzel, mein Diener, sogleich zu ihm beordert wurde. Eine Stunde später ward ich in den Saal beschieden. Der Freiherr lag daselbst auf seinem Bette und reichte mir matt die Hand zum Gruße. Erst als ich mich von den Knien neben seinem Lager erhob, bemerkte ich, daß außer einem Geistlichen, mehren schwarzgekleideten Personen und seinen beiden Schwestern auch General Graf Tauenzien, der Gouverneur von Breslau, daselbst anwesend seien, und in der Tiefe des Saals stand mein Wenzel in einer mir fremden ganz unbekannten Livrée, dunkelroth mit Silberborten. Es blieb mir keine Zeit, über Das, was ich sah, nachzudenken, denn der Freiherr sagte mit matter Stimme: «Ich danke Gott, daß er mir solange das Leben fristete, um die mein Herz bekümmernde Angelegenheit, die wir jetzt vornehmen wollen, in Ordnung zu bringen. Lese Er, Herr Notarius, meine zu Protokoll gegebene Aussage.»

Ich verstand nichts von Dem, was bisjetzt um mich vorging, erst die Ablesung des Protokolls klärte mich über den Vorgang auf."

„In dem Protokoll erklärte der Freiherr feierlich seine zu dem böhmischen Grafen Johann Wrtby gehegte innige Freundschaft und gab dann an, daß, als die Kaiserin Maria Theresia nach Abzug der Franzosen wieder Besitz von Böhmen genommen, Johann Graf Wrtby und dessen Bruder Wenzel unter den zum Tode durchs Schwert verurtheilten Opfern des kaiserlichen Strafgerichts sich befunden, dem Erstern aber die Rettung seines Söhnleins Kasimir durch Hülfe seines Leibdieners Wenzel Borczelek gelungen sei, um das Kind der kaiserlichen Rache zu entreißen, die aus demselben wenigstens einen Feind dessen unglücklichen Vaters und seines Glaubens gemacht haben würde. Wenzel Borczelek sei glücklich mit dem Söhnlein seines Herrn nach Schlesien entwichen, und er, der Freiherr, habe dasselbe unter seinem eigenen Namen, von Starkow, nach Pflicht und Gewissen, und so gut als seine Kräfte es gestattet, als ein Vermächtniß seines unter dem Schwerte des Scharfrichters hingeopferten Freundes erzogen, was er in Gegenwart des Erzogenen sowol als der unterzeichneten Personen feierlichst im Angesicht des Todes

bestätige, und zwar unter Beischluß mehrer Briefschaften des Grafen Johann Wrtby und auch dessen letzten aus dem Kerker zu Prag mit dem Knäblein durch den Leibdiener gesendeten Schreibens. Ich war, nachdem ich dies gehört, unfähig, einen andern Ausdruck für meine Ueberraschung zu finden, als die zitternde abgezehrte Hand des Freiherrn mit einem Thränenstrom zu benetzen. Jetzt mußte auch Wenzel Borczelek seine Aussage zu Protokoll geben, und wenn auch Manches mehr, nämlich: nähere Umstände seines Herrn des Grafen betreffend, wie zum Beispiel die Reise dessen Gemahlin nach Wien, um durch einen Fußfall die Gnade der Kaiserin für den zum Tode Verurtheilten zu erbitten, nebst der Angabe, daß die Gräfin bereits, als sie die verhängnißvolle Reise angetreten, ihrer Niederkunft sehr nahe gewesen, aber nicht wieder nach Prag zurückgekehrt sei, darin enthalten war, so stimmte der Hauptinhalt doch vollkommen mit der Aussage des Freiherrn überein. Alle Anwesenden unterzeichneten die Protokolle, welche auf Anrathen des Generals Grafen Tauenzien, eines Freundes des Freiherrn, versiegelt dem königlichen Obergericht zu Breslau am nächsten Tage nebst der durch die Gerichtspersonen beglaubigten Abschrift des freiherrlichen Testaments abgeschickt wurden.“

„Als der treue Wenzel Borczelek mich an jenem Abend so großer Ueberraschung zum ersten mal «Herr Graf» nannte, strömten seine alten Augen von Thränen über, und indem er auf seine verschossene dunkelrothe silberbetreßte Livrée zeigte und sagte: «Wie Hochdero hochseliger Herr Vater noch lebte, war dies die Kleidung seiner Dienerschaft», da erschien mir der alte Mann als ein Mittelglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart und ich drückte ihn mit Inbrunst an mein Herz, er war ja der lebendige Segen meines von der kaiserlichen Rache gemordeten Vaters. Zwei Tage später starb der Freiherr. Wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden verlangte er noch von mir den Schwur, über alles meine Abkunft Betreffende tiefes Schweigen zu beobachten, um mich keiner Gefahr auszusetzen. Er fürchtete, wenn diese Sache bekannt werde — auch die unterzeichneten Zeugen der Protokolle hatten Schweigen angelobt — von österreichischer Seite Maßnahmen gegen meine Person, um sich derselben zu entledigen. Ich leistete den Eid. Seine Sorge für meine Sicherheit war keine übertriebene, wenn in Anschlag gebracht wird, daß zur Zeit des über Böhmen verhängten blutigen Strafgerichts jede Gnade verweigert ward, und Maria Theresia, als sie bald darauf zur Krönung nach Prag kam und ein

frommer Priester, um ihr Herz wenigstens durch den Anblick der Waisen der Exculirten oder in fernen Kerkern Schmachtenden zur Milde gegen diese zu stimmen, eine Schaar von funfzig solcher armen Kinder um sich sammelte und die vorübergehende Kaiserin um Barmherzigkeit für ihre Väter anflehen ließ, ohne irgendein Zeichen von Mitleid die Bitten der Unmündigen von sich abwies. Freiherr von Starkow, der so rechtschaffen an mir gehandelt, hatte nichts unversucht gelassen, Nachrichten über meine Mutter einzuziehen; aber wie in Böhmen überhaupt eine Todtenstille über jene traurige Erinnerung herrschte, so blieb auch jeder Versuch, eine Spur der Gesuchten aufzufinden, vergeblich. Wer konnte muthmaßen, daß die wiener Hofburg die Stätte ihres Todes geworden war!"

Eine Pause folgte. Kasimir bedurfte einer Erholung, die Erinnerung, der er Worte geliehen, hatte ihn zu sehr aufgeregt.

„Könnte ich etwas für Sie thun, mein Freund!" rief Egon.

„Dieser Wunsch ist eine Wahrheit bei Ihnen, ich weiß es, denn Sie haben für mich, der ich Ihnen ein Fremder war, bereits mehr gethan als mancher Freund für den andern. Nehmen Sie meine Auf=

richtigkeit wenigstens als ein geringes Zeichen von Dank an", entgegnete jener. „Wenn ich jetzt die Hoffnung nähre, mein Ziel vielleicht zu erreichen, so sind Sie der alleinige Urheber derselben. Doch Sie müssen Alles wissen. Es wird Ihnen nicht unnatürlich erscheinen, daß von der Stunde an, als ich mein eigenes Geheimniß kennen lernte, auch der Wunsch in meiner Seele erwachte, Alles zu unternehmen, was mich zur Kenntniß des Schicksals meiner Familie, meiner Mutter, meines Oheims bringen könne. Ich trat aus preußischen Diensten, verließ, von meinem alten Wenzel begleitet, Schlesien und begab mich nach Prag, als dem Orte, wo es vielleicht möglich sei, meine Nachforschung belohnt zu sehen; aber Alles war vergebens, die Zeit hat scheinbar die traurige Erinnerung überwachsen, in den Herzen der schwer davon Berührten mag sie vielleicht noch als entsetzliches Andenken fortleben, aber vor der Welt ist sie ein Geheimniß, von dem Niemand spricht. Um auch den letzten Funken der Hoffnung auf ein Gelingen meiner Nachforschung zu zerstören, raffte plötzlicher Tod meinen treuen Wenzel hin, er starb zu Prag, das ich bald darauf verließ. Ach, mein Freund, es ist ein großer Schmerz, hoffnungslos zu sein. Meine Nachforschungen hatten mir keine weitere Kunde ein-

getragen, als daß die Güter des unglücklichen Geschlechts Wrtby das Eigenthum des Fürsten Lobkowitz geworden und ebenso die des gräflichen Hauses, dem meine Mutter angehörte, unter andere Günstlinge des kaiserlichen Hofs vertheilt worden waren. Die Namen der frühern Besitzer waren, wie es schien, auch im Andenken der Böhmen verschollen. Nur zwei Dinge blieben mir zur Wahl. Entweder zurück nach Schlesien zu gehen oder mich nach Wien zu wenden, um daselbst den Versuch zu machen, am kaiserlichen Hofe festen Fuß zu fassen und, wenn es möglich sei, mein Geheimniß zu irgendeinem Ausgange zu bringen. Dies Ziel führte mich hierher."

Egon bedauerte, daß er hinsichtlich des von der Gräfin Wrtby in der kaiserlichen Burg geborenen Kinderpaars ihm keine günstige Nachricht ertheilen könne, da der Knabe gleich nach der Geburt gestorben, das Mädchen aber von der Kaiserin in Erziehung gegeben worden und Niemand eine Kenntniß dessen Schicksals besitze.

„Der Name Wrtby also absichtlich aus dem Gedächtniß der Lebenden gestrichen!" rief Kasimir ... „ach, diese Verfolgungsweise reicht übers Grab hinaus. Ich muß es also dem Glücke, welches so oft die Pläne des Menschen durchkreuzt, überlassen, mich

in der Auffindung meiner Schwester, wenn sie noch lebt, zu begünstigen. Die Hoffnung dazu schwebt in der Luft, denn ich finde nirgends einen Anhalt in dieser planlosen Aussicht!"

Egon fühlte sich durch die Kenntniß dieses Familiengeheimnisses seines neuen Freundes wunderbar angeregt, die Anziehungskraft, die der Name Wrtby jederzeit auf ihn ausgeübt hatte, ohne daß er sich das Warum erklären konnte, leitete ihn zu der innigsten Theilnahme für diesen Letzten des vernichteten Geschlechts, und indem er sich diesem Gefühl mit der rückhaltlosen Offenheit seines Herzens ergab, stieg auch die in ihm schlummernde Empfindung der Abneigung gegen die Kaiserin aufs neue und stärker als je in ihm auf; denn die Erinnerung an jene Stunde, in der die schon durch ihr verkrüppeltes Aeußere so unglückliche Cäcilie von ihr ganz in den Staub der tiefsten Demüthigung getreten worden, war nicht aus seinem Gedächtniß verschwunden und diente jetzt der Entrüstung, welche das erbarmungslose Strafverfahren der Kaiserin gegen die Böhmen in ihm hervorgerufen, zur Grundlage. „Ach, welche Tugend, die keine Gnade, keine Verzeihung gegen ihre Feinde kennt und den Haß nur in deren Untergang zu sühnen sucht!" rief er. „Mein Freund, wahren Sie Ihr Geheimniß,

es könnte für Sie ein Verdammungsurtheil werden. In meinem Herzen soll es begraben sein für immer."

Einige Tage später traten Beide im Sperl ein. Die Zeit hatte einige Veränderungen daselbst herbeigeführt. Die alte Veronica lebte noch, freilich hatten die Jahre ihr den Schnee hohen Alters auf das Haupt gestreut, aber ihr geistiges Wesen war im Verhältniß zu ihrer sehr sichtbaren körperlichen Schwäche immer noch kräftig zu nennen. Die letztere beschränkte sie fast ausschließlich auf den Aufenthalt in ihrem Stübchen, und sie wurde somit für die Hausbewohner eine sehr seltene Erscheinung. Frau Emerentia Speilgruber waltete indeß nach wie vor als rüstige thätige Wirthin, obwol Poldel ihr bereits eine Schwiegertochter zugeführt und ihr auch überdies den Genuß des Glücks, zwei derbe stämmige Enkel als Großmutter zu pflegen, verschafft hatte. Der Seppel Speilgruber, Egon's Studiengenosse, war auch zum practicirenden Arzte vorgeschritten; indeß das Glück begünstigte ihn in seiner Laufbahn so wenig, daß er sich nur sehr selten in die Lage versetzt sah, Krankenbesuche zu machen. Frau Emerentia, seine Mutter, nahm schweres Aergerniß daran und sagte zuweilen zu Herrn Stockel, dem alten Hausfreunde, der mit derselben Genugthuung wie ehedem den ihm präsen-

tirten Riebieselkuchen und ein Fläschchen guten ofener Ausbruch vertilgte: „Er ist schon ein beneidenswerthes Mannel, Herr Stockel, daß Er keine Kinder hat. Er weiß von all dem Aerger, was die Kinder einer Mutter verursachen, nichts, rein nichts, und das ist ein Glück, was gar mit keinem Geld zu bezahlen ist. Von dem einen Schlankel von Sohn, der hinaus in die Fremd' gegangen, hat kein Menschenseel' mehr was gehört, ob er gestorben oder verdorben ist; der Poldel, der beste noch, der's Haus übernommen, hat mir eine Zierpuppe von Weib ins Haus gebracht, und 's thät noth, ich erzög' die vornehme Dam' auch erst noch, denn von Dem, was eine Gasthausfrau wissen muß, hat's leider kein Wort gehört, und da heißt's nun, das lassen wir der Mutter überm Hals, die wird's schon machen. Ist das nicht eine Affenschande, Herr Stockel, eine Frau, die den Sperl erst heraufgebracht hat, daß er jetzt ein Wirthshaus für die reputirlichsten Leut' ist, noch auf ihre alten Täg' ins Joch spannen, als hätt's in ihren jungen nichts gethan, wie die Händ' in den Schoos gelegt und die große Dam' gespielt, und müßte's jetzt erst einbringen, was sie an Zeit und Arbeit in ihren frühern Jahren vertrödelt hat? Ich bin halt manchmal so springgiftig auf mein Bisserl Familie, daß ich Eins

mit dem Andern zum Sperl hinausjagen möcht'! Und nun erst der Seppel! Jesus, Maria und Joseph, das ist erst mein Capitalverdruß! Bis an den Hals hat er studirt für schweres Geld, aber in den Kopf ist nichts gekommen. Wann er eine Fiedel streichen hört, da zuckt's ihm in den Beinen und er möcht' gleich mit herumspringen. Lauter dalket Zeug fängt er an und wenn ein Patient gar nicht willens ist zu sterben und er hat's Unglück, meinen Seppel zum Arzt zu kriegen, kann er nur's Testament machen, denn die Reis' geht dann sicher bald fort."

Herr Stockel wollte trösten, aber Frau Speilgruber gestattete dies durchaus nicht. „Alle Täg' predige ich's dem Seppel vor, was er für'n Nichtsnutz ist; wenn man dagegen den Herrn Doctor und Professor Little anschaut, was aus dem Alles geworden ist, daß man nur Freud' an ihm haben muß, wenn man ihn anschaut", redete sie heftig. „Und gesagt hab' ich's dem Seppel: Wann d' merkst, daß ich krank möcht' werden, kommst mir ja nicht in die Näh', denn wenn das thust, begehst einen Muttermord an mir. Du bist halt ein Doctor für den Meister Todtengräber, daß der nur immer sein Bisserl Arbeit hat. Ui, das ist 'ne Kinderfreud', bei der man sich alle Haar' ausraufen möcht'!" Wenn auch Frau Emerentia

Speilgruber bei dieser Auslassung ihres mütterlichen Aergers die Farben sehr grell gewählt, so war doch Vieles wahr von Dem, was ihr so vielen Verdruß bereitete. Der Seppel war allerdings kein Arzt für Kranke, wie ihn sich diese wünschen. Er hatte beim Beginn seiner Praxis erstaunliches Unglück gehabt, indem die meisten seiner Patienten das Diesseits mit dem Jenseits unter seiner Behandlung zu vertauschen sich gezwungen sahen. Der Eindruck solchen Wirkens war natürlich ein sehr schlechter, und ehe noch zwei Jahre vergingen, sah sich der Seppel ohne alle Beschäftigung in seinem Berufe. Theils Langeweile, theils Groll über sein ihm so wenig schmeichelndes Glück riefen in ihm die ihm ursprünglich innewohnende Vergnügungssucht zur vollsten Geltung, die Gelegenheit im Sperl war zu lockend und er neigte sich stark dem liederlichen Leben zu, in dessen Genuß er sich für den Aerger entschädigte, den er über die Fehlschläge seiner Erwartungen empfand. Unter diesen Umständen war es fast folgerecht, daß die ehemalige herzliche Freundschaft zwischen ihm und Egon sehr locker wurde. Er beneidete diesen um sein Glück und um die unverkennbare Hochachtung, welche von Seiten der Großmutter Veronica und der Mutter und dem Poldel ihm erwiesen wurde, während er selbst

nur die Vorwürfe von Mutter und Bruder zum Anhören bekam. Auch der Herr Stockel sagte zuweilen zu ihm: „Er hat grad' nicht viel mit Seiner Doctorei aufgesteckt, Herr Seppel, und das ist 'n recht haushoher Kummer für Sein' Frau Mutter, die mit Ihm einmal stolzthun zu können geglaubt hat. Sei Er gescheidt und lern' Er noch was Anderes, jetzt ist er noch ein jung Mannel und zum Guten ist's nicht immer an der Zeit, denn wann man's versäumt, ich mein' die Zeit, hat man halt Alles verpufft." Aber beim Seppel schlug solche Mahnung nicht mehr an, sie steigerte nur seinen Unmuth.

Als der Professor mit Kasimir Wrtby in den Sperl trat, rief Frau Speilgruber voll Verwunderung: „Was bringen der Herr Professor da für einen Besuch? Sapperment, ist das ein stattlicher Herr!"

Egon flüsterte ihr einige Worte zu, worauf Frau Emerentia sagte: „Gehen nur die Herren hinauf ins Oberstübel, die Frau Großmam' und ihr Special, der kaiserliche Herr Ofenheizer, sitzen beisammen." Seppel trat, während sich Kasimir und Egon aus dem Gastzimmer entfernten, zur andern Thür desselben herein. Er hatte die Rede seiner Mutter gehört und bemerkte spöttisch dazu: „Der Herr Professor wird uns wol noch die kaiserliche Burg in den Sperl

bringen, wie's scheint." Frau Speilgruber erwiderte kurz: „Das wär' immer eine Ehr' für den Sperl; aber was du hereinbringst, ist keine." Mit den Worten eilte sie in die Küche. Der Seppel spielte Fingerdrehen, indem er ihr sehr misvergnügt nachsah und vor sich hinbrummte: „Was das für 'ne Herrlichkeit mit dem Herrn Professor ist, als wär's der heilige Erzengel Gabriel, der der Frau Mam' und Großmam' das Himmelreich verkündete! Wenn ich nur 'was von ihm wüßte, ich möcht' ihn schon anstreichen."

Der Herr Stockel war recht alt geworden, sein Rücken, den er sonst so fest und steif zu tragen pflegte, hatte sich der Form eines Bogens allmälig genähert, und selbst im Sitzen überwog die vorgeneigte Körperhaltung bei ihm auffallend, sie schien eine Erholung für ihn geworden zu sein. Sein Appetit war aber ganz derselbe geblieben, und als der Professor mit seinem Begleiter eintrat, war der ehrwürdige Special der Großmam' gerade im Begriff, dem Rest eines Guglhopfs die letzte Ehre anzuthun, bei welchem ihn höchst interessirenden Geschäft natürlich jede Störung ihm sehr unangenehm erschien. Die Erscheinung des stattlichen Arcierenleibgardisten gehörte in diesem Oberstübel unter die noch nie dagewesenen

unerhörten Ereignisse. Die gute alte Großmam' war so sehr erschrocken, daß sie kein Glied bewegen konnte, und Herr Stockel hatte den Guglhopfrest aus der Hand auf den Teller fallen lassen und schaute wie Jemand, der aus einem sehr lebhaften Traume aufwacht und sich nicht recht besinnen kann, ob er noch träume oder schon wache, auf Kasimir. Egon eilte, das schreckhafte Staunen der beiden alten Personen zu heben, indem er der Matrone sagte, daß er glaube ihr eine große Freude zu bereiten, indem der ihm hierhergefolgte Cavalier einige Kunde von dem Leibdiener ihres ehemaligen Herrn, des Grafen Johann Wrtby, ihr zu geben vermöge. „Vom Wenzel Borczelek!“ rief die greise Veronica ... „o du mein gütiger Herr und Heiland, wäre denn das möglich? Das sind schon so viele Jahre daher vergangen und soviel Tausend Leut' gestorben unter der Zeit, daß ich mir's gar nicht zusammenreimen kann, noch etwas vom Wenzel Borczelek zu hören. Ach, Herr Stockel, hat Er's denn auch vernommen, was der Herr Professor da zu mir gesagt haben? Ich habe wol manchmal gedacht, wenn ich einsam und alt in meinem Stübel hier gesessen hab', eine Weibsperson, die auf der Erde zu gar nichts mehr nutz ist, wär's denn nicht besser, der Herrgott schickte mir mein letztes

Stündlein; denn was hätte ich noch zu erwarten vom Leben. Wann ich hier sterb', bin ich nicht allein im Himmel drüben, da sind Freunde, die sich freuen werden, mich wiederzusehen. Schau Er, Herr Stockel, das ist ein Wunsch gewesen, den ich in meiner Herzenseinfalt gethan hab', ohne zu wissen, warum ich so lange aufgespart werde? Jetzt weiß ich's und ich bitt' Gott um Verzeihung für meine große Thorheit. Ich sollte noch einmal von dem Unglück der Wrtby hören." Aus den tief eingesunkenen Augen der Greisin fielen ein paar schwere Tropfen auf ihren Schoos nieder, als Zeichen, wie schmerzlich der Gedanke an den Namen der Unglücklichen ihr treues Herz berühre.

Kasimir erzählte vom Wenzel Borczelek. Freilich mußte er verschweigen, daß er selber des Grafen Söhnlein sei, das der wackere Wenzel glücklich hinüber nach Schlesien zu dem Freiherrn gebracht hatte; er erzählte daher nur in der Weise, als gehe ihm die Sache nicht näher an, und wie er zum Ende seines Berichts gelangte, schloß er mit den Worten: „Ich kann nur sagen, daß des Grafen Wrtby Sohn lebt, aber drüben im preußischen Lande, wo? weiß ich nicht anzugeben, denn es sind nun ein paar Jahre verstrichen, daß ich mit ihm zusammen war. Der Borczelek, sein treuer Diener, aber ist todt. Er hat des

alten rechtschaffenen Dieners Verlust schwer empfunden, denn wenn er seiner gedachte, ward ihm das Herz schwer. Der Borczelek war für ihn ein lebendiges Andenken aus einer traurigen Vergangenheit seines Hauses, von dessen Glanze nichts geblieben war als — die dunkelrothe silberbordirte Livrée, in welcher Wenzel an hohen Festtagen erschien."

Die Matrone hatte mit der ernsten dieser für sie so wichtigen Mittheilung würdigen Aufmerksamkeit zugehört und sagte dann beistimmend: „Ja, das Haus der Wrtby war eins der glänzendsten des böhmischen Großadels. Ach, wie ist doch Alles so schnell vergänglich in der Welt! Ob noch von den Dienern dieses Hauses Einer oder der Andere lebt, der zuweilen der guten Tage bei den Wrtby gedenkt, wer weiß es! Die Herrschaft und ihre Diener sind wie eine Spreu vor dem Winde zerstiebt worden und Keins hat mehr von dem Andern gehört. Mich scheint der Himmel vergessen zu haben. Ich will aber nicht murren gegen seinen Willen, denn heute ist mir ja so großes Glück zutheil geworden, von dem geretteten Sohn meiner armen Gräfin zu hören. Sind's nicht fast 27 Jahre, daß ich mit ihr hierherkam nach der Kaiserstadt? ja, ja, soviel Jahre sind's, und doch steht Alles noch so klar vor mir, was damals geschehen,

daß ich behaupten möchte, jene Unglückszeit sei tief und unverlöschlich in meine Seele eingebrannt, während ich doch die Dinge vergesse, von denen vor Wochen, ja nur Tagen die Rede war.“ Und daß diese Worte Wahrheit enthielten, bestätigte die Greisin durch die klare Erzählung der Vorgänge aus jener Zeit, in der die Wrtby von dem grauenvollen Verhängnisse getroffen worden waren. Fast schien es, als sei eine wunderbare Kraft über sie gekommen; denn als sie Alles, was sie wußte, ausgesprochen, erhob sie sich ohne weitere Unterstützung als die ihres Stabes und sagte: „Auf mein Bitten hat die Speilgruberin, meine Tochter, das Putzstübel, in dem die selige Gräfin hier im Sperl gewohnt, ganz so gelassen, wie es damals drinn ausgesehen, und ich hab's zu meiner Betkapelle gemacht, denn von einem Kirchgang ist schon lang' nicht mehr die Rede vonwegen der Altersschwäche. Das soll der Herr schauen, daß Er's dem Sohne meiner Herrin bei Gelegenheit vermelden kann. Komme Er mit, Herr Stockel, Er gehört mit in das Stübel hinein noch aus jener Zeit her.“ Und wenn auch recht mühevoll, schritt die Matrone doch den ihr folgenden drei Männern den kurzen Gang entlang zu dem Putzstübel, dem ehemaligen Asyl der Gräfin Wrtby, voran.

Ja, da war nichts verändert, derselbe Wohllaut der Ruhe, wie er damals hier waltete, als die unglückliche hohe Frau es bewohnt hatte, sprach den Eintretenden auch jetzt zum Herzen. Da leuchtete noch das blendende Weiß des reichen Linnenzeuges durch die blanken Scheiben des Glasschranks, Tisch und Stühle schauten gerade noch so glänzend aus, als wären sie erst wie damals aus der Hand des Tischlers hervorgegangen, dessen Kunstsinn sie mit dem mannichfaltigsten Schnörkeleien ausgestattet hatte; die hohe und breite in Wellenlinien ausgebauchte Nußbaumcommode trug wie zu jener Zeit auch jetzt noch die glänzendblanken Leuchter mit aufgesteckten Kerzen, das zwischen Blumen von farbigem Papier stehende Crucifix und die andern kleinen Dinge, die für die Speilgruber'sche Familie freundliche Zeichen der Erinnerung an einzelne glückliche Vorkommnisse in ihrem Kreise waren. Das mit großblumigem Zitz überzogene Sopha lud zur Ruhe ein, es war ein ehrwürdiges Möbel, von massiver Arbeit, breit und bequem, und zugleich ein Zeichen vom Veredelungssinn seines ersten Besitzers, des verstorbenen Mannes der Sperlwirthin, indem zu seiner Zeit dergleichen Möbelstücke noch nicht so häufig bei bürgerlichen Familien gefunden wurden. Der alte Wächter dieses Familienheilig-

thums, die an der Thür stehende über Mannshöhe hinaufreichende Uhr ließ ihren friedlichen leidenschaftslosen Pendelschlag noch so regelmäßig erschallen wie in den lange verklungenen Jahren, als die unglückliche Gräfin hier gewohnt. In den Tagen ihrer Rüstigkeit hatte Frau Veronica das Amt des täglichen Aufziehens der Uhr besorgt, seitdem sie aber schwach geworden, that es der Poldel, ihr «Einickel» (Enkel). Wenn sich auch das Aussehen der Neuheit über alle in diesem Zimmer befindlichen Gegenstände breitete, denn selbst die farbigen Papierblumen trugen das Colorit der Frische, da sie jährlich von der Fürsorge der Matrone durch neue ersetzt wurden, so trat doch die Veraltung durch die nicht mehr gangbaren Formen der Möbel scharf hervor, die Vergangenheit, der sie angehörten, übte ihr Recht auf die Gemüther, die Eintretenden empfanden den Eindruck jener Scheu, die sich beim Anblick von der Erinnerung an vergangene Zeiten gewidmeten Räumen jedem Menschen unwillkürlich mehr oder minder aufdrängt. Die Matrone sprach nicht, die Bewegung in ihrem Herzen war zu übermächtig, als daß sie ihr hätte Worte geben können. Die abgezehrten Hände um den vor ihr aufgestützten Stab zum Gebet faltend, stand sie vor dem auf der Commode stehenden Crucifix, in

dessen Anschauen versunken. Feierliche Stille herrschte in dem nicht zu großen Raume. „Hier hat meine gute Gräfin Hanna gewohnt und von hier aus ist sie in die kaiserliche Burg gefahren, um dort . . . zu sterben. Es war eine recht traurige Zeit damals!“ redete Veronica endlich. Ich vermeinte den großen Unglücksschlag, der sie und ihr Haus betroffen, nicht überstehen zu können, weil der Gram zu schwer auf meinem Herzen lag . . . und jetzt sind fast 27 Jahre seitdem vorüber!“ Darauf zog sie das oberste Schubfach der Kommode auf und nahm ein kleines Etui heraus. „Da sind die Bilder vom Herrn und der Frau Gräfin, wie sie sich zu ihrer Vermählung haben malen lassen“, sprach sie auf zwei kleine Medaillons deutend . . . „sie sind meine Erbschaft geworden, wie die Frau Gräfin gestorben war. Und wenn ich sterb' . . . 's wird nicht gar zu lange mehr dauern, da soll der Herr sie haben, daß er sie dem Grafensohne zustellen kann. Es wird ein liebes Geschenk sein, denke ich mir.“

„Ein heiliges!“ rief Kasimir, die Bildnisse seiner unglücklichen Aeltern mit Thränen im Auge anschauend. Der Professor und der kaiserliche Ofenheizer hatten sich hinter ihn gestellt und betrachteten die Porträts. Egon konnte sich nicht verhehlen, daß bei einiger

weniger flüchtigen Aufmerksamkeit eine unleugbare Aehnlichkeit in den Gesichtszügen Kasimir's mit dem Porträt des Grafen Johann Wrtby sich fand. Der alte Stockel, welcher wegen seiner Unkenntniß des Sachverhalts eine unparteiische Entscheidung zu geben vermochte, äußerte, nachdem er mehrmals seine Brille abgeputzt hatte, um klarer zu sehen, gegen Kasimir: „Der Herr schaut dem Herrn Grafen recht gleich. Je länger man das Porträt vor Augen hat, desto mehr kommt die Aehnlichkeit hervor. Das mag wol so bei jungen Personen oft der Fall sein, daß sie sich in dem Alter ähnlich sehen." Der Professor hatte eine andere Bemerkung gemacht, unter der er völlig verstummte. In dem Bilde der Gräfin Hanna glaubte er die Züge Konstanze's wiederzuerkennen, wie sie als Mädchen ihm erschienen war; aber es konnte nur eine Täuschung sein. Hieß nicht der Familienname Konstanze's Barlaimont? Er hatte Niemanden, der hierüber einen entschiedenen Ausspruch hätte thun können. Der alte Stockel, obgleich er auch das Bild der Gräfin Wrtby sehr aufmerksam mit der Brille betrachtete, fand sich doch zu keiner beistimmenden Aeußerung veranlaßt, trotzdem das Fräulein von Barlaimont früher von ihm gewiß öfters gesehen worden war. Entweder war die Erinne-

rungskraft im Auge und Gedächtniß des alten Mannes so sehr erblaßt, daß er dem Bilde gegenüber keinen Anknüpfungspunkt, in sich fand oder es war eine Augentäuschung bei dem Professor.

Die lebhaften Schritte der Frau Speilgruber brachten in diese ziemlich stumme Scene eine Veränderung. Der Professor und Stockel gingen ihr ein paar Schritte entgegen. „Ich möcht' doch auch wissen, was der junge Herr von der Arcierengarde der Kaiserin Majestät mit meiner Frau Mam' zu sprechen hat", sagte sie zum Professor, der ihr in Kürze die Veranlassung auseinandersetzte. „Was das für Geschichten sind!" rief die Speilgruber erstaunt . . . „wenn's gedruckt zu lesen wär', möchte alle Welt meinen, 's sei nur eine Historie zum Firlefanz, was gar nicht im Leben geschehen ist, und doch ist's wahr! Ich sag's ja immer, jetzt gehen Ding' in der Welt vor, die kein' Menschenseele begreift. Aber ich muß auch sagen, daß ich eine große Freud' hab' über die Nachricht vom Leben des jungen Grafensohns, und möcht' wünschen, daß ihm Alles wiederersetzt werde, was seine Familie verloren hat; freilich Vater und Mutter kann er nicht wiederfinden und wann ihm die Kaiserin das ganze Reich geben wollte." Ehe sie noch ins Putzstüblein eintrat, sagte sie zu dem Professor:

„Der Poldel möcht' mit Ihnen sprechen. Jetzt finden's ihn grad' auf'm Hof.“

Egon verstand den Wink. Der Sperl war für ihn der Ort, durch den der Briefwechsel zwischen Konstanze und ihm vermittelt wurde. Die mährischen Fuhrleute nahmen von Wien aus Briefe mit an den Besitzer eines Gasthofs an der Hauptstraße nach Brünn, der sie weiter nach ihrer Adresse und auf demselben Wege welche zurück an Poldel Speilgruber beförderte. Das Geheimniß dieses Briefwechsels, welches Egon nicht wagte der Post, die alle Wochen einmal denselben Weg machte, anzuvertrauen, war somit ziemlich gesichert. Der Sperl war weithin im österreichischen Staate von den Fuhrleuten gekannt, und es konnte Niemandem auffallen, wenn der Besitzer desselben in Verbindung mit fernen Personen die Fuhrgelegenheit benutzte, an deren Quelle er sich befand. Im Sperl war man über diesen Briefwechsel der Ansicht, daß der Professor ein Liebesverhältniß mit einer mährischen Dame habe und dies nicht gern alle Leute wissen lassen wolle. Der Poldel wenigstens war dieser Ueberzeugung vollkommen; denn als er den Professor darüber aufs Gewissen gefragt und zugleich diese Vermuthung in seiner gern mit der Thür ins Haus fallenden Manier

geradezu geäußert hatte, war des Professors einzige unter Lächeln gegebene Antwort: „Es ist so etwas; aber ich bitte Euch, Herr Poldel, haltet hübsch reinen Mund, ich möcht's nicht gern allen Leuten auf die Nase binden", was Poldel auch als sehr vernünftig fand und nun erst mit Eifer, da er sich als geheimer Commissionär in so delicater Angelegenheit hinsichtlich des ihm geschenkten Vertrauens etwas wußte, die Correspondenz nach wie vor besorgte. Jetzt hatte der Poldel eben einen Brief für ihn von einem unter der Zeit seines Hierseins angekommenen olmützer Kärrner erhalten und händigte ihm diesen ein. „Wann aber der Herr Professor Hochdero Hochzeit halten, bin ich dabei, denn ich habe rechtschaffen mit bei der Liebschaft geholfen und der Sperl muß auch vertreten sein", sagte Poldel.

„Nicht anders, ich vergesse meine Freunde nie!" war Egon's Antwort. Eine Stunde später verließ er mit Kasimir das Gasthaus. Frau Speilgruber hatte an dem jungen stattlichen Herrn von der Arcierenleibgarde soviel Wohlgefallen gefunden, daß sie ihn einlud, nicht zu vergessen, daß im Sperl Leut' wohnten, die ihn gern sähen. Herr Stockel sagte bestätigend: „Der Herr kann's glauben, in der ganzen Wienerstadt gibt's keinen Ort, wo ich lieber sein

möcht' als grad' hier im Sperl. Jetzt bin ich freilich ein kreuzlahmer Dideldapp, an dem nichts Gescheidtes mehr ist, aber wie ich noch 20 Jährle jünger war und noch gar nichts von einer Altersschwäche wußte, war mir der Sperl schon herzlieb, und wann mir's einmal an der Zeit gefehlt hat, herzugehen, hab' ich gleich vermeint, ich hätt' einen Verlust erlitten. Das ist denn auch so die Reihe Jahre hindurch geblieben, mit der Großmam' bin ich Tag um Tag älter worden, und wann's nicht ein Beschwerniß für die guten Speilgruberischen wär', möcht' ich schon, daß mich der Herrgott aus dem Sperl abholen sollte ... Der Herr versteht schon, was ich meine."

Zwischen Kasimir und Egon waltete auf dem Nachhausewege durch die Stadt ein tiefes Schweigen. Als sie voneinander schieden, sagte der Erstere ernst: „Wenn es wahr ist, daß die Vergangenheit die Lehrerin der Zukunft ist, so haben mir die wenigen Stunden im Sperl eine so unantastbare Wahrheit in die Seele gebrannt, daß meine Hoffnung, als Erbe des Namens Wrtby je einen Anspruch erheben zu können, zuschanden werden muß."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Professor.

„Die Consequenz des Unglücks, das über die Wrtby seine vernichtenden Blitze ausschüttete, ist

entsetzlich. Es hat mit zwei zu gleicher Zeit fallenden Schlägen den Mann zu Tode getroffen, die Schößlinge ... wenn meine Schwester, die in der Burg geborene Zwillingstochter, wirklich noch lebt ... können dieser Consequenz zufolge der Vernichtung nicht entgehen. Als ich die Bildnisse meiner unglücklichen Aeltern anschaute, war es mir, als hauche mich ein eisiger Athem an, Fieberschauer durchlief mein Blut und der furchtbare Gedanke, das Unglück erfüllt seine Mission an den Wrtby ganz, bis sie vertilgt sind aus der Liste der Lebenden, stand in Flammenschrift vor meiner Seele. Nun der nächste Augenblick ist schon Beginn der Zukunft, ich will ihr wenigstens mit Muth entgegengehen. Leben Sie wohl, mein Freund. Daß Sie mir ein solcher geworden sind, betrachte ich als einen der wenigen Lichtblicke meines Lebens."

Kasimir eilte rasch vondannen; aber der Gedanke, dem er Worte geliehen, fand in Egon's Geist einen lange forttönenden Nachhall. Es war ihm, als sei auch er in eins jener unenträthselten Geheimnisse einer höhern Macht verstrickt, welche Geschlechter kommen und gehen heißt, ohne daß eine Ueberfüllung oder eine Lücke in der wunderbaren Ordnung des großen Ganzen zu bemerken ist. In wie engen

Schranken wiegen sich diese Geheimnisse! Geburt und Tod, Aufblühen und Grabesmoder, und zwischen diesen einander scheinbar schroff abstoßenden Polen waltet das unbeugsame Fatum von Generation zu Generation, von Vergangenheit zur Zukunft, bis Alles ausgeglichen und gesühnt ist, Alles Eins geworden, ein Hauch, ein Leben ... oder ein Tod. Egon fragte sich verwundert: „In welcher Beziehung stehe ich zu dem Namen Wrtby, daß er so geheimnißvoll mein Denken, mein Herz an sich fesselt?“ Er konnte sich keine Antwort geben.

IX.

Das Jahr **1770** zeichnete sich in Oesterreichs Geschichte durch Ereignisse ein, die, gleich Samenkörnern für die Zukunft gesäet, erst spätere Frucht tragen, von der aber kein Sterblicher vorher sagen kann, ob sie segensvoll oder verderblich sein werde. Der Sommer des genannten Jahres sah die mit größtem Pomp begangenen Festlichkeiten bei der Abreise der jungen Erzherzogin Maria Antoinette aus der Burg ihrer Väter nach Frankreich zur Vermählung mit dem Dauphin Ludwig. Es waren Feste eines Kaiserhofes würdig, und Niemand ahnte, daß der wahrhaft kaiserliche Glanz, der die liebliche Braut umgab, auf dem Blutgerüst in wenigen Jahren verbleichen sollte! Während diese prunkenden Feste die Wienerstadt in größte Rührigkeit versetzten, ereignete sich auch jene gewaltsame Anspruchserhebung Oesterreichs an die vor Jahrhunderten unter Kaiser Sigismund seitens

Ungarns an Polen verpfändeten zipser Städte. Mittels Waffenmacht beseitigte man die bisherige betreffende Grenzscheide zwischen Ungarn und Polen und nahm von letzterm die seitens Ungarns nicht eingelösten zipser Städte in Besitz, neue Grenzen absteckend. Die Reclamationen Polens, dessen Anarchie es zu jeder thatkräftigen Entgegenstellung unfähig machte und das bereits einem fast zu Tode gehetzten Wilde glich, verhallten ungehört. Maria Theresia, ganz überzeugt, daß sie im vollsten Rechte sei, obwol sich nirgends ein Beleg fand, daß Ungarn sein Recht an die zipser Städte wiedererworben, Polen aber das ehemalige Pfand widerrechtlich vorenthalten habe, beantwortete erst im folgenden Jahre die Beschwerde des Polenkönigs über diese Gewaltschritte mit den Worten: „Sie sei nach Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen und Türken und gänzlicher Beruhigung Polens gern bereit, sich über die schon lange ungewissen Grenzen zwischen Ungarn und Polen mit dem letztern zu vergleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden, sich in den Besitz einiger Districte zu setzen, auf welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde auch sich nicht abhalten lassen, mit den zur Behauptung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen fortzufahren.“

Somit war denn das erste Ergebniß der im Jahre vorher zwischen dem Kaiser Joseph II. und dem Preußenkönig im Lager bei Neisse stattgefundenen Zusammenkunft zutage gekommen, als ein sehr trauriger Vorläufer nachfolgender Begebenheiten, für die man eine Berechtigung nirgends glaubhaft machen konnte. Niemand hatte die Andeutung des preußischen Friedrich: das Weiseste sei, wenn man der unermeßlichen Eroberungssucht der Zarin Katharina II. nicht Einhalt thun könne, Vortheil davon zu ziehen, besser beherzigt als Kaunitz, da er vor allen Dingen auf den Ehrgeiz und die Ländersucht Joseph's rechnen konnte, der, wenn auch eine weit edlere und innigere Natur, doch in vielen Beziehungen ihm so sehr ähnlich war. Die Aussicht, auf die bequemste Weise von der Welt Eroberungen zu machen, war zu lockend für Kaunitz's Diplomatenseele, als daß er, der vermöge seines Egoismus für Scrupel unzugänglich war, nicht den Gedanken an eine Theilung Polens in sich ausgebildet und dies Lieblingskind seiner Ideen zur Wirklichkeit hätte emporreifen sehen wollen. Die Reise Kaiser Joseph's nach Neustadt in Mähren im Spätsommer 1770, wohin er den Preußenkönig zu einer zweiten Zusammenkunft eingeladen, und um denselben

soviel Glanz als möglich zu geben, ein Lustlager hatte aufschlagen lassen, war schon durch den Umstand, daß Fürst Kaunitz den Kaiser begleitete, als ein Ereigniß von größter Wichtigkeit bezeichnet.

Der 3. September sah diese Zusammenkunft. Es war ein artiges Schauspiel oder ein Schauspiel der Artigkeit, welches hier von zwei mächtigen deutschen Fürsten aufgeführt wurde. Friedrich trug die österreichischen Farben, weiß mit Silber gestickt, um den Oesterreichern, welche von früherher nicht Ursache hatten, die preußischen Blauröcke besonders zu lieben, das Compliment zu machen, als trüge er den Wunsch in sich, diese Farben zu alleinherrschenden in Deutschland werden zu sehen. Aber der Zufall ist ein neckischer Kobold, welcher die öfters von Friedrich II. gegen den mit zu Neustadt befindlichen Loudon, dem er die größte Ehre erwies und ihn nur Herr Feldmarschall nannte, und andere österreichische Generalen gebrauchte Bemerkung: „Ich bin für euch ihr Herren nicht sauber genug, ich bin nicht werth, Ihre Farben zu tragen“, an ihm selbst recht zur Wahrheit werden ließ; denn der sehr starke Gebrauch des Schnupftabacks von Seiten des Königs betüpfelte das zarte österreichische Weiß mit auffälligen Flecken, die natürlich auf blau weniger sichtbar waren.

Friedrich's energischer Scharfblick erkannte, von welchem Uebergewicht Kaunitz' Ansichten in Oesterreich seien, und ihn ganz zu gewinnen, war sein Bestreben. Wenn auch Kaunitz sich bisher rühmen konnte, die Huldigungen einer halben Welt empfangen zu haben, so feierte er doch jetzt zu Neustadt den seltensten Triumph: Friedrich schmeichelte dem eiteln, selbstgefälligen Staatsmann so sehr, daß dieser sein Diener und hinsichtlich der Maßnahmen, welche später gegen Polen erfolgten, der treueste Associé des ursprünglich von Friedrich angedeuteten Theilungsplans wurde. Mitten in dem heitern Glanze, den die vom Kaiser nach Neustadt mitgebrachte italienische Oper und das Ballet, letzteres unter persönlicher Leitung des berühmten Tänzers Noverre, dem Lustlager verlieh, ward Kaunitz zur höchstgeltenden Person vom König erhoben, indem dieser es mit größter Geschicklichkeit anzustellen wußte, daß jener stets in die Mitte, also zwischen dem Kaiser und ihm zu sitzen kam, damit er, Friedrich, aus des Fürsten goldener Dose schnupfen konnte.

Während Kaiser Joseph nach Ende der Zusammenkunft nach Böhmen ging, begab sich Fürst Kaunitz nach Wien zurück. Wenn man von der nach Rückkunft des Letztern sich an der Kaiserin sehr be-

merkbar machenden Verstimmung auf das Ergebniß der Zusammenkunft zu Mährisch-Neustadt in dem Sinne hätte schließen wollen, daß die im Interesse Oesterreichs dort zur Sprache gebrachten Fragen nicht zufriedenstellend ausgefallen seien, so würde man eine sehr irrige Ansicht gefaßt haben. Diese Verstimmung beruhte allein in dem Rechtsgefühle und vielleicht auch in ihrem unbesiegbaren Widerwillen gegen Alles, was preußisch hieß. Gedachte sie an das ihr entrissene Schlesien zurück, so mußte sich ihres Herzens eine Bitterkeit bemächtigen, welche sie auf Alles übertrug, was vom König von Preußen ausging. Wie hätte sie Vertrauen zu ihm haben können!

An einem Novembernachmittag befand sich ihr Beichtvater Pater Campmillr bei ihr, um, wie das Regel war, über verschiedene Vorkommnisse in geistlichen Dingen der erhabenen Frau Bericht abzustatten. Die Kaiserin hatte, wie der Pater nicht besonders erfreut bemerkte, heute nicht mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit ihm zugehört, und die Zerstreuung, in der sie sich befand, war so auffällig, daß Campmillr verzweifelte, etwas genugsam Pikantes aufzufinden, sie davon zurückzubringen. Endlich schien ihm ein guter Einfall zu überkommen und er sagte: „Ihro Majestät hätt' ich noch was mitzutheilen, ich fürchte aber,

daß es der allergnädigsten Frau Kaiserin nicht lieb und angenehm sein wird.“

„Ich bin einmal im Unangenehmen drin“, entgegnete die Kaiserin . . . „auf ein Bisserl mehr oder weniger kommt's nicht an. Sage Er's nur.“

„Aber ich muß mich im voraus verwahren, daß Das, was ich der kaiserlichen Majestät erzähle, nicht angeschaut werden möcht', als machte mir's Freud', etwas gegen den durchlauchtigsten Herrn Staatskanzler Fürst Kaunitz aufs Tapet zu bringen, weil er den armen Vätern von der Gesellschaft Jesu nicht grün ist.“

„Von der Armuth der Gesellschaft schweige Er“, entgegnete die Monarchin gereizt. „Ich mein', die heilige Gesellschaft so gut gepflegt zu haben, wie's halt nur eine rechtschaffene Fürstin und Christin kann. Seccire er mich nicht mehr mit solcher Dummheit, ich bin keine Freundin davon. Wollt's denn noch mehr haben, als schon habt? Das ist ein ewiger Hunger nach Mehr bei euch, und ich denk' daher, 's möchte euch gut sein, wenn ihr euch daran erinnert, daß andere gutkatholische Staaten die heilige Gesellschaft Jesu auf eine sehr unzarte Art ausgeschafft haben, und daß, wenn ich ihr, der heiligen Gesellschaft nämlich, nicht noch die Stang' gehalten

hätt', wär's schon lang fort aus Oesterreich, denn sie hat eben keine absonderlichen Freund' hier im Land'."

Pater Campmillr bog demüthig den Nacken, eine gewöhnliche Form bei ihm, wenn er Ergebung zeigen wollte. Er war voll der Erkenntniß, daß die Stimmung der Kaiserin eine sehr üble sei. Es folgte eine lange Pause. Die erhabene Frau rief ihm endlich zu: „Warum schweigt Er denn?"

„Ich wollte warten, bis Ihro kaiserliche Majestät mir das Reden gestatteten, denn es würde mir, einem Diener des Herrn, der die Demuth selber war, schlecht anstehen, eifrig mein eigener Verfechter zu sein. Wenn ich die Gesellschaft Jesu, der ich so glücklich bin anzuhören, als schwaches Werkzeug in der Aussaat des göttlichen Wortes, arm nannte, so sollte diese Bezeichnung sich nicht auf weltliche Armuth, sondern lediglich nur auf die traurige Abneigung, die sich gegen sie kundgibt und die nur künstlich hervorgebracht worden von Menschen, welche überhaupt gar keine Religion haben, beziehen. Arm ist Der, welcher seiner Freunde Zahl abnehmen sieht, und wenn uns Väter der Gesellschaft Jesu ein Trost aufrechthält in dieser Zeit der Verfolgung, so ist es nur der, zu wissen, daß Ihro Majestät, von Gott erleuchtet, unsere Schützerin sind, weshalb von unserm hochwürdigsten Obern jedem

Mitglied der heiligen Gesellschaft ein tägliches Gedenkgebet für die von Ihro Majestät uns erwiesenen großen Wohlthaten und eine demüthige Fürbitte zur allerseligsten Jungfrau um Segen für Ihro Majestät als unerlaßliche Pflicht aufgelegt worden ist."

Der Pater hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß der Kaiserin verdüsterte Züge sich erheiterten und sie in ganz mildem Ton ihm befahl, die vorhin erwähnte Mittheilung ihr zu machen, worauf er mit viel Salbung anhob: „Es heißt in den Worten der Schrift: «Der Böse geht umher und macht Denen ein Zeichen, die er verschlingen will; die heiligen Engel aber bemühen sich, mit ihren Thränen das Zeichen auszulöschen.» Ein solches Zeichen hat der Böse denn auch auf die Stirn eines unserer Ordensmitglieder in hiesiger Stadt gemacht, daß er Apostat wurde und seinem heiligen Eide untreu. Bruder Monsperger, früher ein demüthiger und liebevoller Diener des Herrn, ist ein trauriges Spiel einer Leidenschaft geworden, die man ihm auf Befehl des Fürsten Kaunitz eingeflößt hat."

„Wie wäre das möglich gewesen?" fragte die Kaiserin erstaunt.

„Bruder Monsperger hat viel im Hause des durchlauchtigsten Fürsten verkehrt mit einem Jugend-

freunde, dem Geheimschreiber Harrer. Da ist es denn geschehen, daß Monsperger auch im Kaunitz'schen Hause eine kleine Tänzerin, Demoiselle Luçon, gesehen, und eben weil der Böse ihm das Zeichen auf die Stirn gemacht hat, sich in diese Person auch vernarrte. Nach Jahresfrist ist Bruder Monsperger so toll geworden, daß er den Orden gelästert und allen Gehorsam ihm aufgekündigt hat. Man würde ihn in eine geistliche Besserungsanstalt gebracht haben, indeß da ist der Harrer, sein Freund, mit einer Vollmacht vom Fürsten dazwischengekommen, dem Apostaten kein Härlein zu krümmen. Obwol der Orden im Recht war, seine Mitglieder zu strafen nach eigenem Gesetz, so ist doch des lieben Friedens wegen beschlossen worden, den Monsperger als Einen zu betrachten, der nie zu unserer heiligen Gesellschaft gehört hat. Unter dem Schutze des Fürsten hat er also jahrelang in einem Häuschen an der Donau gelebt und hat einen Mann bei sich gehabt, der ihn überwachte, daß ihm nichts Böses von unserer Seite geschähe; aber des Himmels Strafe ist nicht ausgeblieben: der Monsperger ist total verrückt geworden und in so schlechten Zustand verfallen, daß sie ihn haben binden müssen, und gar gräulich soll es gewesen sein, wenn er im Paroxismus Gott, sich, die

Tänzerin, die nur Scherz mit ihm getrieben, den Fürsten und den Harrer, seinen Jugendfreund, verflucht und dann wieder plötzlich geweint hat, als wolle der Jammer ihm das Herz abstoßen. Vor wenig Tagen nun ist des Monsperger Wohnung über Nacht leer gewesen, Niemand weiß, wohin er gekommen. Dem Obern unsers hiesigen Profeßhauses liegt es sehr am Herzen, zu erfahren, was mit dem abtrünnigen Bruder geschehen; denn wenn auch Apostat, bleibt er doch immer eine Seele, die wir die unsere genannt haben. Aemsige Nachforschungen haben endlich ergeben, daß er im Nachtdunkel in einem Wagen fortgebracht worden sei, aber wohin? Wenn Ihro Majestät um der christlichen Barmherzigkeit willen, daß des tiefgefallenen Bruders Monsperger arme Seel' gerettet werde, sich der Sach' allergnädigst annehmen möchten, der Fürst müßte doch auf Befragen von Ihro Majestät . . ."

„Laß Er mich aus!" unterbrach ihn die Kaiserin . . . „ich hab' jetzt keine Zeit, um einen apostatischen Menschen mich zu kümmern und mit dem Fürsten ein Gebräsch anzufangen über so geringe Sach'. Wann der Monsperger ein Apostat geworden, ist er auch nicht soviel Redens werth. Laßt's ihn laufen, solche Bagage gibt's schon noch mehr." Damit war

jede weitere Verfolgung dieser Angelegenheit entschieden abgewiesen und der Pater zu der Ueberzeugung gekommen, daß er heute entweder einen Unglückstag habe oder der Eifer der Kaiserin für die Gesellschaft Jesu bedeutend abgekühlt worden sei, was natürlich auf die Bemühungen der Feinde des Ordens zu setzen war. Pater Campmillr versuchte abermals sein Manöver, den Kopf gleich einer vom heißen Sonnenbrand welkgewordenen Sonnenrose zu hängen, in der Hoffnung, daß die Kaiserin darin einen Anlaß finden werde, ihn zu weiterer Rede aufzufodern. Indeß auch hierin hatte er sich betrogen, denn die erhabene Frau sagte kurz: „Geh' Er mit Gott, hochwürdiger Herr. Ich hab' heut' keine rechte Affection für Seine Sachen, der Kopf ist mir voll von Dingen, die mich ganz und gar beschäftigen. Adieu.“ Langsam und würdevoll nahm Pater Campmillr, nachdem er wie gewöhnlich eine Art Segen über die Kaiserin gesprochen, seinen Rückzug. Die Monarchin verlor sich bald in tiefes Sinnen, das sorgenschwere Haupt in die linke Hand gestützt, während die rechte unverwandt die Feder über ein bereits angefangenes vor ihr auf dem Pulte liegendes Schreiben hielt. Nach einer langen Weile richtete sie sich auf und redete halblaut vor sich hin: „Das ist ein furchtbarer Gedanke, seine

Ehr' und seine ganze Reputation hinwerfen zu müssen ... ich kann den Gedanken nicht hinunterkriegen, er liegt mir wie ein Alp auf der Seel'. O mein guter Herrgott, 's ist übel, daß ich nur eine Weibsperson bin, die so vielen großen und gelehrten Männern nicht allein die Spitze bieten kann; aber wenn ich einmal längst todt bin, wird man's erfahren, was aus dieser Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." Nach einigen Secunden, in denen sie, wie ihr großer Ahn, der fünfte Karl, wenn er im Geiste combinirte, emporgeblickt hatte, setzte sie die Feder an und schrieb das an den Staatsminister Kaunitz bestimmte und schon angefangen vor ihr liegende Billet zu Ende, des Wortlauts:

„Als alle Meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. — Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist; muß bekhennen, daß so zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. — Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pollen oder von der Moldau und Wallachey

unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen? — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Mit einem tiefen Athemzuge legte die Kaiserin die Feder hin und ließ die Hände in den Schoos niedergleiten, als fühle sie sich übermüdet. Hätte Maria Theresia kein anderes Denkmal ihrer Regierung hinterlassen als den Inhalt dieses Billets, so würde die Nachwelt allein schon aus diesem ein treffendes Urtheil über ihren Charakter zu fällen berechtigt sein. Strenge Gerechtigkeit war die Richtschnur aller ihrer Handlungen, sie erfüllte sie gegen sich selbst mit derselben Härte, wie sie dieselbe nach außen hin wahrte. Sie war keine gemachte, sondern eine geborene Kaiserin, die Hoheit ihrer Würde fand ihre Basis in ihrer Tugend oder auch ihre Tugend eine unwandelbare Basis in ihrer Würde als Kaiserin. Der letztern vergab sie kein Recht und daher entstanden jene seltsam scheinenden Widersprüche in ihrer Regierung und in ihren Privathandlungen. Die personificirte Güte und Milde in dieser, war sie in denen der erstern unerbittlich und lud oft den Schein der Ungerechtigkeit, der Grausamkeit, des Hasses und der Willkür auf sich. Das Princip, den Thron über

jede leidenschaftliche Regung im Staate als unerschütterlich zu erheben, entstammte ihrem Blute, ihrer Erziehung, ihren Neigungen, und aus dieser mit Eifer verfolgten Aufgabe ihres Lebens ging auch die Glorie der Sittenreinheit hervor, durch die sie auch zugleich als erstes Muster aller Frauen ihrer Völker, ja der damaligen auf hohe Civilisation Anspruch machenden Menschheit voranleuchtete.

Die Uhr auf dem Kamin schlug drei Viertel und mit dem letzten Schlage öffnete sich die Thür und eine Frau trat ins Zimmer, um die Kaiserin an die Vesper zu erinnern, der sie stets zur bestimmten Nachmittagsstunde im Stephansdom beizuwohnen pflegte. Die Unbeweglichkeit der in deu Lehnsessel zurückgesunkenen Monarchin, deren Augen sich geschlossen wiesen, erfüllte die Hereingetretene mit Angst und sie rief, dieser Empfindung einen Ausdruck gebend: „Um aller Heiligen, was ist denn unserm herzgeliebten Majestätchen?"

Die Kaiserin schlug die Augen auf, und die Angstvolle anschauend sagte sie: „Schrei' Sie doch nicht, Fritzen. Wann's Jemand hört, möcht' ja Jeder denken, ich sei in den letzten Zügen, und dahin ist's noch lange nicht."

„Ich hab' nicht geglaubt, daß unser gutes Ma-

jestätchen ein Spaßettel mit mir haben will", entschuldigte jene.

„Vom Spaßetteln ist keine Red'", war die Antwort der Kaiserin, und die Fritzen, obwol es ihr nicht an gutem Mundwerk fehlte, schwieg, denn die dichtgerunzelte Stirn ihrer Gebieterin deutete auf eine sehr große Verstimmung. Mit den zunehmenden Altersjahren wurden bei der Kaiserin derlei Vorkommnisse öfters bemerkbar. Sie, deren Grundtypus Heiterkeit war, verfiel, wenn wir uns des Vergleichs bedienen dürfen, zuweilen jenen geheimnißvollen Mächten, deren Herrschaft durch Anwandlungen von Schwermuth gewöhnlich sich offenbart. Vielleicht waren diese Verstimmungen die Folgen innerer Einkehr, nämlich der Rückblicke auf ihre Vergangenheit, nicht daß sie sich mit Vorwürfen gequält hätte um Das, was sie gethan in ihrem hohen Berufe, sondern Verdüsterung ihres heitern Sinnes durch die Erinnerungen Dessen, was sie erlebt hatte und noch erlebte. War nicht eine halbe Welt gegen sie in Waffen gewesen, als sie ihres Vaters Hinterlassenschaft antrat? Die leichtgereizte Empfindlichkeit ihres weiblichen Wesens konnte es nie vergessen, daß die Großen eines ihrer Länder sich mit ihren Feinden verbunden hatten, um ihr den Thron zu entreißen; der Gedanke an den

Abfall der Böhmen erregte stets bei ihr, wenn sie durch Zufall an denselben erinnert wurde, großen Verdruß, und man konnte mit Gewißheit behaupten, daß sie Böhmen nicht liebte. Jener Abfall hatte einen tiefverborgenen Dorn in ihrem Herzen zurückgelassen, der bei jeder leichten Berührung aufs neue schmerzte. Verfolgte sie den Gang der Ereignisse weiter, so ward das unangenehme Gefühl im Laufe ihrer Regierung, zum Ende eines blutigen Kriegs eine der schönsten Provinzen ihres Reichs an ihren Erbfeind gezwungen abgetreten zu haben, nur noch mehr vermehrt. Und wenn es etwas gab, das sie tief demüthigen mußte, so war es das Bewußtsein, mit diesem Erbfeind, den sie haßte, mit Rußland, dessen Herrscherin sie wegen deren Antecedentien tief verabscheute, gemeinschaftliche Sache in einer der ungerechtesten Handlungen machen zu müssen. Für ein so stolzes Frauenherz als das ihre gab es keinen niederschlagendern Gedanken als den, daß sie von der Zeit überwachsen, sich nicht mehr als unumschränkte Herrin wußte. Kaunitz, ihr Sohn und die Zeitereignisse hatten ihr, der gealterten Frau, den freien Willen entrissen und große Angst um die Zukunft Oesterreichs in ihre Seele geflößt; denn wie konnte

Segen geerntet werden, wo man das himmelschreiendste Unrecht aussäte? Ihr von tiefer Religiosität überreizter Sinn empörte sich bei diesem Gedanken und die Verstimmungen waren daher nur folgerecht. „Vesperzeit? Alle da?“ fragte sie die Fritzen nach einer Weile, und nachdem sie deren bejahende Antwort empfangen, verließ sie ihr Zimmer. Im Vorgemach erwartete der kleine Dienst sie, und sich auf den Arm des Oberkammerherrn stützend, schritt sie langsam durch die sogenannten Vorkammern, in denen die Leibgarden ihre Wachtlocale hatten. Es bedurfte keiner besondern Erkenntniß, um zu der Ueberzeugung zu kommen, die Monarchin befinde sich in einer ungewöhnlich schlechten Laune; das ihr folgende Personal richtete sich so streng danach, daß der kleine Zug stumm dahinschritt, nur das Schlürfen der Schritte und das Rauschen der Damenkleider war hörbar. Als die Kaiserin in das Bataillenzimmer eintrat, klirrten die Carabiner der Arcierenleibgarde im Honneur. Ganz gegen sonst dankte die erhabene Frau nur mit einem leichten Kopfnicken und wollte eben am Arm des Oberkammerherrn weiterschreiten, als eine in tiefe Trauer gekleidete Frau, welche neben andern Personen in der Vorkammer gestanden, plötzlich in die Knie sank und mit den halberstickten Wor-

ten: „O, allergnädigste Majestät! Gnade!“ ihr ein Bittschreiben hinreichte.

„Was ist? was ist?“ rief die Kaiserin aufgeschreckt aus ihren Gedanken. „Wer ist Sie?“

„Die Frau eines Offiziers, der das Unglück gehabt hat, einen Kameraden im Duell zu erstechen und nun zum Tode verurtheilt ist“, war die Antwort der Bittstellerin.

„Da kann ich Ihr nicht helfen“, entgegnete Maria Theresia unwillig. „Wer hat Ihrem Manne geheißen, Gesetz und Recht außer Augen zu lassen? Habe ich nicht Anno 52 schon ein Duellmandat erlassen, worin die Strafe, durchs Schwert hingerichtet zu werden, auf solche barbarische Mörderei gesetzt worden? Hat nicht des Kaisers Majestät erst neulich selbes Gesetz den Offizieren der Armee eingeschärft? Exempel müssen statuirt werden. Meine Offiziere sollen sich nicht gegenseitig tödten, das ist ein Betrug am Vaterland, eine Abscheulichkeit, die vor Gott nicht verantwortet werden kann. Ich habe noch nie gehört, daß bei den Türken ein solcher Gräuel zu Hause wäre, und meine Offiziere sollen Christen sein. Geh' Sie Frau . . . hier kann ich nichts thun.“

Aber wie der Schiffbrüchige mit letzter Hoffnung ein schwankes Bret umklammert, so versuchte auch

die Frau der Kaiserin Herz zu rühren; es gelang ihr soweit, daß sie fragte: „Wie heißt Ihr Mann?“

„Hauptmann von Deym“, war die Antwort.

„Von Deym? ... von Deym? ... hm, der Name ist mir bekannt, aber wo und wann habe ich ihn gehört? ... ich kann mich nicht entsinnen.“

Die Bittende schien darin einen Anlaß zu finden, der Kaiserin Herz zu rühren, indem sie ihrem Gedächtniß zu Hülfe kam und sagte, daß der dem Gesetz zufolge zum Tode Verurtheilte der Sohn jenes unglücklichen böhmischen Freiherrn von Deym sei, welcher, betheiligt bei der Erhebung der Böhmen beim Regierungsantritt der Kaiserin, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt in Temesvar als Gefangener gestorben. Das Antlitz der Kaiserin nahm eine tiefdunkle Färbung an. „Das ist die schlechteste Empfehlung, die Sie bei mir anbringen konnte“, sagte sie nach einer Pause mit dem unverkennbarsten Ausdruck des Unmuths. „Wer einen Hochverräther zum Vater gehabt hat, von dem ist nicht zu erwarten, daß er Achtung vor Gesetz und Recht hat. Komme Sie mir nicht wieder zunahe. Die böhmischen Rebellen haben sich damals meiner Gnade zu wenig empfohlen, als daß ihre Nachkommenschaft Anspruch darauf haben sollte. Wie der Baum, so die Frucht.“ Ohne

weiter auf die Bittende zu achten, verließ die Kaiserin das Bataillenzimmer, begleitet von ihrem Gefolge.

Durch die harte Zurückweisung wie betäubt, war die Frau in ihrem großen Leide auf dem Boden knien geblieben; Schreck und Schmerz machten sie unfähig zum Aufstehen, man mußte sie aufheben und hinausführen. Der Zufall hatte Kasimir von Starkow, obgleich er an diesem Tage keinen Dienst hatte, zum Zeugen dieser Scene gemacht, da er sich zufällig vorher im Bataillenzimmer eingefunden. Wenn irgendein Vorfall geeignet war, ihn zu der Erkenntniß zu leiten, was er für sein Streben, den geächteten Namen Wrtby in seiner Person zu neuer Anerkennung zu bringen, zu hoffen habe, so war es dies an und für sich unbedeutende Ereigniß, welches ihm die Gesinnungen der Monarchin hinsichtlich der Erinnerung an die Unglücklichen, welche damals ihrem harten Strafgericht anheimfielen, so rückhaltlos offenbarte. Diese Erinnerung übertrug die Kaiserin also auch auf die Nachkommen der von ihr Geächteten. „Ich Thor, wie konnte ich nur einen Gedanken von Vertrauen auf Milde hegen, wo der tiefste Haß seine Wurzeln geschlagen hat!“ redete Kasimir zu sich. „Wuchert dieser Haß gegen Böhmen nicht schon jahrhundertelang im Hause Oesterreich? Erstanden nicht

in Böhmen die Kelchbrüder des Ziska? rief Böhmen nicht einen fremden König an seine Spitze, alle Verbindung mit Oesterreich zerreißend? o, dieser Haß ist nicht das Kind dieses Jahrhunderts, er ist Fleisch und Blut geworden seit alter Zeit, er ist unvertilgbar auf beiden Seiten.“ Eine tiefe Röthe überglitt des Freiherrn Gesicht beim weitern Nachhängen dieser Gedanken. „Nur eine Hülfe, dieses Hasses ledig zu werden, ist für Böhmen, wenn es entweder selbständig oder preußisch wird“, sagte er nachdenkend zu sich, und der Gedanke, zu dem Letztern mitzuwirken, trat lebhaft vor seine Seele. Je mehr er sich in ihn hineindachte, desto tiefere Wurzeln schlug er. Freude ergriff ihn bei dem Bewußtsein, daß er dann im Sinne seines unter dem Schwerte des Henkers gefallenen Vaters handle. Seine Seele wurde stolz im Aufschwung seiner Einbildungskraft, ein geheimer Feind des mächtigen Kaiserhauses zu werden und von nun an ein Ziel zu verfolgen, um dessentwillen das Blut seines Vaters, seines Oheims geflossen war.

Ein Augenblick hatte somit das Ziel seiner Bestrebungen verändert und ihn selbst mit. Wie sein Plan auszuführen sein werde, darüber war er freilich nicht im Klaren, aber er verzagte auch darum nicht. Er hatte bereits erkennen lernen, daß der Hof

der Kaiserin mehr Täuschungen als Wahrheit enthalte, daß unter der glänzenden Außenseite des Glücks, der Zufriedenheit, die die Vornehmen dieses Hofs zur Schau trugen, viel tiefer Groll verborgen lag, wie auf prachtvoller Blumenau versteckte Schlangen. Joseph's Reformen hatten in Mark und Bein vieler sonst einflußreichen Personen zu schmerzlich eingeschnitten, als daß nicht jede derselben der geheime Mitverbündete der Feinde des Reformators hätte sein sollen. Als er früher noch in den Salons des Grafen Trautson erschien, hatte er diese tiefe Misstimmung herausgefühlt und selbst Gräfin Angelica solche öfters verrathen. Eins war ihm klar: die Gräfin mußte eine Hauptperson für die Erreichung seines neuen Ziels werden, sie war in seiner Hand und an ihn gefesselt. Niemand kannte das geheime Verhältniß zwischen ihnen, sorgsam wußte die Schlauheit Angelica's es vor Aller Augen zu verhüllen. Somit war er nicht nur ihres Beistandes sicher, sondern er war auch ihr Herr, um ihrer selbst willen durfte sie es nicht wagen, sich seinem Willen zu entziehen, und durch sie, die in den höchsten Kreisen lebte, mußte es ihm möglich werden, die geheimsten Vorgänge zu erfahren. Wie die Fäden weiterzuspinnen waren, konnte dem Zufall getrost überlassen bleiben, er führte sicher

Anknüpfungspunkte herbei, welche sein Streben auf dieser neuen und ebenso gefahr- als geheimnißvollen Bahn begünstigten.

Er selbst hatte eine mächtige Freundin in der nächsten Umgebung der Kaiserin gewonnen und zwar die sogenannte Fritzen, die vertraute Kammerfrau, welche von ihrer Herrin an den zum Hartschierlieutenant mit Oberstlieutenantsrang ernannten ungarischen Edelmann von Petrasch verheirathet ward, mit welcher er durch deren Mann, unter dessen Commando er diente, bekannt geworden war. Trotz dieser Verheirathung blieb Frau von Petrasch, von der Kaiserin stets nur unter ihrem frühern Namen Fritzen genannt, in der Stellung einer Vertrauten in der Nähe der erhabenen Frau. Sie verstand es aufs vollkommenste, der Kaiserin Neugier, die sich gern mit den kleinern oder größern Geheimnissen der Hofpersonen oder auch mit den mehr oder minder obscönen geheimen Geschichten der wiener bürgerlichen Welt bekannt machen ließ, immer regezuerhalten, und da man die Neigung Maria Theresia's zu dieser Frau von nicht besonders verfeinerten Sentiments kannte, so war sie für alle Die, welche irgendetwas, das auf geradem Wege zu gelingen keine Aussicht hatte, auf solchem krummen Pfade durchzubringen hofften — und deren Zahl war

nicht klein — ein besonderer Gegenstand von Aufmerksamkeit, man schmeichelte ihr auf alle Weise. Lieutenant von Petrasch hatte somit das Vergnügen, der Gatte einer sehr einflußreichen, wenn auch nicht im hohen Range stehenden Frau zu sein, und nebenbei auch als ein sehr gutmüthiger Charakter, der außer seinem Commando in der Hartschier- oder Arcierenleibgarde keins in seinen häuslichen Angelegenheiten beanspruchte, das schöne Bewußtsein, in vollkommenster Harmonie mit seiner Ehehälfte zu leben. Frau von Petrasch, welcher Kasimir durch einige Besuche in Dienstangelegenheiten bei ihrem Gatten bekannt geworden, hatte ihm großes Wohlwollen bezeigt und in guter Laune versprochen, daß er in ein paar Jahren zum Lieutenant avancirt sein sollte, denn sie gälte etwas bei der kaiserlichen Majestät. So hatte sich zwischen dem Herrn von Petrasch und Kasimir auf Grund des Wohlwollens des Erstern Gattin ein freundschaftliches Verhältniß gestaltet und Kasimir durch die Geschwätzigkeit der Letztern eine Menge Zustände bei Hofe erfahren, welche ihm außerdem gänzlich fremd geblieben wären. In ihrer Häuslichkeit liebte Frau von Petrasch es besonders, über Dinge zu sprechen, die eigentlich ihrem Wirkungsbereiche bei der Kaiserin fernlagen, sie jedoch außerordentlich in Anspruch

nahmen. Die Politik bildete das Lieblingsthema der sehr gesprächigen Frau und in dieser Beziehung gab sie ein getreues Abbild der Ansichten ihrer Herrin, nur daß ihr Haß gegen Preußen sich zuweilen in sehr derben Ausdrücken Luft machte, sowie die Abneigung der Kaiserin gegen Rußland und besonders gegen dessen Zarin Katharina II. in ihrem Munde nicht selten hart an der Grenze der Gemeinheit hinstreifte.

Unter solchen günstigen Auspicien glaubte Kasimir seine neue Ideenrichtung mit Glück verfolgen zu können. Er fühlte sich von diesem Gedanken begeistert. Wenn auch der Zweifel an Rechtlichkeit des von ihm fortan einzuhaltenden Bestrebens in ihm aufstieg, so schlug er denselben sogleich nieder, indem er zu sich sagte: „Wer könnte mich verdammen, daß ich das Blut meines Vaters, den Tod meiner Mutter, denn nur das entsetzliche über unsere Familie gekommene Verhängniß hat ihren Tod herbeigeführt, nach Kräften zu rächen suchen will? Wer hat Erbarmen mit Denen gehabt, welche ihre Abneigung gegen das Haus Habsburg, das seit Jahrhunderten die edelsten Geschlechter Böhmens vertilgte, um zu herrschen, mit ihrem Blut bezahlen mußten? Ist es edler, ein dienstwilliger Unterthan Derer zu sein, die unsern Namen hassen, oder diesen Haß zu rächen? Bin ich nicht als geheimer

Protestant schon deren natürlicher Feind?" Die Antworten auf diese an sein eigenes Ich gerichteten Fragen fielen natürlich alle in dem Sinne aus, welcher die Grundlage seiner Laufbahn zu dem neuen Ziele, das er sich gesteckt, bildete. Eins jedoch blieb fester Entschluß bei ihm, Egon, seinen Freund, nicht in das Getriebe zu verwickeln. Er liebte ihn zu sehr, um ihn einer Gefahr preiszugeben, ja er entschloß sich sogar, sich von ihm zurückzuziehen, wenn der Umgang mit ihm demselben Verderben bringen konnte, sobald nämlich seine feindlichen Bestrebungen eingeleitet wären. Egon stand als Muster eines reinen männlichen Charakters vor ihm, und eben diese Erkenntniß war es, welche Kasimir veranlaßte, sein geheimes Verhältniß zur Gräfin Trautson gegen ihn zu verschweigen. Egon's ehrenhafte Gesinnungsweise würde sich von ihm abgewendet haben. Seit jenem Tage, wo Egon ihn in den Sperl eingeführt hatte, war auch Kasimir daselbst heimisch geworden, er ward von der alten Großmam' und deren Tochter, der Frau Speilgruber, gern gesehen, und Herr Stockel sagte zuweilen in guter Laune: „Eins weiß ich gewiß, und wenn ich's erleben möcht', wollte ich eine haushohe Freud' drum haben. Wann der Herr Professor einmal heirathet, seins Frau und Kinder gleich von

Anfang an Bürger im Sperl, denn vom Sperl läßt der nicht, just wie ich, ich hab'n lieb wie mein'n Augapfel. Ist's doch grad' als gehörten wir Alle so in caritatibus zusammen und wär'n nur Eine Familie."

„Was der Herr Stockel sagen, von wegen einer Bürgerschaft der Zukünftigen des Herrn Professors bei uns im Sperl, das bezweifle ich nicht", antwortete Frau Speilgruber lachend ... „der Sperl ist ihr schon jetzt ans Herz gewachsen, ohne daß sie'n nur einmal geschaut hat, wie soll's dann erst werden, wann's erst herkommt!" Schneller als Frau Speilgruber sich das Hierherkommen der mährischen Geliebten Egon's, denn der Poldel hatte der Adressatin der Briefe des Professors diese Bezeichnung gegeben, gedacht, erfolgte dies auch, da die sichere Verborgenheit Konstanze's außerordentlich gefährdet erschien, als Kaiser Joseph II. die Reise nach Mährisch-Neustadt zur Zusammenkunft mit Friedrich II. antrat. Die Art und Weise, wie der Kaiser zu reisen pflegte, konnte leicht eine Entdeckung des Asyls Konstanze's herbeiführen, da er stets den Eingebungen des Augenblicks folgte, den Reisewagen verließ und, nur von wenigen Getreuen begleitet, tagelange Touren in die abgelegensten Winkel der von ihm bereisten Provinzen machte, um Alles mit eigenen Augen zu sehen und

vom Zustande des Volks und dessen Beschwerden sich persönlich zu überzeugen. Wo konnte Egon einstweilen ein sichereres Asyl als den Sperl für Konstanze finden? Dies war der Grund, weshalb sie mit Cäcilie und dem treuen Toni nach Wien kam und im oftgenannten Gasthause Aufnahme fand. Welch ein Geheimniß diese wieder zu voller Schönheit gelangte Dame umgab, ahnten die Bewohner des Sperls freilich nicht und Egon machte sie mit demselben nicht bekannt. Auch Kasimir erfuhr nichts davon, sondern befand sich in demselben Glauben wie die Uebrigen. Nur Eins wußte er, daß Egon jeden Abend von Ankunft Konstanze's an im Sperl zu finden sei. Sie galt daselbst als eines mährischen Gutspächters Witwe, und diese Bezeichnung war für die einfachen, keinen Argwohn hegenden Leute hinlänglich. Kasimir freilich war anderer Ansicht, die er indeß Egon's willen für sich behielt. Ihm entging es nicht, daß Konstanze alle jene feinen Manieren besaß wie die Frauen in den höchsten Adelskreisen, daß ihre Bildung weit über die Grenzen der einer Gutspächtersfrau hinausgingen und Egon stets ihr die größte Ehrfurcht bewies, statt jener bürgerlichen Vertraulichkeit, wie sie in den Kreisen der Mittelstände üblich ist. Jedenfalls aber, dessen war sich Kasimir bewußt, denn die Bürgschaft

dafür basirte sich in den reinen und edeln Gesinnungen Egon's, trug das Geheimniß, welches die junge schöne, nur zuweilen etwas schwermüthig erscheinende Witwe umgab, den ehrenhaftesten Charakter.

Am Abend des Tages, wo die Kaiserin hinsichtlich des ihr vorgelegten Theilungsplans Polens an den Fürsten Kaunitz jenes für alle Zeiten denkwürdig bleibende Billet, das unleugbarste Zeichen ihrer Hochherzigkeit, geschrieben und im Durchschreiten des Bataillenzimmers der Freifrau von Dehm mit so harter, deren Hoffnungen mit einem male zerstörender Antwort zurückgewiesen hatte, war großes Appartement. Die Elite des Hofadels hatte sich eingefunden in den tageshell erleuchteten Gemächern. Man unterhielt sich bis zur Ankunft der Kaiserin. Fürst Kaunitz durchschritt mit Herrn van Swieten, dem Sohne des berühmten Leibarztes, die Gemächer im eifrigen Gespräch. „Wissen Sie, meine Damen, was Se. Durchlaucht soeben für eine Stelle bei Herrn van Swieten bekleidet?“ fragte Graf Wallis einige Damen.

„O, wie können wir das wissen!“ entgegneten mehre der Gefragten.

„Nun ich sage es Ihnen, aber keinen Verrath bitte ich, es ist ein sehr wichtiges Geheimniß.“

„Ah, was ist es? schnell, sprechen Sie, Graf.“

„Er spielt die Rolle eines preußischen Schulmeisters.“

„O, Sie Abscheulicher! fi donc! der Fürst und die Rolle eines preußischen Schulmeisters! hahaha!“

„Auf Cavalierwort, meine Damen, es ist so und nicht anders. Herr van Swieten ist nämlich als Gelehrter zum Gesandten am preußischen Hofe bestimmt worden, wie ich aus guter Quelle weiß, und es ist daher nur natürlich, daß Se. Durchlaucht ihn informiren, was dabei zu thun und zu lassen ist, denn man kann mit vielem Beifall Gesandter in Frankreich, Spanien, bei Sr. Heiligkeit dem Papst und selbst in der Türkei beim Sultan gewesen sein und doch in Berlin einen faux pas nach dem andern machen. Denn erstens heißt es dort: «Halte die Hunde in Ehren und mache keinen Anspruch auf einen Stuhl, auf den sich eine solche vierfüßige Herrlichkeit hingelegt hat; zweitens gewöhne dich an das Soldatenwesen, Schnurrbärte sind halbe Professoren in Preußen; drittens vergiß nie, daß Berlin eine große Kaserne voll schlechter Gesellschaft ist und daß die höllische Majestät sich aufs gründlichste langweilen würde, sollten Höchstdieselben sich länger als 24 Stunden daselbst aufhalten.» Ach, meine Damen, es ist das Trostloseste, was ich mir denken kann, zehn

Jahre nach Berlin verbannt zu werden. Da ist keine Heiterkeit zu finden, die Natur selbst weint Sand, man stirbt jeden Tag einmal regelmäßig, das Ennui ruinirt zuletzt auch den besten Magen."

„Sie machen uns ja eine fürchterliche Beschreibung von Berlin, Herr Graf", entgegnete Gräfin Saurau, die ehemalige Aja der jungen Erzherzoge und Erzherzoginnen.

„Aber wahrheitsgetreu, meine Gnädige, jedes Wort ein Evangelium", war jenes Antwort . . . „nur Hagestolze, alte Junggesellen finden dort ihr Elysium. Einen weiß ich, der sich dort prächtig befinden würde."

„Wer ist das?" frug man.

„Der Herr Staatsreferendar. Sehen Sie, wie er dort an der Wand lehnt, ganz aus Einem Gusse. Ich möchte wissen, wie ihm als Begleiter des Fürsten Kaunitz die neustädter Complimente gefallen haben. Er hat dabei gewiß köstlichen Stoff zu seinen ironischen Vergleichen gefunden. Mit Ihrer Erlaubniß, meine Damen, ich rufe ihn her, es wird pikant sein." Man bewilligte es als ein gutes Intermezzo. Binder trat mit einer steifen Verbeugung der Damengruppe näher, während Graf Wallis mit Vergnügen berichtete, der Herr Staatsreferendar sei gern erbötig, ihnen in seiner bekannten Manier ein paar Skizzen

über die Zusammenkunft des Kaisers und des Preußenkönigs in Mähren zum besten zu geben.

„Der Herr Baron werden uns sehr verbinden", antwortete Gräfin Saurau.

Und wieder verbeugte sich der Staatsreferendar aus dem Ganzen und hob dann an: „Meine gnädigen Damen, ich bin so glücklich gewesen, das Merkwürdigste unsers Jahrhunderts in Mährisch-Neustadt bewundern zu können, die Arrangements zu einem pompösen Carrousel."

„Ach, was Sie sagen! ... ein Carrouselarrangement? ... und hier in Wien hat man kein Wort davon gehört!"

„Natürlich, weil man eine Ueberraschung damit verbinden will. Daher wurde auch nur incognito Probe geritten, aber diese Probe fiel prächtig aus. Die preußische Majestät ritt höchstdero bekannten Bataillenschimmel «Speculation», ein anderer allerhöchster Herr tummelte einen süperben Fuchs und noch ein dritter hoher Herr paradirte auf einer brillanten Schecke, von der man nicht gewiß behaupten konnte, welches eigentlich ihre Grundfarbe sei, was ganz famos anzusehen war. Statt des gewöhnlichen Türkenkopfstechens hatte man etwas Nagelneues erfunden, das allgemeinen Beifall erwarb. Man stach nach

einem weiten Gewissen und hatte die seltene Befriedigung, daß Jeder den Preis dabei gewann, die preußische Majestät mit allerhöchstdero Bataillenschimmel jedoch den ersten, da sie in derlei gymnastischen Uebungen bereits vor Jahren schon sehr eclatante Beweise von Geschicklichkeit abgelegt hatten."

„Sie ironisiren, Herr Baron", lachte Gräfin Saurau.

„Madame, ich bitte, mir keinen Fehler zur Last zu legen, der meine Kindlichkeit in schlechten Credit bringen könne", entgegnete der Staatsreferendar ernst . . . „ich versichere Ihro Gnaden im Gegentheil, daß besagtes Carrousel noch auf Jahrhunderte hinaus besprochen werden wird, weil es, wenn die Aufführung so glückt, wie die vorläufige Probe zu Mährisch-Neustadt erwarten läßt, etwas ganz Extraordinäres wird."

„Und was haben Sie sonst noch bei dieser Gelegenheit wahrgenommen, Herr Baron?"

„Nun, außer einer prächtigen Komödie noch ein von spanischem Taback beschmuztes Conterfei von Oesterreich, was Se. Majestät von Preußen zu repräsentiren die allerhöchste Gnade hatten."

Man lachte allgemein, denn jeder der den Staatsreferendar Umstehenden, und es hatten sich mehre Cavaliere zu der Damengruppe gefunden, verstand

die Anspielung, da man in Wien genug Witze über das von Friedrich II. beliebte Changement seiner Uniform gemacht und zu der festen Ueberzeugung gelangt war, blau werde im Leben nie weiß. Der Baron sah sich aufgefodert, von der Komödie zu erzählen, deren er beiläufig erwähnt hatte. „Es sollte mich wundern, wenn er den Damen nicht eine oder einige bittere Pillen zu kosten gibt", flüsterte Graf Hatzfeld seinem Nebenmann, dem Grafen Harrach, zu. „Gewiß, ich erwarte Dergleichen auch, Binder verleugnet seine Natur nie", war die darauffolgende Antwort, und in der That rechtfertigte sich diese Voraussicht auch vollkommen.

„Mesdames", hob der Staatsreferendar an . . . „man sang italienisch, tanzte französisch und führte auch als Hauptstück eine deutsche Posse auf unter dem pikanten Titel: «Wie ein Affe zwei Vormünder braucht». Sie war ungemein lustig anzuschauen, und Jeder hatte auch die Freiheit, dabei zu weinen, wenn das ihm nämlich besser als das Lachen gefiel. Ich für meinen Theil habe beides gethan, weil die Weinenden sonst in der Minorität geblieben wären. Der Inhalt der Posse war sehr interessant, obwol besagter Affe nur allegorisch dargestellt wurde. Denken Sie sich, Mesdames, der eine Vormund war Frank-

reich, der seinem Mündel Deutschland, das durchaus keine Anlage zum Mündigwerden äußert, Kleidermoden und Speisen, Haarbeutel und Reverenzen und sonstige Zuträglichkeiten gibt und nebenbei aus der Sparbüchse das Taschengeld auszahlt. Es war sehr vergnüglich anzusehen, wie deutsche Männer für französische Drahtpuppen, deutsches Geld für französische Waaren, deutscher Ernst für französische Windbeuteleien, deutscher Verstand für französischen Unsinn hingegeben wurden. Besonders hübsch wurde dargestellt, wie ein geradegewachsener deutscher Mann eine von einem buckeligen Franzosen erfundene Kleidermode, worin derselbe dies überflüssige Ausrufungszeichen seines äußern Menschen gemächlich verstecken konnte, als wunderschön fand, und eine gesunde deutsche Frau sich glücklich schätzte, ebenso wie eine pariser Kokette ihr kalbledernes Backengerippe mit Kalk überpinseln zu können."

„Herr Staatsreferendar, Sie outriren auf sehr unangenehme Weise", rief die junge Gräfin Taffe indignirt.

„Meine Gnädigste, es ist mir sehr lieb, daß ich nicht der Verfasser dieser Allegorie bin, sonst würde ich mich höchst unglücklich fühlen, Ihren Zorn gerechterweise verschuldet zu haben, denn es muß immer

ein schwerer Vorwurf für einen Poeten bleiben, bei Damen Gefühle hervorzurufen, die aus gewissen Rücksichten zu keiner Zeit auf deren feinen Gesichtern einen Ausdruck finden können.“

„O diese Impertinenz!“ eiferte die junge Gräfin, welche sich besonders stark zu schminken pflegte, weshalb ihr Gesicht für jeden Schimmer von natürlicher Blässe oder Röthe unzugänglich war ... „man indignirt sich muthwillig, die Sottisen dieses Herrn anzuhören, der sowenig Politesse besitzt, sich noch auf seine Manier etwas einzubilden.“ Im höchsten Unmuth rauschte die Gräfin dahin, während der Referendar ihr mit größter Seelenruhe eine sehr tiefe, aber steife Reverenz nachmachte.

„Es ist wahr, Herr Baron, Sie verdienten diese Lection“, sprach Gräfin Saurau ... „Sie vergessen, daß die Gegenwart von Damen Ihnen das Gebot der Mäßigung bezüglich Ihrer stacheligen Bemerkungen auferlegt.“ „Pardon, meine Gnädige“, entgegnete der Staatsreferendar. „Wer wie ich das seltene Geschick gehabt hat, in einem Dornenbusche zur Welt gekommen zu sein, denn meine Mama überraschte meinen Herrn Papa auf der Reise mit meiner Wenigkeit in einem Gasthause des Namens, kann das dornige Element schwer ablegen. Die Heimat hängt

dem Menschen jederzeit an. Indeß auf besagtes unmündige Kindlein in der deutschen Posse wieder zu kommen, so steht zu hoffen, daß der demselben anklebende unangenehme Appendix heimatlicher Eigenthümlichkeiten bald ganz ausgemerzt werden wird, denn der zweite Vormund, den man glücklicherweise aufgefunden, wird die Gnade haben, es unter die Ruthe zu nehmen und zur Ergänzung der französischen Odeurs seinem Mündel kräftigen Juftengeruch zu empfehlen, nebenbei auch den Seineprofessoren, die zuweilen in ihrer Heimat unschuldige Perückenmacher waren, keusche petersburger Anstandsdamen im Erziehungswesen zu substituiren, nach welcher Aussicht zu schließen der Affe ein höchst veredeltes Species der europäischen Naturgeschichte werden wird."

„Man hat also in Mährisch-Neustadt eine Coalition mit Rußland beschlossen", raunte Hatzfeld dem Grafen Harrach zu.

„Gab es sonst keine Feierlichkeiten bei der Zusammenkunft der beiden Majestäten?" fragte Gräfin Saurau in der Absicht, den Staatsreferendar aus dem Gleise seines politischen Aergers zu bringen.

„Gewiß, gnädige Gräfin, Paraden und dergleichen, aber ich bin nicht capabel, davon zu erzählen, weil ich das Unglück habe, keine Dame zu sein."

Man lachte, und Gräfin Saurau sagte: „Es ist dies das erste Compliment, das Sie den Damen machen, Herr Baron, indem Sie uns einen feinern Beobachtungsgeist und eine größere Erinnerungskraft an besonders hervorragende Momente oder Erlebnisse, wie überhaupt Feierlichkeiten stets zu sein pflegen, zugestehen."

„Gewiß, meine Gnädige, ich erkenne das in Unterthänigkeit an", antwortete der Staatsreferendar... „und ich behaupte sogar, daß sich in dieser Bevorzugung Ihres Geschlechts auch der wesentlichste Unterschied in Bezug auf das unsere begründet. Wir Männer denken immer, deshalb betrachten wir Feierlichkeiten und Gepränge als Verstandespausen, Damen jedoch haben die ausschließliche Berechtigung, nur bei derlei Gelegenheiten zu denken und zu andern Zeiten dem Verstande Pausen zu gönnen." Mit der ehrfurchtsvollsten Verbeugung entfernte er sich.

„Nun, wir können zufrieden sein", brach die Baronin von Herms das Schweigen, welches wie ein Schreck auf der kleinen Gesellschaft lastete. „Die Politesse dieses Herrn ist von so aimabler Art, daß man ganz in seinem Sinne Gelegenheit zu einer Verstandespause bekommt."

„Binder verleugnet seine Natur nie, das steht

fest", sagte Graf Harrach lachend zu Hatzfeld, und Beide schlenderten Arm in Arm weiter. Allmälig erst erholten sich die Damen von der Artigkeitsäußerung des Staatsreferendars, man machte dem Verdruß über dieselbe auf alle Art und Weise Luft, bis Gräfin Saurau endlich sagte: „Wir haben eigentlich keine Ursache, diesem Herrn zu zürnen. Wir wissen ja, nach seinem eigenen Geständniß, daß er in einem Dornenbusch geboren worden ist, und der ganze Hof kennt ihn als ein Stachelgewächs. Erzeigen wir ihm nie mehr die Ehre, von uns nur im geringsten beachtet zu werden. Sei er hinfort für uns eine personificirte Verstandespause."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und man gelobte sich gegenseitig, eine Verschwörung unter den Damen des Hofes gegen den Staatsreferendar zustande zu bringen. Schon am heutigen Abend sollte ihm eine Probe davon werden., weshalb man sich zerstreute, um die übrigen Damen in dies Complot zu verwickeln, was eben keine Schwierigkeit machte, weil eine solche Strafe als etwas sehr Pikantes erschien.

Die Kaiserin blieb heute ungewöhnlich lange aus, was sonst nie in ihrer Weise lag, denn der abendliche Spieltisch war für sie stets von großer Anziehungs-

kraft. Sie spielte sehr leidenschaftlich und hoch Faro, ganz im Gegensatz zu ihrem Sohne, dem Kaiser, den jedes Kartenspiel anwiderte und welcher darin genau dem Beispiel Kaunitz' folgte.

Endlich erhielt man einigen Aufschluß über das verzögerte Erscheinen der Kaiserin in den Appartements, ohne jedoch den wahren Grund davon zu erfahren. Gräfin Trautson, hieß es, sei sogleich vom Wagen aus, der sie in die Burg gebracht hatte, zur Kaiserin beschieden worden, und daß weder die erhabene Frau noch die Gräfin in der Gesellschaft erschienen, gab zu allerlei Muthmaßungen Anlaß. Man flüsterte sich Andeutungen von Mishelligkeiten zwischen ihr und ihrem Gemahl zu, man spielte auf heimliche Verhältnisse an, welche die Gräfin unterhalte, und dergleichen mehr, was zum Ohre der Kaiserin gekommen sei. Andere meinten wieder, die Monarchin nehme an dem Grafen, welcher schon mehre Wochen krank liege, so viele Theilnahme, daß sie dessen Gemahlin zu sich befohlen habe, um von ihr genaue Erkundigung über seinen Zustand einzuziehen. Als besonders auffallend aber dünkte es Allen, als die Kaiserin, ohne von Gräfin Angelica begleitet zu werden, in den Appartements erschien, und wie man bemerkte, in einer nicht geringen Aufregung, die sich

sogar beim Spieltisch in ganz ungewöhnlicher Zerstreuung äußerte.

„Was mag da nur vorgefallen sein? ... eine Ungnade vielleicht?“ fragte man sich. Die Ueberraschung erreichte jedoch den höchsten Grad, als eine halbe Stunde später auch die Gräfin Angelica eintrat und der Kaiserin einige Worte ins Ohr flüsterte, worauf diese mit einem „Gut, gut, ich danke Ihr, meine liebe Gräfin“ antwortete. Ein vollkommenes Räthsel hatte sich also vor den beobachtenden Blicken der glänzenden Gesellschaft gestaltet, ohne daß man nur einen Punkt an demselben finden konnte, durch welchen es möglich gewesen wäre, in dasselbe einzudringen. Auch Gräfin Angelica wies in ihrem Benehmen große Unsicherheit. Sonst eine der liebenswürdigsten Gesellschafterinnen, erschien sie heute wortkarg, fand keinen Faden, eine Unterhaltung anzuspinnen oder fortzuführen, gab halbe, oft nicht einmal dem Gegenstand angehörende Antworten. Daß an eine Ungnade der Kaiserin gegen Gräfin Trautson nicht zu denken sei, zeigte sich deutlich, als die erhabene Frau in der neunten Stunde die Appartements verließ und der Gräfin den Wink gab, sie zu begleiten. Jedermann war nun überzeugt, daß es sich um eine höchst seltsame Angelegenheit handeln müsse, da sich Niemand

entsinnen konnte, daß die Kaiserin, außer zu Kriegszeiten, wo Verzug Gefahr war, Jemand verstattet hätte, um diese Stunde zu ihr zu kommen.

Es war auch wirklich eine höchst seltsame Angelegenheit, für die Kaiserin ein Geheimniß, für die Gräfin jedoch keins, nur eine Ueberraschung, welche sie in den tödtlichsten Schreck versetzte. Als sie zur Monarchin beschieden ward, fand sie diese in so großer Aufregung, daß es fast schien, als hätten ihre Sinne darunter gelitten. „Denke Sie sich, meine liebe Trautson ... ein Leichenraub ... eine gotteslästerliche Schändlichkeit ... man hat ein Bubenstück verübt ... ich bin außer mir!“ rief die Kaiserin athemlos ... „Dergleichen ist in meinen Staaten noch nie vorgekommen!“

„Ihro Majestät, ich verstehe nicht.“

„Rede Er, Herr Pfarrer“, befahl die Kaiserin einem Manne, den Angelica jetzt erst im Zimmer bemerkte ... „mir ist es nicht möglich ... das ist für mich zu viel ... ich kann mich noch nicht fassen ... großer Gott, welche Schandthat!“ Sie sank auf einen Sessel nieder und athmete so schwer, als läge Bergeslast auf ihrer Brust.

Der von der Kaiserin als Pfarrer Bezeichnete stellte sich Angelica als oberster Geistlicher des

Städtchens Szomolan vor und erzählte, daß die Verwandten seines Grundherrn, des Grafen Sigismund Erdödy, von dessen immer mehr zunehmendem unglücklichen Geisteszustande bewogen, sich entschlossen, berühmte Aerzte deshalb um Rath zu fragen. Einer dieser gelehrten Herren sei von ihnen gewonnen worden, den Grafen zu behandeln und womöglich herzustellen. Auf Rath dieses neuen Arztes wäre die ganze Lebensweise des Kranken verändert worden, und dieser Reform zufolge hätte auch der langjährige Hausarzt des Grafen Dr. de Luigi seine Entlassung erhalten. Unter der neuen Behandlung habe es auch geschienen, als träte Besserung in des Grafen Zustand ein; indeß nur für kurze Zeit, dann sei das Uebel viel heftiger aufgetreten, und das Phantom, das des Kranken zerstörtem Geiste als dessen verstorbene Gemahlin erschienen, habe ihn fast gar nicht mehr verlassen wollen. Der Arzt wäre daher auf ein drastisches Mittel verfallen, um diese entsetzliche Idee mit einem male zu zerstreuen; dem Grafen sollte die Ueberzeugung gegeben werden, daß die Leiche seiner Gemahlin ungestört in der Familiengruft ruhe. Die Verwandten Erdödy's fanden sich dazu ein, der Zufall hatte auch den Pfarrherrn von Szomolan ins gräfliche Schloß geführt. Man begab sich — der Graf

wurde getragen — in die Familiengruft. Der Sarg sei im Beisein von mehr als 20 Personen, einschließlich der nöthigen Arbeiter und Diener, geöffnet und ... leer gefunden worden. Die Bestürzung sei bei diesem Anblick allgemein gewesen. Der Graf selbst hatte entsetzlich aufgeschrien und mußte seiner Sinne ganz unmächtig fortgebracht werden. Daß ein Verbrechen hier stattgefunden, war die einstimmige Ueberzeugung, aber wer es vollbracht, wie es vollbracht worden, blieb ein Räthsel. Nur um eine Person drehte sich die Möglichkeit einer Aufklärung, um den von der Kaiserin Majestät nach Szomolan gesendeten Arzt Dr. Little, der auch die Einbalsamirung der Leiche der Verstorbenen übernommen gehabt. Er, der Pfarrer von Szomolan, sei nun von den Verwandten des Grafen als Augenzeuge an die kaiserliche Majestät geschickt, um deren Beistand zur Untersuchung dieses Verbrechens zu erbitten und vor allem den Dr. Little zur Verantwortung ziehen zu lassen.

Gräfin Trautson war von Dem, was sie gehört, so sehr bestürzt, daß ihr die Worte mangelten, ihrem Schreck einen Ausdruck zu geben. Sie war ja Mitwisserin dieses Doppelverbrechens, denn da schon des Doctors Schweigen von dem Wiederaufleben Konstanze's und deren geheimnißvoller Rettung aus

der Gewalt ihres nach ihrem Leben trachtenden Gemahls ein schweres Verbrechen war, so mußte die gegen die Kirche geübte Täuschung, einen leeren Sarg unter den üblichen geheiligten Ceremonien, der Einsegnung, der Gebete, Seelenmessen und des Traueramtes, beisetzen zu lassen, in den Augen Maria Theresia's, die vor jeder Entweihung der Religion schauderte, als ein Alles überwiegender Frevel erscheinen, für den keine Strafe zu groß war. Wenn es ruchbar wurde, daß sie, die Gräfin, darum gewußt, traf auch sie ein Theil der Strafe. Die Furcht, Egon werde, als Vollführer dieses Doppelverbrechens entdeckt, sie der Kenntniß desselben anklagen, schlug ihre Seele mit tödtlichem Schreck, sie sah sich in diesem Falle unrettbar verloren.

„Nun, ist das nicht entsetzlich?“ rief die Kaiserin ... „Gott im Himmel, welche Ruchlosigkeit!“

Ein glücklicher Gedanke fiel in der Gräfin von furchtbarer Angst belastetes Herz. „Glaubt der hochwürdige Herr Pfarrer an eine Betheiligung des Dr. Little bei diesem abscheulichen Verbrechen?“ fragte sie den geistlichen Herrn, der ohne Säumen die Antwort gab: „Nein, gnädige Frau, ich spreche ihn im voraus frei davon, ich habe ihn als einen ehrenhaften jungen Mann kennen gelernt. Welche Motive sollten

ihn dazu bewogen haben? ich kann mir keins denken. Daß ich als Vertreter der Familie Erdödy darauf antragen muß, den Doctor zur Verantwortung ziehen zu lassen, ist nur Form, die Untersuchung muß einen Anhaltepunkt haben."

Die Kaiserin schien über des Pfarrers Rede nachzudenken; dann sagte sie: „Warte der Hochwürdige hier ein wenig", und gab der Gräfin ein Zeichen, ihr zu folgen. Im dritten Gemach erst blieb sie stehen und redete zur Gräfin: „Der Pfarrer kann kein Motiv finden, ich aber kann es. Die selige Konstanze ist für den Dr. Little ein Gegenstand der Liebe gewesen, Sie, meine Gute, weiß davon nichts; aber ich weiß es bestimmt. Könnte der unselige Mensch nicht auf den tollen Gedanken gerathen sein, da er die Gräfin bei deren Leben nicht sein nennen konnte, sie als Todte besitzen zu wollen? Das wäre nicht unmöglich. Was meint Sie, er ist ja Ihr Hausarzt, Sie kennt ihn daher auch."

Angelica entging es nicht, daß in den Worten der erhabenen Frau die lichtere Färbung einer mildern Gesinnung durchleuchtete, und sie knüpfte an diese die Hoffnung, dem Doctor soviel Zeit zu retten, daß er entfliehen könne. „Kaiserliche Majestät", sagte sie . . . . „was ich gehört habe, hat mich so bestürzt gemacht,

daß mir die Zunge sogar den Dienst versagte, mein Entsetzen auszudrücken, Ihro kaiserliche Majestät sind Zeugin davon gewesen."

„Das ist wahr, meine Liebe, das muß ich Ihr bezeugen", war Maria Theresia's Antwort . . . „rede Sie nur weiter. Was denkt Sie denn in der Sache? rede Sie ganz offen."

„Ihro Majestät möchte ich zu Herzen führen, wie der Schein oft sehr trügerischer Natur ist. Wenn Dr. Little schuldlos ist an dem Verbrechen — und ich glaube Das bestimmt — welchen finstern Schatten muß ein gewaltsames Verfahren auf seinen Charakter werfen, seine Ehre als Arzt ist dann zerstört. Gäbe es nicht eine mildere Form, ihn . . ."

Die Kaiserin reichte ihr die Hand zum Kuß und sagte beifällig: „Das ist brav von Ihr und ich gestehe Ihr, daß ich schon ein mal in meinem Zorn dem Little und auch der unglücklichen verkrüppelten Frauensperson, die vor Jahren in dem Garten Ihres Vaters, des Grafen Losy, wie ein paar Liebesleute überrascht wurden, sehr Unrecht gethan habe. Ich war im Glauben, sie hätten eine unwürdige Amourschaft zusammen, und hab' Beiden schlecht mitgespielt. Nach fünf Jahren erfuhr ich erst die Wahrheit der ganzen Geschichte und hat mir in der Seel' leidgethan, nach

dem Schein geurtheilt zu haben.“ Die Kaiserin nahm das Erschrecken der Gräfin bei der Erinnerung an jene Ueberraschungsscene im Losy'schen Garten nicht wahr, sie war zu eifrig mit dem Gedanken beschäftigt, daß sie damals Unrecht gethan. Der Grundzug ihres Herzens, Güte und Gerechtigkeit, gewann in Augenblicken, wo sie sich an eine früher von ihr begangene Uebereilung erinnerte, stets die Oberhand, und eben diese jetzt bei ihr in Bezug auf Dr. Little so stark hervortretende Erinnerung ward die sie bestimmende Ursache, jetzt, wo der schwere Verdacht eines außergewöhnlichen Verbrechens auf ihn haftete, der Milde Gehör zu geben. Gräfin Trautson bemerkte kaum diesen Uebergang in den Empfindungen der erhabenen Frau, als sie auch nichts unterließ, ihr den Gedanken lieb zu machen, in der jetzigen Angelegenheit den Doctor nicht nach dem Schein zu verurtheilen. Sie war glücklich genug, eine Idee in dieser Beziehung aufzufinden, die der Kaiserin ungemein gefiel. Der Doctor, den Gräfin Trautson unter allen Umständen als schuldlos anerkannte, welche von ihr mit Bestimmtheit ausgesprochene Ansicht ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die erhabene Frau blieb, müsse selbst auf eine strenge Untersuchung des in der Erdö-

dy'schen Familiengruft geschehenen Leichenraubs antragen, ohne seiner Freiheit beraubt zu werden, „denn es scheint mir ein großer Unterschied in der Stellung einer Person zu sein, auf der ein Verdacht ruht, wenn gleich von vornherein derselbe als begründet angesehen und sie gewaltsam einer Untersuchung unterworfen wird, die schließlich ihre Schuldlosigkeit an den Tag bringt, oder wenn die mit dem Verdacht belastete Person sich dazu bestimmt sieht, selbst auf eine Untersuchung anzutragen", erklärte die Gräfin; „im letztern Falle ist wenigstens Ehre und Ruf der Person nicht zerstört, wie dies im erstern bestimmt sein muß, weil eine über dieselbe verhängte unfreiwillige Untersuchung schon einen hinreichenden Grund zur Annahme, daß man sie eines Verbrechens fähig halte, voraussetzt. Auch kann es der Erdödy'schen Familie gleich sein, ob der Doctor diese Untersuchung zu seinem Ehrenschutze anregt, oder ob sie von anderer Seite über ihn verhängt wird, wenn sie überhaupt nur ins Leben tritt."

„Sie spricht ja wie ein Advocat, meine Liebe, aber Sie hat nicht Unrecht", bemerkte die Kaiserin. „Der Doctor hat in Ihr einen guten Anwalt gefunden, er kann sich bei Ihr bedanken."

„Ihro kaiserliche Majestät, ich kann mir nichts

Schrecklicheres denken, als die Verdächtigung eines Schuldlosen", redete Angelica eifriger ... „Jeder entzieht ihm sein Vertrauen, und wenn ein Arzt und Lehrer an der Universität dieses sein größtes Kleinod verliert, glaube ich, ist es eben soviel, als wenn er moralisch getödtet wird. Je mehr ich an das die Leiche meiner geliebten Konstanze betreffende Verbrechen denke, umsomehr glaube ich beklagen zu müssen, daß man den Hausarzt des Grafen, ihres Gemahls, den Dr. de Luigi, entlassen hat. Vielleicht könnte man durch ihn dem wahren Sachverhalt näher auf die Spur kommen. Und ... doch den Gedanken wage ich nicht vor Ihro Majestät auszusprechen..."

„Thue Sie das nur in Gottes Namen. Was denkt Sie denn noch?"

Die Gräfin erklärte, daß vielleicht mit demselben Rechte auch eine Untersuchung über die Verwandten Erdödy's und den neuen den Grafen behandelnden Arzt eingeleitet werden könne, da die Habsucht in Familien oft zu den abscheulichsten Verbrechen geführt habe, und die Idee des Arztes, den Geisteskranken durch den Anblick der Leiche seiner im Sarge liegenden Gemahlin heilen zu können, doch eine sehr auffallend seltsame sei, die nothwendig zu mancher Muthmaßung Raum geben müsse.

Die Kaiserin erschrak vor der Idee, welche das geschehene Verbrechen auf Personen wälzte, an deren Urheberschaft sie nicht im entferntesten gedacht hatte; aber sie konnte nichts Haltbares gegen diesen Verdacht aufbringen, der nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit lag. War es undenkbar, daß die Habsucht von Verwandten eine Täuschung ersonnen, um den geisteskranken Majoratserben mit Einem Schlage zu tödten? Gräfin Trautson war ihres Sieges über die Kaiserin gewiß und hatte noch obendrein die Ueberzeugung, die Gunst derselben sicherer als je zu besitzen. Der Pfarrer von Szomolan erklärte sich mit den Ansichten der Gräfin vollkommen einverstanden, umsomehr, da, wie er sagte, er und seine Kaplane die Leiche der Gräfin bei der von ihm vollzogenen Einsegnung vor Schließung des Sarges in demselben hätten liegen sehen. Die Gräfin schlug der Kaiserin vor, die Leitung dieser geheimnißvollen Angelegenheit ihr zu überlassen. Ihr Gemahl solle den Professor noch heute Abend in der zehnten Stunde zu sich bescheiden lassen, was von Seite eines Kranken, da es schon öfter geschehen, nicht auffallend erscheine. Daselbst solle der Professor nicht nur den hochwürdigen Pfarrherrn von Szomolan, sondern auch zwei der vornehmsten Gerichtsherren treffen,

welche gleichfalls durch die Diener ihres Gemahls zu schleunigem Besuche bei demselben einzuladen seien. Im Beisein dieser Herren habe der Pfarrer die Ursache seiner Anwesenheit zu Wien zu erzählen, und der Eindruck, den diese Erzählung auf den Professor mache, müsse, zumal die Zeugenschaft von zwei der höchsten Gerichtsherren jeden Zweifel im voraus niederschlage, als entscheidend betrachtet werden. Unter Zustimmung der Kaiserin, welche sich in die Appartements verfügte, fuhr Angelica in einer Hofequipage nach Hause, um ihren Gemahl von dem Vorhaben und dem Wunsche der Monarchin in Kenntniß zu setzen. Aber sie fand bei dieser Gelegenheit einige Augenblicke Zeit, um flüchtig ein kleines Billet an Kasimir von Starkow zu schreiben, welches einer ihrer Lakaien, dem sie vertrauen konnte, zu schleunigster und verschwiegener Besorgung an den Adressaten empfing. Darauf fuhr sie nach der Burg zurück. Das Glück wollte ihr wohl, auf dem Corridor zu der Kaiserin Appartements begegnete ihr Kasimir. „Eilen Sie schnell in Ihre Wohnung, ein Billet von mir ist dort . . . retten Sie Ihren Freund, den Professor Little, er muß so schnell als möglich fliehen, wenn er nicht verloren sein soll", flüsterte sie ihm vorüberrauschend zu.

Hatte auch Angelica alle Ursache, mit ihrem Erfolge in Bezug auf die Kaiserin zufrieden zu sein, so wurde sie doch heftig von den angstvollsten Zweifeln gepeinigt, ob Kasimir den Professor auch an diesem Abend finden werde. Daher rührte ihre Unsicherheit, ihre Zerstreuung. Sie konnte nicht mit Aufmerksamkeit spielen, und promenirte, um Fassung zu erringen, durch die Gemächer. Der Staatsreferendar, den die Damenverschwörung bereits sichtbar vereinsamt hatte, begegnete ihr. Die tiefe fast spöttische Verbeugung des Mannes, über dessen vergilbtes Gesicht ein zweideutiges Lächeln huschte, erinnerte sie, daß er ihr Feind sei. „Sie sind sehr artig, Herr Baron“, sagte sie . . . „das läßt mich hoffen, daß Sie einen alten, längst hinter uns liegenden unangenehmen Zufall, jenen misrathenen Scherz, vergessen haben.“

„Nein, meine Gnädige, ich fühle kein Bedürfniß zu dieser Tugend“, antwortete der Staatsreferendar mit größter Höflichkeit.

„Wie? Sie denken immer noch an Revanche?“

„Ich bin an den Buchstaben gewöhnt, Madame.“

„Nun, Sie werden hoffentlich nie Gelegenheit finden, dies Talent gegen mich in Anwendung zu bringen.“

Binder blickte sie eine Secunde lang scharf an und sprach dann in einem fast gemüthlichen Tone: „Keine Selbsttäuschung, meine Gnädige, sie ist das Uebel aller Uebel. Ich sehe gut und habe auch combiniren gelernt, was für einen Staatsreferendar stets admirable Eigenschaften sind.“ Mit steifer Verbeugung verließ er die Gräfin, bei der die Erkenntniß, in diesem Manne, der keine Leidenschaft außer seinem Egoismus kannte, einen lebenslänglichen Feind zu wissen, kein wohlthuendes Gefühl hinterließ.

X.

Im Sperl saß gegen die Dämmerung desselben Abends der Dr. Seppel Speilgruber, den seine unglückliche Praxis um alle Patienten brachte, und welcher nicht selten von seiner Mutter, der Frau Emerentia, den Ehrentitel „Doctor Nichtsnutz“ erhielt, bei einem Fremden, dessen gebräuntes Gesicht und die scharfen Formen desselben auf südländische Abkunft deutete. Eine Flasche Ungarwein und zwei Gläser standen auf dem Tischchen vor ihnen, und der bereits genossene Wein schien die Beiden sehr vertraulich gemacht zu haben, denn sie sprachen eifrig, obwol leise zusammen. Ueber Seppel's Gesicht glühte der Schimmer des Weingeistes, und er fragte den Fremden: „Auf diese Art meint Ihr könne man ein reicher Mann werden?“

„Man muß es sogar werden, College“, entgegnete jener im schlechten Deutsch. „Denkt nur immer

an den Spruch: Die Welt will betrogen sein. Jeder bringt seine Waare auf den Markt. Keine wird mit mehr Gold aufgewogen als die unserige. Beim heiligen Leichnam! gibt's nicht eine Masse geheimer Sünden zu curiren, die entweder in Fleisch und Blut geschlagen sind, oder nach einer bestimmten Zeit als Fleisch und Blut offenbar vor der Welt werden? das bringt Geld, viel Geld. Reisen wir zusammen, Ihr als mein Famulus, theilen wir Gewinn und Arbeit. Die letztere ist leicht, federleicht, sage ich Euch, blos viel oder wenig reden, wie's paßt, und keine übertriebene Gewissenhaftigkeit bei den Curen. Können wir dafür, wenn ein Arcanum von einem alten reichen Filz, den sein Neffe gern beerben will, nicht vertragen wird und er die Augen zumacht und begraben werden muß, oder wenn eine galante Dame ..." der Redner unterbrach seine Worte und stierte zum Fenster hinaus.

„Redet nur weiter, Dr. Ambrosi", eiferte Seppel ihn an.

„Gleich, gleich ... kennt Ihr den Burschen da, der überm Hof nach uns hergegangen kommt?"

„Den? ja. Er ist Diener bei einer schönen hier im Sperl wohnenden Dame aus Mähren."

„Hm ... sollte ich mich denn so sehr täuschen?

ich meine, ich hätte den Burschen ehemals als Diener bei einem Arzt gesehen."

„Das ist nicht nur möglich, sondern auch gewiß, wenn der Arzt Dr. Little hieß. Bei dem war er früher."

„Dr. Little, ganz recht", stimmte der Fremde bei.

„Wenn Ihr des Doctors, seines frühern Herrn, Bekanntschaft machen wollt, so habt Ihr's hier im Sperl sehr bequem. Er kommt jeden Abend zu der schönen Dame aus Mähren, die hier wohnt. Sie ist seine Geliebte.

„So", entgegnete Jener gleichgültig . . . „mag's sein, ich kümmere mich nicht um ihn, denn ich . . ." abermals ließ der Sprechende eine Pause eintreten und sein Gesicht wies den Ausdruck des größten Erstaunens.

„Was seht Ihr denn schon wieder?" fragte Seppel ärgerlich . . . „das kleine verwachsene Weibstück, das mit dem Toni redet, wird Euch doch nicht als eine Schönheit in die Augen stechen?"

Jener gab nicht gleich Antwort und verfolgte mit den Augen die kleine verkrüppelte Frauengestalt, die aus dem Hause gekommen, mit dem Toni gesprochen hatte und mit ihm wieder ins Haus hineinging. Als sich auf dem großen weiten Hofraum außer drei hochaufgethürmten Frachtwagen und einigen Fuhr-

knechten nichts weiter wies, was seinen Blick fesseln konnte, wendete er sich zu Seppel zurück und sagte: „Diese kleine Misgestalt kenne ich auch von früher her. Bei wem ist sie denn jetzt?“

„Auch bei der schönen Dame aus Mähren, des Professors Little Geliebte.“

„Professor ist er jetzt? was der Mensch für Glück hat!“ rief der Fremde.

Für Seppel Speilgruber war dieser Ausdruck des Erstaunens eine wahrhafte Genugthuung, denn indem Jener Egon's rasches Emporkommen nicht als Folge dessen gediegener Wissenschaftlichkeit, sondern nur als die der blinden Zuneigung des Glücks anerkannte, nahm er ja auch unausgesprochen jede Beschuldigung, als sei das Unglück in der Praxis eine Folge geringer Kenntnisse in seinem Berufe, von Seppel. „O, das Glück, wie Ihr da ganz richtig sagt, hat nun einmal den Narren an ihm gefressen und wird ihn gewiß noch zum Leibarzt der Kaiserin erheben, denn der alte Herr Baron van Swieten liegt krank und wird wol nicht wiederaufkommen, wie es heißt. Der ist sein Mäcen und dürfte es wol an guter Empfehlung bei der Frau Kaiserin für den Professor nicht fehlen lassen. Alsdann wird der Glückspilz wol auch die schöne Frau Konstanze heirathen.“

„Frau Konstanze?“ fragte der Andere, und ein leises in den Bart gemurmeltes: „Hm, 's ist doch seltsam!“ folgte hinterdrein.

„Kennt Ihr die etwa auch? eine Pächterswitwe sagen's — wäre sie, aber der Teufel soll mich holen, wenn es wahr ist. Das ist eine Herrlichkeit um die Person, die mit meiner Großmam' und mit der Mam' ein Herz und ein Sinn ist, als gehörte sie von jeher in unsere Familie! Ich glaub' nicht, daß sie, solange sie hier im Sperl ist, einmal aus dem Haus gegangen sein wird. Nur im Garten geht's täglich promeniren, aber blos wann Niemand drinn ist. Ihre Fenster schauen auch hinaus im Garten, und wann Ihr Lust habt, könnt Ihr die feine Dam' schauen — da habt's hernach auch von der eine Ansicht.“

Der Fremde schien unschlüssig. „Was könnte mir das nützen?“ fragte er.

„Wenn auch nicht Euch, aber mir. Ihr habt soviel Leut' kennen gelernt, daß es doch möglich wäre, Ihr kennet sie auch. Habt Ihr mir nicht selber gesagt, Ihr hättet jahrelang in Mähren, und besonders viel auf dem Lande praktizirt? sollte es da soganz etwas Unmögliches sein, daß die Dam' Euch bekannt ist? Mir wär's lieb, wenn ich's erführ', wer sie

wäre, denn von einer Pächterswitwe ist schon keine Red' bei ihr. Da ist sie viel zu sauber, Händ' hat's so patschirlich und zart und weiß, wie's eine Fürstin nicht zarter haben kann." Der Andere willigte ein, jedoch nur aus Gefälligkeit für Seppel. Als die Dämmerung in ein ziemlich tiefes Düster übergegangen war, gingen Beide, ohne von Jemand beobachtet zu werden, nach dem Garten, dessen Pforte offenstand. Seppel bezeichnete seinem Begleiter die Fenster der Wohnung des Obergeschosses, durch die sie einen Einblick bei Frau Konstanze halten wollten, und schleppte eine Gartenleiter herbei, die er in die Aeste eines weitausgebreiteten kahlen Nußbaums anlegte, welcher vielleicht fünfzehn Schritt entfernt vom Hause abstand. „Was das für ein Unsinn ist! Ihr seid ein Narr", brummte der Fremde sehr misvergnügt; aber der Seppel ließ nicht ab, er glich einem Kinde, das hartnäckig auf seinem einmal gefaßten Sinn besteht. Indem sie die Leiter hinaufstiegen, fielen Lichtstrahlen aus den Fenstern herab, man hatte soeben Licht in das Zimmer gebracht. „Da sitzt meine Frau Großmam', und sie sitzt bei ihr mit dem Rücken gegen uns", flüsterte Seppel jenem zu ... „und da steht die kleine verwachsene Weibsperson am Tische."

Ambrosi langweilte sich ungemein auf dem Baum-

aste, der ihm zum Sitze diente, denn wie konnte ihn der Anblick eines kleinen Zimmers mit drei Personen ergötzen, von denen er zwei gar nicht kannte und die dritte größerer Aufmerksamkeit unwerth fand? Schon wollte er seinen Rückzug antreten, als der Seppel ihn mit der Mahnung zurückhielt: „Jetzt trollt sich die Frau Großmam', weil die Zeit ihres Abendsüppels kommt. Paßt auf, alleweil ist Frau Konstanze aufgestanden und leitet sie hinaus. Nun, gebt Acht, wann sie wieder hereinkommt."

Der zur Aufmerksamkeit Angeregte gab keine Antwort, er saß wie versteinert auf dem Aste. Frau Konstanze hatte beim Aufstehen das Gesicht nach außen gewendet, und ihr Anblick ihn mit einem so entsetzlichen Schreck geschlagen, daß er beinahe die Besinnung verlor. Sein Sitz war glücklicherweise genugsam breit, und mehre gleichstarke Aeste bildeten hinter ihm eine Art Lehne, daß er nicht herabfallen konnte. Es dauerte an eine halbe Viertelstunde, ehe Frau Konstanze wieder ins Zimmer zurückkehrte, Zeit genug für Ambrosi, sich von der grenzenlosen Ueberraschung zu fassen, die ihm so unerwartet zutheil geworden war.

„Ihr kennt sie also?" fragte Seppel, nachdem Beide heruntergestiegen waren.

„Ich weiß es nicht gewiß, ich kann mich durch eine ungeheure Aehnlichkeit täuschen . . . fast glaube ich das auch . . . ich müßte sie erst sprechen, um meiner Sache gewiß zu sein", antwortete der Gefragte.

„Mit wem meint Ihr denn, daß sie Aehnlichkeit habe?" drängte Seppel.

„Mit einer verstorbenen Dame von Adel; aber ich kann mich täuschen."

„Eine Todte ist's nicht, das ist sicher. Aber Ihr seid ein Malefizmensch mit Eurer Heimlichkeit, die Ihr da vor mir auskramt. Nun, da redet mit ihr; aber nachher schenkt mir reinen Wein ein, ich will Niemandes Narr sein, merkt's Euch." Ambrosi ging stumm neben ihm über den Hof ins Haus zurück. Der Eindruck des so unerwarteten Anblicks Konstanze's lastete noch so übermächtig auf ihm, daß es ihm Mühe machte, seine Gedanken zusammenzufassen; erst nachdem er mit Seppel noch eine Flasche Ungar getrunken hatte, ließ allmälig die Gewalt der Ueberraschung, welche sein Denken unwiderstehlich niederhielt, von ihm ab. „Wenn hier nicht ein höllisches Blendwerk mit unterläuft, so weiß ich nicht, was ich denken soll", redete er halb vor sich hin, halb zu Seppel . . . „ich habe die Dame, der sie so täuschend ähnlich sieht, vor zwei Jahren als Leiche gesehen.

Maledetto! ich werde närrisch bei dem Gedanken, daß sie es selbst sein könnte. Nein, es ist unmöglich, die Gräfin liegt in der Familiengruft der Erdödy . . . es ist nur ein wunderbares Naturspiel, das mich äfft."

„Halt einmal, was für einen Namen habt Ihr da genannt? Erdödy? nicht?"

„Ja, Erdödy . . . eine reiche ungarische Magnatenfamilie, deren Haupt die Dame, von der ich spreche, zur Gemahlin hatte, die aber auf Schloß Szomolan starb. Nun, was stiert Ihr mich so an, als wäre ich ein Gespenst?" fragte Ambrosi.

„Erdödy . . . Szomolan . . . der Satan soll mir's Genick umdrehen, wenn das nicht dieselben Namen sind, die ich vor ein paar Tagen im Vorbeihuschen am Toni und der verwachsenen Liebesgöttin habe von dem Erstern nennen hören. Würden sie mir denn auffallen, wenn sie mir ganz fremd wären?" Von nun an führten Beide ihre Unterhaltung ganz leise fort; daß sie für Seppel Speilgruber von steigendem Interesse sein mußte, bezeugte sein öfteres Schnalzen mit den Fingern, welches bei vielen Leuten mit zum Ausdruck des Erstaunens zu gehören pflegt, als wollten sie dadurch andeuten, daß die auf sie eindringende Ueberraschung ihr Herz zusammenzöge und dann plötzlich wieder weit aufklappen machte, dasselbe also

in einen ganz besondern Zustand versetze. „Hört, Herr College, wenn Das, was Ihr jetzt erzähltet, Alles buchstäblich wahr ist, ich meine, daß die schöne Frau Konstanze wirklich die verstorbene Gräfin sei, so häng' ich mich auf vor Freud'", schwatzte der Seppel. „Mein' Großmam', meine Frau Mam', der Poldel, mein Bruder, die ganze Speilgruberische Familie müßt' vor Schreck umfallen, wenn der Professor, den's mir immer als 'n halbes Weltwunder vorrühmen, ein Schnipfer wär', der sich so ganz im Geheim sein Plaisir macht und den Sperl für 'n Haus anschaut, das für seine Teufelei gerad recht ist. Das muß heut' Abend noch ins Reine, ich leg' mich nicht auf's Ohr, bis ich nicht weiß, was an der Geschichte ist."

Jener schien nicht recht Lust zu haben, heute Abend noch ans Werk der Entdeckung zu gehen, er entgegnete, es sei ihm lieber, die Dame zu besuchen, wenn der Professor nicht durch sein Kommen ihn dabei überraschen könne, denn er gestehe aufrichtig, er möge nicht mit ihm zusammentreffen, es sei früher schon keine Sympathie zwischen ihnen gewesen, und wäre es der Fall, daß die Dame nicht die verstorbene Gräfin sei, was doch eher möglich als nicht möglich sein dürfte, und er träfe ihn bei derselben, so möchte

er, Ambrosi, ihm gegenüber in eine sehr unangenehme Situation kommen.

„Gilt nichts, gilt Alles nichts!“ rief Seppel . . . „heut' soll's noch ausgespielt werden, nicht morgen erst. Was hat's denn für Gefahr dabei? Der Sperl ist ein Gasthaus für Alle und auf dem andern Flügel wohnen fremde eingekehrte Leut'. Nun, Ihr seid halt im Haus falsch gegangen, statt links, rechts. Wenn die Dam' nicht die Gräfin ist, und ich denk', das muß sich doch auf der Stell' zeigen, wenn Ihr in ihr Zimmer kommt, so habt Ihr nichts weiter zu schaffen, als Euch zu entschuldigen wegen des Irrthums, und geht wieder fort. Uebrigens werde ich auch auf dem Gang in der Nähe sein als Succurs, da dürft's also gar keine Furcht haben. Auf mich ist Verlaß.“

Jener konnte dem Drängen Seppel's nicht widerstehen, und von diesem geleitet, begab er sich in den Flügel des Sperlgebäudes, dessen Fenster theils in den weiten Hofraum, theils auf der Giebelseite nach dem Garten hinausgingen. Hier war Alles still, man hörte kein störendes Geräusch, die Familie Speilgruber hatte in diesem Flügel des Hauses ihre Wohnungen, und da dieselbe in der Regel sich unten in den Wirthschaftsräumen befand und nur in den

Frühstunden des Poldel zwei Kinder einiges Leben in die Räumlichkeiten dieses dem allgemeinen Verkehr entzogenen Theils des Sperls brachten, so blieben nur die alte Großmam' und Frau Konstanze nebst der Misgestalteten dessen einzige Bewohner für den übrigen Theil des Tages, bis der Spätabend, oder auch die Nacht erst die andern Familienglieder, wie die Frau Speilgruber, den Poldel mit Weib und Kindern und den Seppel in ihre Wohnungen wieder zurückführte. Dr. Ambrosi schien, als er in dem schmalen Gange neben Seppel hinschritt, von einer tief auf ihn einwirkenden Scheu befallen zu werden. Er horchte mit allen Zeichen von Befangenheit auf den starken gleichmäßigen Pendelschlag der alterthümlichen Wanduhr im Putzstübel. War es der Genuß des feurigen Ungars, oder sonst eine räthselhafte Anwandlung von Furcht, die er vor sich selber nicht rechtfertigen konnte, das ruhige Tiktak der Uhr klang wie Glockenschall in sein Ohr und drückte dem Wohllaute der hier herrschenden Ruhe das Gepräge des Feierlichen, Kirchlichen auf. So wenig geneigt Dr. Ambrosi auch für hohe edle Empfindungen war, so vermochte er doch nicht sich diesem Eindruck zu entziehen. Nachdem ihm Seppel die Thür zur Wohnung Frau Konstanze's angezeigt und sich in den Gang

wieder zurückbegeben hatte, wo er die Dinge erwartend in seine Stube trat, klopfte Jener leise an die ihm bezeichnete Thür, welche sogleich geöffnet wurde.

Ein einziger Blick war hinreichend, um den bis zu diesem Moment furchtsamen Ambrosi die Ueberzeugung zu geben, daß er sich keines Irrthums schuldig halten konnte. Von tödtlichem Entsetzen bei seinem Anblick ergriffen, war die Thür Oeffnende, die kleine misgestaltete Cäcilie, in die Knie gesunken, unfähig einen Laut hervorzubringen und Frau Konstanze taumelte an einen, brennende Kerzen tragenden, in Mitte des kleinen Gemaches stehenden Tisch an, mit dem unwillkürlichen Ausrufe des Schreckens: „Dr. de Luigi!“ Es bedurfte nichts mehr als diese Ueberzeugung auf Seite des Doctors, seinen Namen und also auch seine Person hier gekannt zu sehen, um seinen Muth augenblicklich emporzuschnellen. Das Bewußtsein, Herr der Situation zu sein, versetzte ihn sogleich in die Stellung eines Gebieters, von dessen Winke Leben und Tod abhängt, jetzt fühlte er sich von aller Furcht frei, und rasch die Thür hinter sich zuziehend, trat er in das Gemach ein.

„Ihro gräflichen Gnaden Gedächtniß ist sehr gut, und ich freue mich des seltnen Glücks, meinen ketzerischen Unglauben hinsichtlich einer Auferstehung des

Fleisches in Hochdero Person widerlegt zu sehen", redete Dr. de Luigi mit einer nachlässigen Verbeugung, wodurch er seine Stellung ihr gegenüber auf das schlagendste ausdrückte. Von Seiten der Gräfin erfolgte keine Antwort, der Schreck beherrschte sie ausschließlich. Cäcilie, vom Entsetzen ganz irr geworden, starrte ihn an, und hatte ebenfalls kein Wort für die sie zu Boden drückende, ihr Denken ganz überlastende Empfindung.

Dr. de Luigi nahm ohne weiteres von einem Stuhle Besitz, ließ sich gemächlich in denselben nieder und weidete sich schweigend an dem so sichtbaren Eindruck seines Erscheinens. Dies Benehmen war nur der Ausfluß der Gemeinheit seines Wesens, welches sich jetzt, wo er das Uebergewicht der Situation auf seiner Seite fühlte, zu jener vollen Geltung erhob, die vielleicht mit der Gier eines vor Hunger Verschmachtenden, der Alles vergessend sich über eine Speise wirft, zu vergleichen sein dürfte. Wenn für edle Charaktere es ein unabweisliches Bedürfniß ist, in allen Lebenslagen durch die Ausstrahlung ihres innern Gehalts wohlthuend zu wirken, so muß es im richtigen Verhältniß auch ein gleiches Bedürfniß für gemeine, niedrigdenkende Menschen sein, den Fonds ihrer sittlichen Verworfenheit bei jeder sich ihnen bie-

tenden Gelegenheit zum Ausdruck zu bringen, besonders wenn sie sich in frühern Stellungen gezwungen sahen, ihrer Existenz wegen zu heucheln. Wie Tag und Nacht ihre Berechtigung im Lichte oder im Dunkel finden, so auch der edle und der unedle Mensch durch die Verschiedenheit ihres Thuns. Dr. de Luigi feierte einen Moment der Rache, indem er das Vergnügen genoß, sich als Herr und Gebieter Derjenigen zu sehen, vor der er sich früher beugen mußte; er fand es daher nicht nöthig, sich in irgend eine Schranke des Anstandes zu zwingen: im Gegentheil, die Verletzung des sittlichen Gefühls erhöhte die Freude seiner pöbelhaften Seele.

Nachdem eine Weile verstrichen war, in der er sich ergötzt an dem Ausdruck des Entsetzens, welches seine Gegenwart bewirkte, fragte er spöttisch: „Wollten die Frau Gräfin mir nicht berichten, wie sich's in der Familiengruft der Erdödy ruht? ich bin Arzt und für Curiosa der Art sehr eingenommen."

Die Gräfin gab noch immer keine Antwort; der Italiener ließ abermals eine Weile hingehen, dann sprach er im veränderten Tone: „Ich befehle Ihnen, mir Rede zu stehen, Madame."

„Mein Gott! . . ."

Dieser Ausruf des Erschreckens vor der tiefen

Erniedrigung, in die sich Konstanze diesem Manne gegenüber versetzt sah, der nie ihr Vertrauen besessen, brach die Fessel des Schweigens, in die das Entsetzen bei seinem Anblick sie geschlagen hatte.

„Sie scheinen im Irrthum zu sein, Frau Gräfin, ich bin jetzt Ihr Gott", entgegnete de Luigi höhnisch. „Eine solche Verwandlung meiner in Ihren Augen stets so geringen Person hätten Sie sich gewiß nie träumen lassen; nun, ich auch nicht. Sie sehen, ich bin sehr aufrichtig. Aber es ist und bleibt einmal so. Ich halte Sie für vernünftig genug, einzusehen, daß von Ihrer Seite jeder Widerstand gegen meine Anordnungen vergeblich ist. Sie werden mir zu Ihrem Gemahl zurückfolgen."

„Zu meinem Gemahl?" rief die Gräfin außer sich . . . „ach sagen Sie in den Tod." Nach einer Weile fuhr sie fort: „Mein Herr, ich kenne nicht den Zufall, der Sie zur Entdeckung meiner Person geführt hat, aber sei er, welcher er wolle, so bin ich Ihnen gegenüber doch immer die Gräfin Erdödy und erinnere Sie daran, daß selbst, wenn mein jetziges Leben das größte Verbrechen wäre — und es ist keins, ich entging nur dem Verbrechen, welches mein Gemahl durch Ihre dienstfertige Hand an mir verüben lassen wollte — Sie nie das Recht haben,

Ihre Stellung gegen mich als aufgehoben zu betrachten."

De Luigi konnte ein Zusammenzucken bei der Gräfin Hindeutung auf sein an ihr verübtes und wie ihr Leben bezeugte, wenn auch ihm unerklärbar, aber doch vereiteltes Verbrechen nicht verbergen. Es entging ihr nicht und sie fand einen Anlaß darin, ihn des bösen Gewissens zu zeihen, das sich soeben ihr verrathen habe; indeß der Italiener, den wol ein plötzlicher Schreck für einen Moment überraschen, aber kein Gewissensbiß einschüchtern konnte, antwortete mit großer Ruhe: „Madame, es ist sehr erklärlich, daß in den zwei Jahren, wo Sie die Gräfin Erdödy in der Familiengruft Ihres Gemahls wohlgebettet schlummern ließen, Sie auch für den Nothfall einer Entdeckung auf eine Vertheidigung gedacht haben. Jeder begreift das; aber Sie sind leider in der Wahl dieser Ihr geheimes Fortleben betreffenden Entschuldigung unglücklich gewesen, sie ist zu unhaltbar und trägt den Charakter eines plump ausgesonnenen Märchens. Welche Beweise hätten Sie für das dem Herrn Grafen und mir angedichtete Verbrechen?"

Konstanze, welche sein Zusammenzucken bemerkt hatte, und durch die Nothwendigkeit gezwungen, ihm

gegenüber sich in der Würde, die ihr das Bewußtsein der Herzensreinheit gab, zu erhalten, sie geltend zu machen, zögerte nicht, von der Art und Weise zu sprechen, wodurch sie in die seltsame Lage versetzt worden, todt für die Welt, in der sie bis dahin gelebt, zu sein, aus allen Verhältnissen zu scheiden. die damals sie so unglücklich gemacht hatten. „Ja", sagte de Luigi beistimmend . . . „Ihre Ehe war nicht die beste, der Graf fühlte sich als Ihr Gemahl elend genug. Nicht Jeder ist zum geduldigen Ertragen ehelichen Unglücks geschaffen. Das Alles aber begründet Ihre Anklage auf Mordversuch von Seiten Ihres Gemahls durch meine geringe Person gegen Ihr Leben nicht, man wird sie nur als Das erkennen, was sie auch ist, als eine sehr übel combinirte Vertheidigung. Dr. Little ist als Ihr Beistand in dieser Sache leider keine glaubbare Person. Madame, man muß schlagende Beweise haben, will man ein Verbrechen durch ein anders als unabweisbare nothwendige Folge desselben entkräften. Doch es ist nicht mein Amt, Ihnen dies auseinanderzusetzen, andere des Rechts kundige Personen werden diese Mühe übernehmen. Sie hatten die Gnade, mich vorhin daran zu erinnern, daß Sie mir gegenüber immer die Gräfin Erdödy blieben, und meine Stellung zu Ihnen

die frühere sei. Ich bin von dieser Wahrheit ebenso sehr durchdrungen, wie von der Ueberzeugung, daß meine Pflicht gegen den Grafen, Ihren Herrn Gemahl, gleiche Rechte auf mich beansprucht. Sie werden mir daher keine längere Weigerung entgegensetzen und ohne weiters mir folgen. Wir werden die Nacht durch fahren, und ich hoffe, Sie morgen Mittag wieder Ihrem Herrn Gemahl zurückgeliefert zu haben. Welche Verständigung zwischen Ihnen und ihm dann stattfinden wird, ist nicht meine Sache, meine Schuldigkeit besteht nur darin, Ihnen zur Wiedererlangung des Namens einer Gräfin Erdödy hülfreich zu sein, da der Charakter einer mährischen Pächterswitwe so wenig mit Ihrem Range und Ihrer Ehre verträglich ist."

Die Gräfin verlor die Fassung; die ruhige eisige Entgegnung des Italieners, durch welche der tiefgreifendste Hohn unter höflicher Form in ihr Herz schnitt, tödtete sie fast moralisch. Sie gerieth so sehr außer sich, daß sie ihn um Menschlichkeit, Barmherzigkeit anflehte. „Lassen Sie mich todt für Alles bleiben, was ich mit meiner Flucht von Szomolan verlassen habe!" rief sie.

De Luigi's Gesicht wies ein Lächeln. „Wie schön Sie geworden sind!" redete er, sie betrachtend . . .

„die mährische Luft hat Ihnen wohlgethan. Dr. Little wird sich jedenfalls sehr darüber freuen, nicht wahr?“ Bei diesen Worten klopfte der Italiener sie vertraulich auf die Wange. Konstanze trat vor dieser Liebkosung erbleichend zurück, der eisige Schauer der Empfindung, durch die Vertraulichkeit dieses von ihr verabscheuten Menschen mehr entehrt zu werden als durch seinen Hohn, durchzitterte sie fieberhaft. „So schüchtern, meine Gnädige?“ fragte de Luigi lauernd. „Geben Sie doch die Maske der Tugendheldin auf, sie will nicht recht passen für eine Frau, die sich diebischer Weise den Rechten ihres Gemahls zu entziehen wußte und im Geheimen ihrem Galan jeden Abend ein Rendezvous gestattet.“

Die Gräfin wankte wie vernichtet von diesem entehrenden Vorwurf, der sie mit einem male in den Abgrund der Tiefgesunkenen ihres Geschlechts stürzte, an die Wand zurück; Cäcilie, von welcher unterdeß, wenn auch nicht der Schreck, doch dessen sie lähmende Fessel abgelassen hatte, eilte auf sie zu und umklammerte sie mit der Angst eines Kindes. „Konstanze! meine gute liebe Konstanze!“ rief sie . . . „verachte den abscheulichen Menschen, der es wagt, deine Seele zu kränken. Niemand weiß es besser als ich, wie edel und rein von jeder Schuld, von jedem Vorwurf

dein Herz ist. O meine arme Freundin, daß eine solche Lästerung dich treffen mußte!" Indem Cäcilie die Gräfin umklammert hielt, fühlte sie, wie deren Körper sich in ihren umfangenden Armen zu strecken schien. Erschrocken sah sie an ihr in die Höhe. In dem von der auf sie gehäuften Schmach erblaßten Antlitz der Gräfin erblickte sie tiefen Ernst. Auf Cäcilie's Haupt die Hand legend, sprach Konstanze mit Ruhe: „Die Lästerung war nöthig, um mich mir selber wiederzugeben. Ich war mir ungetreu geworden, hatte meine Ehre vor diesem Elenden erniedrigt, und die Strafe konnte nicht ausbleiben. Gehen Sie, Dr. de Luigi, verlassen Sie dieses Zimmer. Von diesem Augenblick an gibt es kein Geheimniß mehr, in das ich mich vor der Welt zu hüllen beabsichtigen könnte. Ich selbst werde den Schleier zerreißen, der mich zwei Jahre lang vor Entdeckung sicherte. Die Kaiserin sei Richterin in meiner Sache. Gehen Sie... ich habe nichts mit der Gemeinheit zu schaffen, deren Vertreter Sie sind. Ich verachte Sie im tiefsten Herzen."

Diese plötzlich und dem Italiener so unerwartet kommende Umwandlung in der Gräfin Benehmen verfehlte ihren Eindruck nicht auf ihn; nicht daß ein edles Gefühl ihn bewegt hätte, dessen war er nicht

fähig, aber er fühlte gleichsam unter seinen Füßen Grund und Boden wanken, er beherrschte sie nicht mehr, sie war die Meisterin der Situation geworden, und er stand gebrandmarkt vor ihr in seiner ganzen Niedrigkeit. Ehe er noch über diese veränderte Stellung nachdenken konnte, wurden lebhafte Schritte in dem langen Gange hörbar, bald darauf klopfte es an die Thür und der Professor trat in das Gemach, blieb aber von de Luigi's Gegenwart wie gebannt stehen. Gräfin Konstanze sah seine Bestürzung, sie hielt es für Pflicht, ihn schnell über dies Zusammentreffen aufzuklären, um ihm den Standpunkt zu geben, den er gegen de Luigi behaupten mußte.

„Mein treuer Freund", sagte sie zu Egon . . . „mein Geheimniß hat sein Ende gefunden, die Anwesenheit dieses Menschen ist Ihnen Beweis dafür. Wie auch mein Schicksal komme, ich bin bereit, dasselbe zu ertragen. Sie haben edel an mir gehandelt, ich kann es Ihnen nicht anders lohnen, als durch das Versprechen, daß es nichts in der Welt geben wird, was den Gedanken an Sie aus meiner Seele tilgen kann. Daß auch Sie durch die Entdeckung meines Geheimnisses werden leiden müssen, ist für mich ein schwerer Kummer, leider kann ich es nicht ändern, sonst sollten Sie leer von aller Strafe aus-

gehen; aber die Welt richtet nur nach dem Schein.“ In den Augen der Gräfin glänzten ein paar schwere Tropfen.

Der Professor fühlte sich heftig erschüttert. „Wie? de Luigi will es wagen, Ihr Geheimniß zu verrathen?“ fragte er ... „de Luigi, der nichtswürdige, verworfene Giftmischer, dessen Verbrechen an Ihnen ich vereitelte? O glauben Sie das nicht, Frau Gräfin, de Luigi wühlt nicht in seinem eigenen Fleisch und Blut. Seine Schurkenseele weiß zu gut, daß er sich selbst verräth, kein Giftmischer schreit sein eigenes Verbrechen aus. Antwort, de Luigi! ... bringt Verrath an der Gräfin Ihnen Vortheil?“

„Ich habe keinen andern davon, als das Bewußtsein, gegen den Grafen, meinen Herrn, meine Pflicht erfüllt zu haben ... was Sie von einem vereitelten Giftmorde reden, ist eine nutzlose Erfindung; ohne Beweise ist keine Anklage zu begründen, ich kann derselben ruhig entgegensehen. Aber ich glaube, das wird bei Ihnen nicht so der Fall sein, da Ihr Verbrechen in einer lebendigen Zeugenschaft besteht.“ Eine Pause folgte. Jede Muskel in Egon's Gesicht zitterte, der Zorn durchschüttelte seinen Körper so sichtbar, daß Cäcilie in Angst seine linke Hand ergriff, als wollte sie, das schwache Wesen, ihn von

jedem Ausbruch desselben zurückhalten. Nach einer Weile, in der er sich sichtliche Mühe gab, sich selbst zu beherrschen, sagte er: „Doctor, Sie kennen den wunderbaren Kreislauf der Stoffe, wie ich ihn kenne, Sie wissen, daß die Natur aus dem Unedelsten Edles schafft, um ihre Zwecke zu erreichen, bei Ihnen aber hat sie das Unedle in seiner vollen Abscheulichkeit unverwandelt gelassen, Sie sind ein vollkommenes Scheusal!“

„Warum diese Schmeichelei, Herr Professor?“ fragte jener ... „glauben Sie mich damit zu gewinnen?“

„Ich bitte Sie, mein Freund, Ihren gerechten Zorn zu zähmen. Entfernen Sie sich, de Luigi, Ihr längeres Verweilen ist eine Beleidigung für mich. Sie kennen meinen Entschluß.“

Dr. de Luigi wollte der Weisung Folge leisten, Egon hielt ihn jedoch zurück. „Er muß bleiben“, sagte er zur Gräfin. „Uebernahm er von seinem Herrn, dem Grafen, den Auftrag, das Wasser in Ihrem Becher zu vergiften und Sie dadurch zu tödten, so wird er ohne Weigern auch von mir einen Auftrag übernehmen. Sprechen Sie, de Luigi, wer weiß außer Ihnen um das Geheimniß der Gräfin?“

„Niemand“, entgegnete der Italiener, durch den

Ernst des ihn mit Gewalt Zurückdrängenden unsicher werdend.

„Das wäre gut, indeß es würde auch nicht schaden, wenn Viele darum wüßten. Der Giftmordversuch an der Frau Gräfin war für Sie ein Geschäft, das in keinem Fall unbelohnt blieb ... schweigen Sie! ... Haben Sie die Wahrheit geredet, daß Niemand außer Ihnen das Geheimniß der Frau Gräfin kennt, wohl Ihnen, Sie haben dann ein Geschäft gemacht, welches Ihnen tausend Dukaten einbringt."

„Mir?" fragte de Luigi erstaunt.

„Ja, Ihnen, denn ich kaufe Ihnen mit dieser Summe Ihre Kenntniß um dies Geheimniß ab. Aber ich verlange auch eine Bürgschaft Ihres Schweigens dafür." Der Italiener ließ nur ein kurzes tiefes Brummen hören. „Sie finden natürlich, daß man einem Giftmischer kein Vertrauen auf Wort oder Schwur geben und ihn noch obendrein mit einer Summe für sein Schweigen belohnen wird, da er als Auswurf der menschlichen Gesellschaft am nächsten Tage schon Verräther werden kann", redete Egon weiter. „Ich fodere nichts mehr, als daß Sie sich schriftlich zu dem von Ihrem Herrn, dem Grafen, Ihnen aufgetragenen, von Ihnen verübten und von

mir vereitelten Giftmord an dessen Gemahlin, der Frau Gräfin, bekennen. Diese Schrift, in unserer Hand, wird der Schutz unsers Geheimnisses sein, sie wird jeden Verrath von Ihrer Seite unmöglich machen, denn Niemand ist vorsätzlich sein eigener Verräther. Bei Gott dem Allmächtigen, Sie kommen nicht von der Stelle, ohne dies schriftliche Geständniß vor meinen Augen hier abgelegt zu haben."

„Halten Sie mich für toll?" rief de Luigi . . . „ich soll mich schriftlich eines Verbrechens anklagen, das mir den Tod bringen könnte?"

„Sie sollen, Sie müssen es!" entgegnete der Professor entschieden . . . „nur dann ist das Geheimniß der Frau Gräfin gesichert."

„Nein, nein! lassen Sie mich . . . ich schreibe nicht!" rief de Luigi, und wollte die Thür gewinnen. Der Professor schleuderte ihn nach dem Fenster zurück und riß den Degen aus der Scheide. Konstanze rief in Angst: „Egon, mein Freund, was wollen Sie beginnen?"

„Einen Schurken zur Treue zwingen", antwortete Dieser . . . „Frau Gräfin, sein Geheimniß muß an das unsere gekettet werden. Cäcilie, geben Sie Papier, Tinte und Feder. Setzen Sie sich, Doctor, heute schreiben Sie Das, was ich Ihnen dictire,

morgen Mittag holen Sie die tausend Dukaten bei mir ab. Das Geschäft ist besser als Sie denken."

De Luigi's Muth schien gebrochen, er setzte sich an den Tisch und schrieb Wort für Wort nach, wie ihm Egon langsam in die Feder sagte. Aengstlich blickten seine Augen zuweilen nach dem bloßen Degen, mit welchem der Professor zwischen ihm und der Thür stand, das Licht der Kerze blitzte auf den blanken Stahl dieser Staatswaffe. Plötzlich rief Cäcilie: „Um Gotteswillen, was ist dir, Konstanze?" Die Gräfin schien einer Anwandlung von Ohnmacht zu unterliegen. Die heftig auf sie eindringende Empfindung des Schreckens trat jetzt in einer momentanen Nachwirkung auf. Egon verlor nach Konstanze sich hinwendend den Schreibenden nur auf ein paar Secunden aus den Augen, welche Gelegenheit derselbe auch sogleich benutzte, und mit einem raschen Satze die Thür erreichend, diese aufstieß und den Gang entlang flüchtete; aber unmittelbar hinter ihm her, um ihn zurückzuhalten, eilte auch Egon, den Degen in der Hand, ihm nach.

Wie klein sind meist die Ursachen großer Wirkungen! Kinder des Augenblicks sind sie, Vorläufer der Zukunft, und die ihnen zunächst folgende Minute ist schon das erste Glied in der Kette, welche das Ge-

schick um sein Opfer schlingt. Das starke Geräusch, welches der schwerfällig voranspringende de Luigi auf dem hölzernen Fußboden des Ganges machte, ward die Ursache, daß Seppel, davon aufgeschreckt, aus seiner Stube eilte, wo er, den Doctor erwartend, von der Schwere des Weingeistes in einen dämmernden Zustand versetzt sich gefühlt hatte. Sein plötzliches Erscheinen in dem nur von einem schwachen aus der Tiefe leuchtenden Streiflicht zum Viertel erhellten Gange — denn Cäcilie, von Angst getrieben, hatte einen Leuchter mit brennender Kerze vom Tische gerissen und eilte dem Professor nach — erschreckte den von Hast verblendeten Italiener so sehr, daß er, ihn nicht erkennend, zurückprallte. In diesem Augenblick ergriff ihn Egon auch bei der Schulter. De Luigi machte eine schnelle Bewegung seines Körpers in einer halben Wendung zurück nach seinem Verfolger, um dessen fühlbare Hand los zu werden, und im Moment entglitt ein Schrei seinem Munde; die Spitze von Egon's Degen durchfuhr im Nu seinen Unterleib, er selbst hatte sich in diese Waffe gerannt.

„Ich bin ermordet!“ Mit diesem Rufe taumelte de Luigi zurück auf Egon zu, der jetzt erst durch die Wucht des Körpers des Durchbohrten, welche ihm Arm und Hand, in der er den Degen hielt, so sehr

zurückdrückte, daß er unwillkürlich den Letztern fallen ließ, wahrnahm, was geschehen war. Mit dumpfen Gepolter stürzte de Luigi zu Boden. Cäcilie war in diesem verhängnißvollen Moment mit der Kerze so nahe gekommen, daß diese über die drei hier befindlichen Personen ihre Hellung verbreitete. Ein Blick war für Egon genug, um zu erkennen, daß de Luigi zum Tode verwundet sei. Cäcilie stieß einen Laut des Entsetzens aus, als sie sah, daß der am Boden Liegende krampfhafte Bewegungen machte, als wollte er sich aufraffen, und doch wieder zurückfiel.

„Ein Mord! . . . ich bin schuldlos an diesem Morde . . . Gott weiß es!" sprach Egon, und beugte sich nieder, die sonst so friedliche Waffe aus de Luigi's Leibe ziehend. Ein ohrenzerreißender Weheschrei bezeugte den rasenden Schmerz des Italieners. Der Seppel war bisjetzt wie verdummt von dem, was er gesehen; aber der blutige Degen machte ihm nun mit einem male Alles klar. Mit einer Löwenstimme schrie er: „Mord! Mord! zu Hülfe!" Der Ruf hallte furchtbar durch den Gang ins Haus hinunter, die greise Veronica öffnete die Thür ihres Gemachs. „Retten Sie sich!" rief Cäcilie in Todesangst.

Das Wort schlug in Egon's Seele wie ein Blitz, er wollte fliehend die Treppe gewinnen, da griff ihn

aber der Seppel fest. „Du bist ein Mörder ... du kommst nicht fort!“ rief er. Egon hörte nichts mehr, mit Riesenkraft drang er zur Treppe, den Seppel, der sich polypenfest an ihn angehangen, mitschleppend. „Mörder! Mörder! zu Hülfe!“ brüllte der Seppel — unten wurden Stimmen laut. Da, ein Augenblick nur, und der Seppel stürzte kopfüber die gewundene Treppe hinab, Egon rannte zurück durch den Gang an Cäcilie und dem in seinem Blute sich wälzenden Italiener vorbei, in Konstanze's Zimmer. Wenige Secunden später war er durchs Fenster in den Garten entflohen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lubojatzky, Franz Anton,

Maria Theresia und ihre Zeit historischer Roman ; in drei Theilen

Bd.: 2

Leipzig (1857)